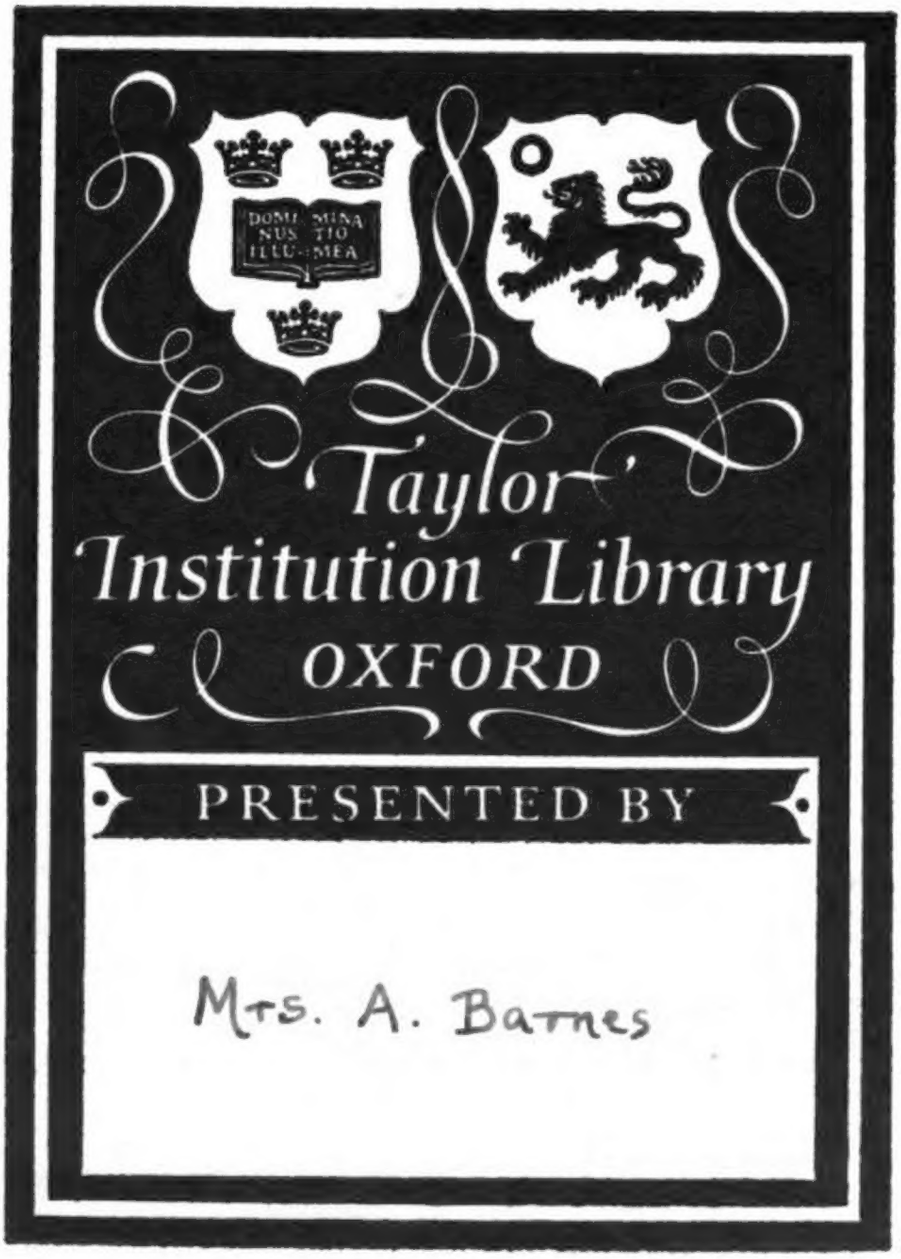
Vet. Ger. III B. 1009



Digitized by Google

Sarah Austin
from Fr. v. Goethe?

Gespräche mit Goethe.

Zweyter Theil.

Digitized by Google

Gespräche mit Goethe

in den

letzten Jahren seines Lebens.

1823 — 1832.

Von

Johann Peter Eckermann.

Zweyter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1836.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
2 3 NOV 1982
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

1828.

Digitized by Google

Sonntag, den 15. Juny 1828.

Wir hatten nicht lange am Tiſch geſeſſen, als Herr Seidel mit den Tyrolern ſich melden ließ. Die Sänger wurden ins Gartenzimmer geſtellt, ſo daß ſie durch die offenen Thüren gut zu ſehen, und ihr Geſang aus dieſer Ferne gut zu hören war. Herr Seidel ſetzte ſich zu uns an den Tiſch. Die Lieder und das Gejodel der heiteren Tyroler behagte uns jungen Leuten; Fräulein Ulrike und mir gefiel beſonders der Strauß und Du, du liegſt mir im Herzen, wovon wir uns den Text ausbaten. Goethe ſelbſt erſchien keineswegs ſo entzückt als wir Andern. „Wie Kirſchen und Beeren behagen, ſagte er, muß man Kinder und Sperlinge fragen.“ Zwiſchen den Liedern ſpielten die Tyroler allerlei nationale Tänze, auf einer Art von liegenden Zittern, von einer hellen Querflöte begleitet.

Der junge Goethe wird hinausgerufen und kommt bald wieder zurück. Er geht zu den Tyrolern und entläßt ſie. Er ſetzt ſich wieder zu uns an den Tiſch.

Wir sprechen von Oberon, und daß so viele Menschen von allen Ecken herbeygeströmt, um diese Oper zu sehen, so daß schon Mittags keine Billets mehr zu haben gewesen. Der junge Goethe hebt die Tafel auf. „Lieber Vater, sagt er, wenn wir aufstehen wollten! Die Herren und Damen wünschten vielleicht etwas früher ins Theater zu gehen." Goethen erscheint diese Eile wunderlich, da es noch kaum vier Uhr ist, doch fügt er sich und steht auf, und wir verbreiten uns in den Zimmern. Herr Seidel tritt zu mir und einigen Anderen, und sagt leise und mit betrübtem Gesicht: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es ist keine Vorstellung, der Großherzog ist todt! auf der Reise von Berlin hieher ist er gestorben." Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter uns. Goethe kommt herein, wir thun als ob nichts passirt wäre und sprechen von gleichgültigen Dingen. Goethe tritt mit mir ans Fenster und spricht über die Tyroler und das Theater. „Sie gehen heut in meine Loge, sagte er, Sie haben Zeit bis sechs Uhr; lassen Sie die Andern und bleiben Sie bey mir, wir schwätzen noch ein wenig." Der junge Goethe sucht die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater die Eröffnung zu machen, ehe der Canzler, der ihm vorhin die Bothschaft gebracht, zurückkommt. Goethe kann das wunderliche Eilen und Drängen seines Sohnes nicht begreifen und wird darüber verdrießlich. „Wollt Ihr denn nicht erst Euren Kaffee trinken, sagt er, es ist ja

kaum vier Uhr!" Indeß gingen die Uebrigen und auch ich nahm meinen Hut. „Nun? wollen Sie auch gehen?" ſagte Goethe, indem er mich verwundert anſah. Ja, ſagte der junge Goethe, Eckermann hat auch vor dem Theater noch etwas zu thun. Ja, ſagte ich, ich habe noch etwas vor. „So geht denn, ſagte Goethe, indem er bedenklich den Kopf ſchüttelte, aber ich begreife Euch nicht."

Wir gingen mit Fräulein Ulrike in die oberen Zimmer; der junge Goethe aber blieb unten, um ſeinem Vater die unſelige Eröffnung zu machen.

Ich ſah Goethe darauf ſpät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn ſeufzen und laut vor ſich hinreden. Er ſchien zu fühlen, daß in ſein Daſeyn eine unerſetzliche Lücke geriſſen worden. Allen Troſt lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wiſſen. „Ich hatte gedacht, ſagte er, ich wollte vor Ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns empor zu halten ſo gut und ſo lange es gehen will."

Die Großherzogin Mutter traf die Todesnachricht in ihrem Sommeraufenthalte zu Wilhelmsthal, den jungen

Hof in Rußland. Goethe ging bald nach Dornburg, um ſich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und ſich in einer neuen Umgebung durch eine friſche Thätigkeit wieder herzuſtellen. Durch bedeutende ihn nahe berührende literariſche Anregungen von Seiten der Franzoſen ward er von Neuem in die Pflanzenlehre getrieben, bey welchen Studien ihm dieſer ländliche Aufenthalt, wo ihm bey jedem Schritt ins Freye die üppigſte Vegetation rankender Weinreben und ſproſſender Blumen umgab, ſehr zu Statten kam.

Ich beſuchte ihn dort einige Mal in Begleitung ſeiner Schwiegertochter und Enkel. Er ſchien ſehr glücklich zu ſeyn und konnte nicht unterlaſſen, ſeinen Zuſtand und die herrliche Lage des Schloſſes und der Gärten wiederholt zu preiſen. Und in der That! man hatte aus den Fenſtern von ſolcher Höhe hinab einen reizenden Anblick. Unten das mannigfaltig belebte Thal mit der durch Wieſen ſich hinſchlängelnden Saale. Gegenüber nach Oſten waldige Hügel, über welche der Blick ins Weite ſchweifte, ſo daß man fühlte, es ſey dieſer Stand am Tag der Beobachtung vorbeyziehender und ſich im Weiten verlierender Regenſchauer, ſo wie bey Nacht der Betrachtung des öſtlichen Sternenheers und der aufgehenden Sonne beſonders günſtig.

„Ich verlebe hier, ſagte Goethe, ſo gute Tage wie Nächte. Oft vor Tagesanbruch bin ich wach und liege im offenen Fenſter, um mich an der Pracht der jetzt

zuſammenſtehenden drey Planeten zu weiden und an dem wachſenden Glanz der Morgenröthe zu erquicken. Faſt den ganzen Tag bin ich ſodann im Freyen, und halte geiſtige Zwieſprache mit den Ranken der Weinrebe, die mir gute Gedanken ſagen und wovon ich Euch wunderliche Dinge mittheilen könnte. Auch mache ich wieder Gedichte, die nicht ſchlecht ſind, und möchte überall, daß es mir vergönnt wäre, in dieſem Zuſtande ſo fortzuleben."

Donnerstag, den 11. September 1828.

Heute zwey Uhr, bey dem herrlichſten Wetter, kam Goethe von Dornburg zurück. Er war rüſtig und ganz braun von der Sonne. Wir ſetzten uns bald zu Tiſch, und zwar in dem Zimmer, das unmittelbar an den Garten ſtößt, und deſſen Thüren offen ſtanden. Er erzählte von mancherley gehabten Beſuchen und erhaltenen Geſchenken, und ſchien ſich überall in zwiſchen geſtreuten leichten Scherzen zu gefallen. Blickte man aber tiefer, ſo konnte man eine gewiſſe Befangenheit nicht verkennen, wie ſie derjenige empfindet, der in einen alten Zuſtand zurückkehrt, der durch mancherley Verhältniſſe, Rückſichten und Anforderungen bedingt iſt.

Wir waren noch bey den erſten Gerichten, als eine Sendung der Großherzogin Mutter kam, die ihre Freude über Goethe's Zurückkunft zu erkennen gab, mit der

Meldung, daß ſie nächſten Dienſtag das Vergnügen haben werde, ihn zu beſuchen.

Seit dem Tode des Großherzogs hatte Goethe Niemanden von der fürſtlichen Familie geſehen. Er hatte zwar mit der Großherzogin Mutter in fortwährendem Briefwechſel geſtanden, ſo daß ſie ſich über den erlittenen Verluſt gewiß hinlänglich ausgeſprochen hatten. Allein jetzt ſtand das perſönliche Wiederſehen bevor, das ohne einige ſchmerzliche Regungen von beyden Seiten nicht wohl abgehen konnte, und das demnach im Voraus mit einiger Apprehenſion mochte empfunden werden. So auch hatte Goethe den jungen Hof noch nicht geſehen und als neuer Landesherrſchaft gehuldigt. Dieſes alles ſtand ihm bevor, und wenn es ihn auch als großen Weltmann keineswegs genieren konnte, ſo genierte es ihn doch als Talent, das immer in ſeinen angeborenen Richtungen und in ſeiner Thätigkeit leben möchte.

Zudem drohten Beſuche aus allen Gegenden. Das Zuſammenkommen berühmter Naturforſcher in Berlin hatte viele bedeutende Männer in Bewegung geſetzt, die, in ihren Wegen Weimar durchkreuzend, ſich theils hatten melden laſſen und deren Ankunft zu erwarten war. Wochenlange Störungen, die den inneren Sinn hinnahmen und aus der gewohnten Bahn lenkten, und was ſonſt für Unannehmlichkeiten mit übrigens ſo werthen Beſuchen in Verbindung ſtehen mochten, dieſes alles mußte von Goethe geſpenſtiſch voraus empfunden wer-

den, ſo wie er wieder den Fuß auf die Schwelle ſetzte und die Räume ſeiner Zimmer durchſchritt.

Was aber alles dieſes Bevorſtehende noch läſtiger machte, war ein Umſtand, den ich nicht übergehen darf. Die fünfte Lieferung ſeiner Werke, welche auch die Wanderjahre enthalten ſoll, muß auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Dieſen früher in Einem Bande erſchienenen Roman hat Goethe gänzlich umzuarbeiten angefangen, und das Alte mit ſo viel Neuem verſchmolzen, daß es als ein Werk in drey Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen ſoll. Hieran iſt nun zwar bereits viel gethan, aber noch ſehr viel zu thun. Das Manuſcript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt ſeyn wollen. Hier fehlt etwas in der Expoſition, hier iſt ein geſchickter Uebergang zu finden, damit dem Leſer weniger fühlbar werde, daß es ein collectives Werk ſey; hier ſind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und ſo iſt an allen drey Bänden noch ſehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.

Goethe theilte mir vergangenes Frühjahr das Manuſcript zur Durchſicht mit; wir verhandelten damals ſehr viel über dieſen wichtigen Gegenſtand mündlich und ſchriftlich; ich rieth ihm, den ganzen Sommer der Vollendung dieſes Werkes zu widmen, und alle anderen Arbeiten ſo lange zur Seite zu laſſen; er war gleichfalls

von dieſer Nothwendigkeit überzeugt und hatte den feſten Entſchluß, ſo zu thun. Dann aber ſtarb der Großherzog; in Goethe's ganze Exiſtenz war dadurch eine ungeheure Lücke geriſſen, an eine ſo viele Heiterkeit und ruhigen Sinn verlangende Compoſition war nicht mehr zu denken, und er hatte nur zu ſehen, wie er ſich perſönlich oben halten und wieder herſtellen wollte.

Jetzt aber, da er mit Herbſtes Anfang von Dornburg zurückkehrend die Zimmer ſeiner Weimariſchen Wohnung wieder betrat, mußte ihm auch der Gedanke an die Vollendung ſeiner Wanderjahre, wozu ihm nur noch die kurze Friſt weniger Monate vergönnet war, lebendig vor die Seele treten, und zwar im Conflict mit den mannigfaltigen Störungen, die ihm bevorſtanden und einem reinen ruhigen Walten und Wirken ſeines Talentes im Wege waren.

Faßt man nun alles Dargelegte zuſammen, ſo wird man mich verſtehen, wenn ich ſage, daß in Goethe, trotz ſeiner leichten heiteren Scherze bey Tiſch, eine tiefer liegende Befangenheit nicht ſey zu verkennen geweſen.

Warum ich aber dieſe Verhältniſſe berühre, hat noch einen anderen Grund. Es ſteht mit einer Aeußerung Goethe's in Verbindung, die mir ſehr merkwürdig erſchien, die ſeinen Zuſtand und ſein eigenthümliches Weſen ausſprach, und wovon ich nun reden will.

Profeſſor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. Auguſt einen Einſchluß zugeſendet,

mit dem Erſuchen, ihn Goethe zu ſeinem Geburtstage zu ſchicklicher Stunde zu überreichen. Es ſey ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verurſachen werde.

Als nun Goethe heute bey Tiſch von den mannigfaltigen Geſchenken erzählte, die ihm zu ſeinem Geburtstag nach Dornburg geſendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung, ſagte Goethe, die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bey der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, ſeine Aeußerungen niederzuſchreiben. Sie hat alles ſehr hübſch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieſet ſich nun nach ſo langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zuſtand verſetzt wird, der mit tauſend anderen bedeutenden vorübergegangen iſt, in dieſem Fall aber glücklicherweiſe in ſeiner Lebendigkeit auf dem Papiere gefeſſelt worden.“

„Schiller erſcheint hier, wie immer, im abſoluten Beſitz ſeiner erhabenen Natur; er iſt ſo groß am Theetiſch, wie er es im Staatsrath geweſen ſeyn würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug ſeiner Gedanken herab; was in ihm von großen Anſichten lebt, geht immer frey heraus ohne Rückſicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Menſch, und ſo ſollte man auch ſeyn! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Perſonen, die Gegenſtände,

die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold iſt, da er von Silber ſeyn ſollte, und ſo, durch tauſend Rückſichten paralyſirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unſerer Natur ſeyn möchte, frey auszulaſſen. Wir ſind die Sclaven der Gegenſtände, und erſcheinen geringe oder bedeutend, je nachdem uns dieſe zuſammenziehen oder zu freyer Ausdehnung Raum geben."

Goethe ſchwieg, das Geſpräch miſchte ſich anders, ich aber bedachte dieſe merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und ausſprechenden Worte in meinem Herzen.

Mittwoch, den 1. October 1828.

Herr Hönninghauſen aus Crefeld, Chef eines großen Handelshauſes, zugleich Liebhaber der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Mineralogie, ein durch große Reiſen und Studien vielſeitig unterrichteter Mann, war heute bey Goethe zu Tiſch. Er kam von der Verſammlung der Naturforſcher aus Berlin zurück, und es ward über dahinſchlagende Dinge, beſonders über mineralogiſche Gegenſtände manches geſprochen.

Auch von den Vulkaniſten war die Rede und von der Art und Weiſe, wie die Menſchen über die Natur zu Anſichten und Hypotheſen kommen; bey welcher Gelegenheit denn großer Naturforſcher und auch des

Aristoteles gedacht wurde, über welchen sich Goethe also aussprach.

„Aristoteles, sagte er, hat die Natur besser gesehen als irgend ein Neuerer, aber er war zu rasch mit seinen Meinungen. Man muß mit der Natur langsam und läßlich verfahren, wenn man ihr etwas abgewinnen will."

„Wenn ich bey Erforschung naturwissenschaftlicher Gegenstände zu einer Meinung gekommen war, so verlangte ich nicht, daß die Natur mir sogleich Recht geben sollte; vielmehr ging ich ihr in Beobachtungen und Versuchen prüfend nach, und war zufrieden, wenn sie sich so gefällig erweisen wollte, gelegentlich meine Meinung zu bestätigen. That sie es nicht, so brachte sie mich wohl auf ein anderes Aperçu, welchem ich nachging und welches zu bewahrheiten sie sich vielleicht williger fand."

Freitag, den 3. October 1828.

Ich sprach diesen Mittag bey Tisch mit Goethe über Fouqué's Sängerkrieg auf der Wartburg, den ich auf seinen Wunsch gelesen. Wir kamen darin überein, daß dieser Dichter sich zeitlebens mit altdeutschen Studien beschäftiget, und daß am Ende keine Cultur für ihn daraus hervorgegangen.

„Es ist in der altdeutschen düsteren Zeit, sagte Goethe, eben so wenig für uns zu holen, als wir aus

den ſerbiſchen Liedern und ähnlichen barbariſchen Volks=poeſieen gewonnen haben. Man lieſt es und intereſſirt ſich wohl eine Zeitlang dafür, aber bloß um es abzu=thun und ſodann hinter ſich liegen zu laſſen. Der Menſch wird überhaupt genug durch ſeine Leidenſchaften und Schickſale verdüſtert, als daß er nöthig hätte, dieſes noch durch die Dunkelheiten einer barbariſchen Vorzeit zu thun. Er bedarf der Klarheit und der Aufheiterung, und es thut ihm noth, daß er ſich zu ſolchen Kunſt= und Literatur=Epochen wende, in denen vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung gelangten, ſo daß es ihnen ſelber wohl war, und ſie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf Andere auszugießen im Stande ſind."

„Wollen Sie aber von Fouqué eine gute Meinung bekommen, ſo leſen Sie ſeine Undine, die wirklich allerliebſt iſt. Freylich war es ein guter Stoff, und man kann nicht einmal ſagen, daß der Dichter alles daraus gemacht hätte, was darinne lag; aber doch, die Undine iſt gut und wird Ihnen gefallen."

Es geht mir ungünſtig mit der neueſten deutſchen Literatur, ſagte ich. Zu den Gedichten von Egon Ebert kam ich aus Voltaire, deſſen erſte Bekanntſchaft ich ge=macht, und zwar durch die kleinen Gedichte an Perſo=nen, die gewiß zu dem Beſten gehören, was er je ge=ſchrieben. Nun mit Fouqué geht es mir nicht beſſer. Vertieft in Walter Scotts Fair maid of Perth, gleich=falls das Erſte, was ich von dieſem großen Schriftſteller

leſe, bin ich veranlaßt, dieſes an die Seite zu legen und mich in den Sängerkrieg auf der Wartburg zu begeben.

„Gegen ſo große Ausländer, ſagte Goethe, können freylich die neueren Deutſchen keine Probe halten; aber es iſt gut, daß Sie ſich nach und nach mit allem In- und Ausländiſchen bekannt machen, um zu ſehen, wo denn eigentlich eine höhere Weltbildung, wie ſie der Dichter bedarf, zu holen iſt.“

Frau von Goethe trat herein und ſetzte ſich zu uns an den Tiſch.

„Aber nicht wahr? fuhr Goethe heiter fort, Walter Scott's Fair maid of Perth iſt gut! — Das iſt gemacht! Das iſt eine Hand! — Im Ganzen die ſichere Anlage und im Einzelnen kein Strich, der nicht zum Ziele führte. Und welch ein Detail! ſowohl im Dialog als in der beſchreibenden Darſtellung, die beyde gleich vortrefflich ſind. — Seine Scenen und Situationen gleichen Gemälden von Teniers; im Ganzen der Anordnung zeigen ſie die Höhe der Kunſt, die einzelnen Figuren haben eine ſprechende Wahrheit und die Ausführung erſtreckt ſich mit künſtleriſcher Liebe bis aufs Kleinſte, ſo daß uns kein Strich geſchenkt wird. — Bis wie weit haben Sie jetzt geleſen?“

Ich bin bis zu der Stelle gekommen, ſagte ich, wo Henri Smith das ſchöne Zittermädchen durch Straßen und Umwege nach Hauſe führt, und wo ihm zu ſeinem

Aerger der Mützenmacher Proutfut und der Apotheker Dwining begegnen.

„Ja, ſagte Goethe, die Stelle iſt gut! — Daß der widerſtrebende ehrliche Waffenſchmied ſo weit gebracht wird, neben dem verdächtigen Mädchen zuletzt ſelbſt das Hündchen mit aufzuhocken, iſt einer der größten Züge, die irgend in Romanen anzutreffen ſind. Es zeugt von einer Kenntniß der menſchlichen Natur, der die tiefſten Geheimniſſe offenbar liegen.“

Als einen höchſt glücklichen Griff, ſagte ich, muß ich auch bewundern, daß Walter Scott den Vater der Heldin einen Handſchuhmacher ſeyn läßt, der durch den Handel mit Fellen und Häuten mit den Hochländern ſeit lange in Verkehr geſtanden und noch ſteht.

„Ja, ſagte Goethe, das iſt ein Zug der höchſten Art. Es entſpringen daraus für das ganze Buch die günſtigſten Verhältniſſe und Zuſtände, die dadurch alle zugleich eine reale Baſis erhalten, ſo daß ſie die überzeugendſte Wahrheit mit ſich führen. Ueberall finden Sie bey Walter Scott die große Sicherheit und Gründlichkeit in der Zeichnung, die aus ſeiner umfaſſenden Kenntniß der realen Welt hervorgeht, wozu er durch lebenslängliche Studien und Beobachtungen und ein tägliches Durchſprechen der wichtigſten Verhältniſſe gelangt iſt. Und nun ſein großes Talent und ſein umfaſſendes Weſen! — Sie erinnern ſich des engliſchen Critikers, der die Poeten mit menſchlichen Sänger-

Stimmen vergleicht, wo Einigen nur wenig gute Töne zu Gebote ſtänden, während Andere den höchſten Umfang von Tiefe und Höhe in vollkommener Gewalt hätten. Dieſer letzteren Art iſt Walter Scott. In dem Fair maid of Perth werden Sie nicht eine einzige ſchwache Stelle finden, wo es Ihnen fühlbar würde, es habe ſeine Kenntniß und ſein Talent nicht ausgereicht. Er iſt ſeinem Stoff nach allen Richtungen hin gewachſen. Der König, der königliche Bruder, der Kronprinz, das Haupt der Geiſtlichkeit, der Adel, der Magiſtrat, die Bürger und Handwerker, die Hochländer, ſie ſind alle mit gleich ſicherer Hand gezeichnet und mit gleicher Wahrheit getroffen."

Die Engländer, ſagte Frau v. Goethe, lieben beſonders den Character des Henri Smith, und Walter Scott ſcheint ihn auch zum Helden des Buchs gemacht zu haben. Mein Favorit iſt er nicht; mir könnte der Prinz gefallen.

Der Prinz, ſagte ich, bleibt bey aller Wildheit immer noch liebenswürdig genug, und er iſt vollkommen ſo gut gezeichnet wie irgend ein Anderer.

„Wie er zu Pferde ſitzend, ſagte Goethe, das hübſche Zittermädchen auf ſeinen Fuß treten läßt, um ſie zu einem Kuß zu ſich heranzuheben, iſt ein Zug von der verwegenſten engliſchen Art. Aber Ihr Frauen habt Unrecht, wenn Ihr immer Partey macht; Ihr leſet gewöhnlich ein Buch, um darin Nahrung für Euer Herz

zu finden, einen Helden, den Ihr lieben könntet! So soll man aber eigentlich nicht lesen, und es kommt gar nicht darauf an, daß Euch dieser oder jener Character gefalle, sondern daß Euch das Buch gefalle."

Wir Frauen sind nun einmal so, lieber Vater, sagte Frau von Goethe, indem sie über den Tisch neigend ihm die Hand drückte. „Man muß Euch schon in Eurer Liebenswürdigkeit gewähren lassen, erwiederte Goethe."

Das neueste Stück des Globe lag neben ihm, das er zur Hand nahm. Ich sprach derweile mit Frau v. Goethe über junge Engländer, deren Bekanntschaft ich im Theater gemacht.

„Was aber die Herren vom Globe für Menschen sind, begann Goethe wieder mit einigem Feuer, wie die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von Einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Particuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinungen seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen."

Dienstag, den 7. October 1828.

Heute bey Tisch war die heiterste Gesellschaft. Außer den Weimarischen Freunden waren auch einige von Berlin zurückkehrende Naturforscher zugegen, unter denen Herr von Martius aus München, der an Goethe's Seite saß, mir bekannt war. Über die mannigfaltigsten Dinge wurde hin und her gescherzt und gesprochen. Goethe war von besonders guter Laune und überaus mittheilend. Das Theater kam zur Sprache, die letzte Oper, Moses von Rossini, ward viel beredet. Man tadelte das Sujet, man lobte und tadelte die Musik; Goethe äußerte sich folgendermaßen.

„Ich begreife Euch nicht, Ihr guten Kinder, sagte er, wie Ihr Sujet und Musik trennen und jedes für sich genießen könnt. Ihr sagt, das Sujet tauge nicht, aber Ihr hättet es ignorirt und Euch an der trefflichen Musik erfreuet. Ich bewundere wirklich die Einrichtung Eurer Natur, und wie Eure Ohren im Stande sind, anmuthigen Tönen zu lauschen, während der gewaltigste Sinn, das Auge, von den absurdesten Gegenständen geplagt wird."

„Und daß Euer Moses doch wirklich gar zu absurd ist, werdet Ihr nicht läugnen. So wie der Vorhang aufgeht, stehen die Leute da und beten! — Dieß ist sehr unpassend. Wenn Du beten willst, steht geschrieben, so gehe in dein Kämmerlein und schleuß die Thür hinter dir zu. Aber auf dem Theater soll man nicht beten."

„Ich hätte Euch einen ganz anderen Moſes machen wollen und das Stück ganz anders anfangen laſſen. Ich hätte Euch zuerſt gezeigt, wie die Kinder Iſrael, bey ſchwerem Frohndienſt, von der Tyranney der egyptiſchen Vögte zu leiden haben, damit es nachher deſto anſchaulicher würde, welche Verdienſte ſich Moſes um ſein Volk erworben, das er aus ſo ſchändlichem Druck zu befreyen gewußt."

Goethe fuhr fort mit großer Heiterkeit die ganze Oper Schritt vor Schritt durch alle Scenen und Acte aufzubauen, immer geiſtreich und voller Leben, im hiſtoriſchen Sinne des Sujets, und zum freudigen Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, die den unaufhaltſamen Fluß ſeiner Gedanken und den heiteren Reichthum ſeiner Erfindungen zu bewundern hatte. Es ging alles zu raſch vorüber um es aufzufaſſen, doch iſt mir der Tanz der Egyptier im Gedächtniß geblieben, den Goethe nach der überſtandenen Finſterniß, als Freude über das wiedergegebene Licht, eintreten ließ.

Das Geſpräch lenkte ſich von Moſes zurück auf die Sündfluth, und ſo nahm es bald, durch den geiſtreichen Naturforſcher angeregt, eine naturhiſtoriſche Wendung.

„Man will, ſagte Herr von Martius, auf dem Ararat ein Stück von der Arche Noahs verſteinert gefunden haben, und es ſollte mich wundern, wenn man nicht auch die verſteinerten Schädel der erſten Menſchen finden ſollte."

Dieſe Aeußerung gab zu ähnlichen Anlaß, und ſo kam die Unterhaltung auf die verſchiedenen Menſchenraçen, wie ſie als Schwarze, Braune, Gelbe und Weiße die Länder der Erde bewohnen; ſo daß man mit der Frage ſchloß, ob denn wirklich anzunehmen, daß alle Menſchen von dem einzigen Paare Adam und Eva abſtammen?

Herr v. Martius war für die Sage der heiligen Schrift, die er als Naturforſcher durch den Satz zu beſtätigen ſuchte, daß die Natur in ihren Productionen höchſt öconomiſch zu Werke gehe.

„Dieſer Meinung, ſagte Goethe, muß ich widerſprechen. Ich behaupte vielmehr, daß die Natur ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe, und daß es weit mehr in ihrem Sinne ſey, anzunehmen, ſie habe, ſtatt eines einzigen armſeligen Paares, die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen.“

„Als nämlich die Erde bis zu einem gewiſſen Punkt der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genugſam grünete, trat die Epoche der Menſchwerdung ein, und es entſtanden die Menſchen durch die Allmacht Gottes überall wo der Boden es zuließ, und vielleicht auf den Höhen zuerſt. Anzunehmen, daß dieſes geſchehen, halte ich für vernünftig; allein darüber nachzuſinnen, wie es geſchehen, halte ich für ein unnützes Geſchäft, das wir denen überlaſſen

wollen, die ſich gerne mit unauflösbaren Problemen beſchäftigen, und die nichts beſſeres zu thun haben."

Wenn ich auch, ſagte Herr v. Martius mit einiger Schalkheit, mich als Naturforſcher von der Anſicht Eurer Excellenz gerne überzeugen ließ, ſo fühle ich mich doch als guter Chriſt in einiger Verlegenheit, zu einer Meinung überzutreten, die mit den Ausſagen der Bibel nicht wohl zu vereinigen ſeyn möchte.

„Die heilige Schrift, erwiederte Goethe, redet allerdings nur von Einem Menſchenpaare, das Gott am ſechsten Tage erſchaffen. Allein die begabten Männer, welche das Wort Gottes aufzeichneten, das uns die Bibel überliefert, hatten es zunächſt mit ihrem auserwählten Volke zu thun, und ſo wollen wir auch dieſem die Ehre ſeiner Abſtammung von Adam keineswegs ſtreitig machen. Wir andern aber, ſo wie auch die Neger und Lappländer, und ſchlanke Menſchen, die ſchöner ſind als wir alle, hatten gewiß auch andere Urväter; wie denn die werthe Geſellſchaft gewiß zugeben wird, daß wir uns von den echten Abkömmlingen Adams auf eine gar mannigfaltige Weiſe unterſcheiden, und daß ſie, beſonders was das Geld betrifft, es uns allen zuvorthun."

Wir lachten; das Geſpräch miſchte ſich allgemein; Goethe, durch Herrn v. Martius zu Widerſprüchen angeregt, ſagte noch manches bedeutende Wort, das, den Schein des Scherzes tragend, dennoch aus dem Grund eines tieferen Hinterhaltes hervorging.

Digitized by Google

Nach aufgehobener Tafel ließ ſich der preußiſche Miniſter, Herr v. Jordan, melden und wir zogen uns in das angrenzende Zimmer.

Mittwoch, den 8. October 1828.

Tieck, mit Gemahlin und Töchtern und Gräfin Finkenſtein, von ſeiner Rheinreiſe zurückkommend, wurde heute bei Goethe zu Tiſch erwartet. Ich traf in den Vorzimmern mit ihnen zuſammen. Tieck ſah ſehr wohl aus, die Rheinbäder ſchienen eine gute Wirkung auf ihn gehabt zu haben. Ich erzählte ihm, daß ich in der Zwiſchenzeit den erſten Roman von Walter Scott geleſen, und welche Freude ich über dieſes außerordentliche Talent empfunden. „Ich zweifle, ſagte Tieck, daß dieſer neueſte Roman, den ich noch nicht kenne, das Beſte ſey, was Walter Scott geſchrieben; allein dieſer Schriftſteller iſt ſo bedeutend, daß das Erſte, was man von ihm lieſet, immer in Erſtaunen ſetzet, man mag zu ihm gelangen von welcher Seite man wolle."

Profeſſor Göttling trat herein, von ſeiner italieniſchen Reiſe ganz friſch zurückgekehrt. Ich hatte große Freude ihn wieder zu ſehen und zog ihn an ein Fenſter, daß er mir erzählen möchte. „Nach Rom! ſagte er, nach Rom müſſen Sie, um etwas zu werden! Das iſt eine Stadt! das iſt ein Leben! das iſt eine Welt! —

Alles was in unſerer Natur Kleines iſt, kann in Deutſchland nicht herausgebracht werden. Aber ſobald wir in Rom eintreten, geht eine Umwandlung mit uns vor und wir fühlen uns groß wie die Umgebung." Warum ſind Sie nicht länger dort geblieben? fragte ich. „Geld und Urlaub, entgegnete er, waren zu Ende. Aber es ward mir wunderlich zu Muthe, als ich, das ſchöne Italien im Rücken, den Fuß wieder über die Alpen ſetzte."

Goethe kam und begrüßte die Anweſenden. Er ſprach Verſchiedenes mit Tieck und den Seinigen, und bot ſodann der Gräfin den Arm, um ſie zu Tiſch zu führen. Wir Andern folgten und machten, indem wir uns ſetzten, bunte Reihe. Die Unterhaltung war lebhaft und ungenirt, von dem jedoch, was geſprochen worden, weiß ich mich wenig zu erinnern.

Nach aufgehobener Tafel ließen ſich die Prinzen von Oldenburg melden. Wir gingen alle hinauf in die Zimmer der Frau v. Goethe, wo Fräulein Agnes Tieck ſich zum Flügel ſetzte, und das ſchöne Lied: Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild ꝛc. mit einer trefflichen Alt-Stimme ſo im Geiſte der Situation vortrug, daß es einen Eindruck ganz eigener unvergeßlicher Art machte.

Donnerstag, den 9. October 1828.

Diesen Mittag bey Tisch war ich mit Goethe und Frau v. Goethe allein. Und wie ein Gespräch früherer Tage wohl wieder aufgenommen und fortgeführt wird so geschah es auch heute. Der Moses von Rossini kam abermals zur Sprache und wir erinnerten uns gerne Goethe's heiterer Erfindung von vorgestern.

„Was ich in Scherz und guter Laune über den Moses geäußert haben mag, sagte Goethe, weiß ich nicht mehr; denn so etwas geschieht ganz unbewußt. Aber so viel ist gewiß, daß ich eine Oper nur dann mit Freuden genießen kann, wenn das Sujet eben so vollkommen ist wie die Musik, so daß beyde mit einander gleichen Schritt gehen. Fragt Ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich Euch den Wasserträger; denn hier ist das Sujet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde. Diese Wichtigkeit einer guten Unterlage begreifen entweder die Componisten nicht, oder es fehlt ihnen durchaus an sachverständigen Poeten, die ihnen mit Bearbeitung guter Gegenstände zur Seite träten. Wäre der Freyschütz kein so gutes Sujet, so hätte die Musik zu thun gehabt, der Oper den Zulauf der Menge zu verschaffen, wie es nun der Fall ist, und man sollte daher dem Herrn Kind auch einige Ehre erzeigen."

Es ward noch Verschiedenes über diesen Gegenstand

geſprochen, dann aber gedachten wir des Profeſſor Göttling und ſeiner italieniſchen Reiſe.

„Ich kann es dem Guten nicht verargen, ſagte Goethe, daß er von Italien mit ſolcher Begeiſterung redet; weiß ich doch wie mir ſelber zu Muthe geweſen iſt! Ja ich kann ſagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Menſch ſey. — Zu dieſer Höhe, zu dieſem Glück der Empfindung bin ich ſpäter nie wieder gekommen; ich bin, mit meinem Zuſtande in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden."

„Doch wir wollen uns nicht melancholiſchen Betrachtungen hingeben, fuhr Goethe nach einer Pauſe fort; wie geht es mit Ihrem Fair maid of Perth? Wie hält es ſich? Wie weit ſind Sie? Erzählen Sie mir und geben Sie Rechenſchaft."

Ich leſe langſam, ſagte ich; ich bin jedoch bis zu der Scene vorgerückt, wo Proutfut in der Rüſtung von Henri Smith, deſſen Gang und deſſen Art zu pfeifen er nachahmt, erſchlagen und am andern Morgen von den Bürgern in den Straßen von Perth gefunden wird, die ihn für Henri Smith halten und darüber die ganze Stadt in Allarm ſetzen.

„Ja, ſagte Goethe, die Scene iſt bedeutend, ſie iſt eine der beſten."

Ich habe dabey beſonders bewundert, fuhr ich fort, in wie hohem Grade Walter Scott das Talent beſitzt,

verworrene Zuſtände mit großer Klarheit auseinander zu ſetzen, ſo daß alles zu Maſſen und zu ruhigen Bildern ſich abſondert, die einen ſolchen Eindruck in uns hinterlaſſen, als hätten wir dasjenige, was zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten geſchieht, gleich allwiſſenden Weſen, von oben herab mit Einem Male überſehen.

„Überhaupt, ſagte Goethe, iſt der Kunſtverſtand bey Walter Scott ſehr groß, weßhalb denn auch wir und unſers Gleichen, die darauf, wie etwas gemacht iſt, ein beſonderes Augenmerk richten, an ſeinen Sachen ein doppeltes Intereſſe und davon den vorzüglichſten Gewinn haben. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, aber Sie werden im dritten Theile noch einen Kunſtpfiff der erſten Art finden. Daß der Prinz im Staatsrath den klugen Vorſchlag gethan, die rebelliſchen Hochländer ſich unter einander todt ſchlagen zu laſſen, haben Sie bereits geleſen, auch daß der Palm-Sonntag feſtgeſetzt worden, wo die beyden feindlichen Stämme der Hochländer nach Perth herabkommen ſollen, um dreyßig gegen dreyßig auf Tod und Leben mit einander zu fechten. Nun ſollen Sie bewundern, wie Walter Scott es macht und einleitet, daß am Tage der Schlacht an der einen Partey ein Mann fehlt, und mit welcher Kunſt er es von fern her anzuſtellen weiß, ſeinen Helden Henri Smith an den Platz des fehlenden Mannes unter die Kämpfenden zu bringen! — Dieſer Zug iſt überaus groß, und Sie werden ſich freuen, wenn Sie dahin kommen.“

„Wenn Sie aber mit dem Fair maid of Perth zu Ende ſind, ſo müſſen Sie ſogleich den Waverley leſen, der freylich noch aus ganz anderen Augen ſieht, und der ohne Frage den beſten Sachen an die Seite zu ſtellen iſt, die je in der Welt geſchrieben worden. Man ſieht, es iſt derſelbige Menſch, der die Fair maid of Perth gemacht hat, aber es iſt derjenige, der die Gunſt des Publicums erſt noch zu gewinnen hatte, und der ſich daher zuſammen nimmt, ſo daß er keinen Zug thut, der nicht vortrefflich wäre. Die Fair maid of Perth dagegen iſt mit einer breiteren Feder geſchrieben, der Autor iſt ſchon ſeines Publicums gewiß, und er läßt ſich ſchon etwas freyer gehen. Wenn man den Waverley geleſen hat, ſo begreift man freylich wohl, warum Walter Scott ſich noch jetzt immer den Verfaſſer jener Production nennt; denn darin hat er gezeigt, was er konnte, und er hat ſpäter nie etwas geſchrieben, das beſſer wäre, oder das dieſem zuerſt publicirten Romane nur gleich käme."

Donnerſtag, den 9. October 1828.

Zu Ehren Tiecks war dieſen Abend in den Zimmern der Frau v. Goethe ein ſehr unterhaltender Thee. Ich machte die Bekanntſchaft des Grafen und der Gräfin Medem; letztere ſagte mir, daß ſie am Tage Goethe geſehen und wie ſie von dieſem Eindruck noch im

Innerſten beglückt ſey. Der Graf intereſſirte ſich beſonders für den Fauſt und deſſen Fortſetzung, über welche Dinge er ſich mit mir eine Weile lebhaft unterhielt.

Man hatte uns Hoffnung gemacht, daß Tieck etwas leſen würde, und ſo geſchah es auch. Die Geſellſchaft begab ſich ſehr bald in ein entfernteres Zimmer, und nachdem jeder es ſich in einem weiten Kreis auf Stühlen und Sopha's zum Anhören bequem gemacht, las Tieck den Clavigo.

Ich hatte das Stück oft geleſen und empfunden, doch jetzt erſchien es mir durchaus neu, und that eine Wirkung wie faſt nie zuvor. Es war mir, als hörte ich es vom Theater herunter, allein beſſer; die einzelnen Charactere und Situationen waren vollkommener gefühlt; es machte den Eindruck einer Vorſtellung, in der jede Rolle ganz vortrefflich beſetzt worden.

Man könnte kaum ſagen, welche Partieen des Stückes Tieck beſſer geleſen, ob ſolche, in denen ſich Kraft und Leidenſchaft der Männer entwickelt, ob ruhig klare Verſtandes-Scenen, oder ob Momente gequälter Liebe. Zu dem Vortrag letzterer Art ſtanden ihm jedoch ganz beſondere Mittel zu Gebot. Die Scene zwiſchen Marie und Clavigo tönet mir noch immer vor den Ohren; die gepreßte Bruſt, das Stocken und Zittern der Stimme, abgebrochene, halb erſtickte Worte und Laute, das Hauchen und Seufzen eines in Begleitung von Thränen heißen Athems, alles dieſes iſt mir noch vollkommen

gegenwärtig und wird mir unvergeßlich seyn. Jedermann war im Anhören versunken und davon hingerissen; die Lichter brannten trübe, Niemand dachte daran, oder wagte es, sie zu putzen, aus Furcht vor der leisesten Unterbrechung; Thränen in den Augen der Frauen, die immer wieder hervorquollen, zeugten von des Stückes tiefer Wirkung, und waren wohl der gefühlteste Tribut, der dem Vorleser wie dem Dichter gezollt werden konnte.

Tieck hatte geendigt und stand auf, sich den Schweiß von der Stirne wischend, die Hörenden aber waren noch immer wie gefesselt auf ihren Stühlen; jeder schien in dem, was ihm so eben durch die Seele gegangen war, noch zu tief begriffen, als daß er passende Worte des Dankes für den hätte bereit haben sollen, der eine so wunderbare Wirkung auf alle hervorgebracht hatte.

Nach und nach fand man sich wieder; man stand auf und sprach und ging erheitert durch einander; dann aber begab man sich zu einem Soupé, das in den Nebenzimmern auf kleinen Tischen bereit stand.

Goethe selbst war diesen Abend nicht gegenwärtig; aber sein Geist und sein Andenken war unter uns allen lebendig. Er sendete Tieck seine Entschuldigung, dessen beyden Töchtern Agnes und Dorothea aber zwey Tuchnadeln mit seinem Bildniß und rothen Bandschleifen, die Frau v. Goethe überreichte und wie kleine Orden ihnen vorsteckte.

Freytag, den 10. October 1828.

Von Herrn William Fraſer in London, Herausgeber des Foreign Review, gelangten dieſen Morgen zwey Exemplare des dritten Stücks jener periodiſchen Schrift zu mir, wovon ich das eine Exemplar dieſen Mittag Goethen überreichte.

Ich fand wieder eine heitere Tiſchgeſellſchaft geladen, zu Ehren Tiecks und der Gräfin, die auf das Bitten Goethe's und der übrigen Freunde noch einen Tag zugegeben hatten, während der übrige Theil dieſer Familie ſchon am Morgen nach Dresden vorausgereiſet war.

Ein beſonderer Gegenſtand der Unterhaltung bey Tiſch war die engliſche Literatur und namentlich Walter Scott, bey welcher Gelegenheit Tieck unter andern ſagte, daß er vor zehn Jahren das erſte Exemplar des Waverley nach Deutſchland gebracht habe.

Sonnabend, den 11. October 1828.

Das gedachte Foreign Review des Herrn Fraſer enthielt unter vielen bedeutenden und intereſſanten Gegenſtänden auch einen höchſt würdigen Aufſatz über Goethe von Carlyle, den ich dieſen Morgen ſtudirte. Ich ging Mittags ein wenig früher zu Tiſch, um vor der Ankunft der übrigen Gäſte mich mit Goethe darüber zu bereden.

Ich fand ihn, wie ich wünſchte, noch allein, in Erwartung der Geſellſchaft. Er trug ſeinen ſchwarzen Frack und Stern, worin ich ihn ſo gerne ſehe; er ſchien heute beſonders jugendlich heiter, und wir fingen ſogleich an von unſerm gemeinſamen Intereſſe zu reden. Goethe ſagte mir, daß er Carlyle's Aufſatz über ihn gleichfalls dieſen Morgen betrachtet, und ſo waren wir denn im Stande, über die Beſtrebungen der Ausländer manche Worte des L bes gegenſeitig auszutauſchen.

„Es iſt eine Freude, zu ſehen, ſagte Goethe, wie die frühere Pedanterie der Schotten ſich in Ernſt und Gründlichkeit verwandelt hat. Wenn ich bedenke, wie die Edinburger vor noch nicht langen Jahren meine Sachen behandelt haben, und ich jetzt dagegen Carlyle's Verdienſte um die deutſche Literatur erwäge, ſo iſt es auffallend, welch ein bedeutender Vorſchritt zum Beſſeren geſchehen iſt."

An Carlyle, ſagte ich, muß ich vor allem den Geiſt und Character verehren, der ſeinen Richtungen zum Grunde liegt. Es iſt ihm um die Cultur ſeiner Nation zu thun, und da fragt er denn bey den literariſchen Erzeugniſſen des Auslandes, womit er ſeine Landsleute bekannt zu machen wünſcht, weniger nach Künſten des Talents, als nach der Höhe ſittlicher Bildung, die aus ſolchen Werken zu gewinnen.

„Ja, ſagte Goethe, die Geſinnung aus der er handelt, iſt beſonders ſchätzbar. Und wie iſt es ihm

Ernſt! und wie hat er uns Deutſche ſtudirt! Er iſt in unſerer Literatur faſt beſſer zu Hauſe als wir ſelbſt; zum wenigſten können wir mit ihm in unſern Bemühungen um das Engliſche nicht wetteifern."

Der Aufſatz, ſagte ich, iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind. Den Wilhelm Meiſter zumal ſcheinen übelwollende Critiker und ſchlechte Überſetzer in kein günſtiges Licht gebracht zu haben. Dagegen benimmt ſich nun Carlyle ſehr gut. Der dummen Nachrede, daß keine wahre Edelfrau den Meiſter leſen dürfe, widerſpricht er ſehr heiter mit dem Beyſpiele der letzten Königin von Preußen, die ſich mit dem Buche vertraut gemacht, und die doch mit Recht für eine der erſten Frauen ihrer Zeit gelte.

Verſchiedene Tiſchgäſte traten herein, die Goethe begrüßte. Er wendete ſeine Aufmerkſamkeit mir wieder zu und ich fuhr fort.

Freylich, ſagte ich, hat Carlyle den Meiſter ſtudirt, und ſo, durchdrungen von dem Werth des Buches wie er iſt, möchte er gerne, daß es ſich allgemein verbreitete, er möchte gerne, daß jeder Gebildete davon gleichen Gewinn und Genuß hätte.

Goethe zog mich an ein Fenſter, um mir zu antworten.

„Liebes Kind, ſagte er, ich will Ihnen etwas ver-

trauen, das Sie ſogleich über Vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu Gute kommen ſoll. Meine Sachen können nicht popular werden; wer daran denkt und dafür ſtrebt, iſt in einem Irrthum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Ähnliches wollen und ſuchen, und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind."

Er wollte weiter reden; eine junge Dame trat heran, ihn unterbrechend und ihn in ein Geſpräch ziehend. Ich wendete mich zu Anderen, worauf wir uns bald zu Tiſch ſetzten.

Von dem, was geſprochen wurde, wüßte ich nichts zu ſagen; Goethe's Worte lagen mir im Sinn und beſchäftigten ganz mein Inneres.

Freylich, dachte ich, ein Schriftſteller wie Er, ein Geiſt von ſolcher Höhe, eine Natur von ſo unendlichem Umfang, wie ſoll der popular werden! Kann doch kaum ein kleiner Theil von ihm popular werden! Kaum ein Lied, das luſtige Brüder und verliebte Mädchen ſingen und das für Andere wiederum nicht da iſt.

Und, recht beſehen, iſt es nicht mit allen außerordentlichen Dingen ſo? Iſt denn Mozart popular? Und iſt es denn Raphael? — Und verhält ſich nicht die Welt gegen ſo große Quellen überſchwenglichen geiſtigen Lebens überall nur wie Naſchende, die froh ſind, hin und wieder ein Weniges zu erhaſchen, das ihnen eine Weile eine höhere Nahrung gewähre?

Ja! fuhr ich in meinen Gedanken fort, Goethe hat Recht! Er kann ſeinem Umfange nach nicht popular werden, und ſeine Werke ſind nur für einzelne Menſchen, die etwas Ähnliches ſuchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen ſind.

Sie ſind im Ganzen für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menſchheit zu dringen wünſchen und ſeinen Pfaden nachgehen. — Sie ſind im Einzelnen für leidenſchaftlich Genießende, die des Herzens Wonne und Weh im Dichter ſuchen. — Sie ſind für junge Poeten, die lernen wollen, wie man ſich ausdrücke und wie man einen Gegenſtand kunſtgemäß behandele. — Sie ſind für Critiker, die darin ein Muſter empfangen, nach welchen Maximen man urtheilen ſolle, und wie man auch eine Recenſion intereſſant und anmuthig mache, ſo daß man ſie mit Freuden leſe. — Seine Werke ſind für den Künſtler, weil ſie ihm im Allgemeinen den Geiſt aufklären und er im Beſonderen aus ihnen lernt, welche Gegenſtände eine kunſtgemäße Bedeutung haben, und was er demnach darſtellen ſolle und was nicht. — Sie ſind für den Naturforſcher, nicht allein weil gefundene große Geſetze ihm überliefert werden, ſondern auch vorzüglich, weil er darin eine Methode empfängt, wie ein guter Geiſt mit der Natur verfahren müſſe, damit ſie ihm ihre Geheimniſſe offenbare.

Und ſo gehen denn alle wiſſenſchaftlich und künſt-

leriſch Strebenden bey den reichbeſetzten Tafeln ſeiner Werke zu Gaſte, und in ihren Wirkungen zeugen ſie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der ſie geſchöpft haben.

Dieſe und ähnliche Gedanken gingen mir bey Tiſch durch den Kopf. Ich dachte an einzelne Perſonen, an manchen wackeren deutſchen Künſtler, Naturforſcher, Dichter und Critiker, die einen großen Theil ihrer Bildung Goethen zu danken haben. Ich dachte an geiſtreiche Italiener, Franzoſen und Engländer, die auf ihn ihre Augen richten und die in ſeinem Sinne handeln.

Unterdeſſen hatte man um mich her heiter geſcherzt und geſprochen und es ſich an guten Gerichten wohl ſeyn laſſen. Ich hatte auch mitunter ein Wörtchen mit drein geredet, aber alles, ohne eigentlich bey der Sache zu ſeyn. Eine Dame hatte eine Frage an mich gerichtet, worauf ich vielleicht nicht die beſte Antwort mochte gegeben haben. Ich wurde geneckt.

„Laßt nur den Eckermann, ſagte Goethe, er iſt immer abweſend, außer wenn er im Theater ſitzt.“

Man lachte auf meine Koſten; doch war es mir nicht unlieb. Ich war heute in meinem Gemüth beſonders glücklich. Ich ſegnete mein Geſchick, das mich, nach manchen wunderlichen Fügungen, den Wenigen zugeſellet hatte, die den Umgang und das nähere Vertrauen eines Mannes genießen, deſſen Größe mir noch vor wenig Augenblicken lebhaft durch die Seele gegan-

gen war, und den ich nun in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit perſönlich vor Augen hatte.

Biscuit und ſchöne Trauben wurden zum Nachtiſch aufgetragen. Letztere waren aus der Ferne geſendet und Goethe that geheimnißvoll, woher ſie gekommen. Er vertheilte ſie und reichte mir eine ſehr reife über den Tiſch. „Hier, mein Guter, ſagte er, eſſen Sie von dieſen Süßigkeiten und ſeyn Sie vergnügt.“ Ich ließ mir die Traube aus Goethe's Händen wohlſchmecken und war nun mit Leib und Seele völlig in ſeiner Nähe.

Man ſprach vom Theater, von Wolff's Verdienſten, und wie viel Gutes von dieſem trefflichen Künſtler ausgegangen.

„Ich weiß ſehr wohl, ſagte Goethe, daß unſere hieſigen älteren Schauſpieler manches von mir gelernt haben, aber im eigentlichen Sinne kann ich doch nur Wolff meinen Schüler nennen. Wie ſehr er in meine Maximen eingedrungen war, und wie er in meinem Sinne handelte, davon will ich einen Fall erzählen, den ich gerne wiederhole.“

„Ich war einſt gewiſſer anderer Urſachen wegen auf Wolff ſehr böſe. Er hatte Abends zu ſpielen und ich ſaß in meiner Loge. Jetzt, dachte ich, ſollſt du ihm doch einmal recht aufpaſſen; es iſt doch heute nicht die Spur einer Neigung in dir, die für ihn ſprechen und ihn entſchuldigen könnte. — Wolff ſpielte und ich wen-

dete mein geſchärftes Auge nicht von ihm. Aber wie ſpielte er! wie war er ſicher! wie war er feſt! — Es war mir unmöglich, ihm nur den Schein eines Verſtoßes gegen die Regeln abzuliſten, die ich ihm eingepflanzt hatte, und ich konnte nicht umhin, ich mußte ihm wieder gut ſeyn.

Montag, den 20. October 1828.

Oberbergrath Noeggerath aus Bonn, von dem Verein der Naturforſcher aus Berlin zurückkehrend, war heute an Goethe's Tiſch ein ſehr willkommener Gaſt. Über Mineralogie ward viel verhandelt; der werthe Fremde gab beſonders gründliche Auskunft über die mineralogiſchen Vorkommen und Verhältniſſe in der Nähe von Bonn.

Nach aufgehobener Tafel traten wir in das Zimmer mit der coloſſalen Büſte der Juno. Goethe zeigte den Gäſten einen langen Papierſtreifen mit Contouren des Frieſes vom Tempel zu Phigalia. Man betrachtete das Blatt und wollte bemerken, daß die Griechen, bey ihren Darſtellungen von Thieren, ſich weniger an die Natur gehalten, als daß ſie dabey nach einer gewiſſen Convenienz verfahren. Man wollte gefunden haben, daß ſie in Darſtellungen dieſer Art hinter der Natur zurückgeblieben, und daß Widder, Opferſtiere und Pferde, wie

ſie auf Basreliefs vorkommen, häufig ſehr ſteife, unförmliche und unvollkommene Geſchöpfe ſeyen.

„Ich will darüber nicht ſtreiten, ſagte Goethe, aber vor allen Dingen muß man unterſcheiden, aus welcher Zeit und von welchem Künſtler ſolche Werke herrühren. Denn ſo ließen ſich wohl Muſterſtücke in Menge vorlegen, wo griechiſche Künſtler, in ihren Darſtellungen von Thieren, die Natur nicht allein erreicht, ſondern ſogar weit übertroffen haben. Die Engländer, die erſten Pferdekenner der Welt, müſſen doch jetzt von zwei antiken Pferdeköpfen geſtehen, daß ſie in ihren Formen ſo vollkommen befunden werden, wie jetzt gar keine Racen mehr auf der Erde exiſtiren. Es ſind dieſe Köpfe aus der beſten griechiſchen Zeit; und wenn uns nun ſolche Werke in Erſtaunen ſetzen, ſo haben wir nicht ſowohl anzunehmen, daß jene Künſtler nach einer mehr vollkommenen Natur gearbeitet haben, wie die jetzige iſt, als vielmehr, daß ſie im Fortſchritte der Zeit und Kunſt ſelber etwas geworden waren, ſo daß ſie ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur wandten.“

Während dieſes geſprochen wurde, ſtand ich mit einer Dame ſeitwärts an einem Tiſch, um ein Kupferwerk zu betrachten, und ich konnte zu Goethe's Worten nur ein halbes Ohr wenden; deſto tiefer aber ergriff ich ſie mit meiner Seele.

Die Geſellſchaft war nach und nach gegangen und

ich mit Goethe allein gelaſſen, der ſich zum Ofen ſtellte. Ich trat in ſeine Nähe.

Euer Excellenz, ſagte ich, haben vorhin in der Äußerung, daß die Griechen ſich mit perſönlicher Großheit an die Natur gewandt, ein gutes Wort geſprochen, und ich halte dafür, daß man ſich von dieſem Satz nicht tief genug durchdringen könne.

„Ja, mein Guter, ſagte Goethe, hierauf kommt alles an. Man muß etwas ſeyn, um etwas zu machen. Dante erſcheint uns groß, aber er hatte eine Cultur von Jahrhunderten hinter ſich; das Haus Rothſchild iſt reich, aber es hat mehr als Ein Menſchenalter gekoſtet, um zu ſolchen Schätzen zu gelangen. Dieſe Dinge liegen alle tiefer, als man denkt. Unſere guten altdeutſchelnden Künſtler wiſſen davon nichts, ſie wenden ſich mit perſönlicher Schwäche und künſtleriſchem Unvermögen zur Nachahmung der Natur, und meinen es wäre was. Sie ſtehen unter der Natur. Wer aber etwas Großes machen will, muß ſeine Bildung ſo geſteigert haben, daß er gleich den Griechen im Stande ſey, die geringere reale Natur zu der Höhe ſeines Geiſtes heranzuheben, und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erſcheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äußerem Hinderniß, nur Intention geblieben iſt.“

Mittwoch, den 22. Oktober 1828.

Heute war bey Tiſch von den Frauen die Rede, und Goethe äußerte ſich darüber ſehr ſchön. „Die Frauen, ſagte er, ſind ſilberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen iſt nicht von den Erſcheinungen der Wirklichkeit abſtrahirt, ſondern ſie iſt mir angeboren, oder in mir entſtanden, Gott weiß wie. Meine dargeſtellten Frauen-Charactere ſind daher auch alle gut weggekommen, ſie ſind alle beſſer, als ſie in der Wirklichkeit anzutreffen ſind.“

Dienſtag, den 18. November 1828.

Goethe ſprach von einem neuen Stück des Edinburgh Review. „Es iſt eine Freude, zu ſehen, ſagte er, zu welcher Höhe und Tüchtigkeit die engliſchen Critiker ſich jetzt erheben. Von der früheren Pedanterie iſt keine Spur mehr, und große Eigenſchaften ſind an deren Stelle getreten. In dem letzten Stück, in einem Aufſatz über deutſche Literatur, finden Sie folgende Äußerung: „Es giebt Leute unter den Poeten, deren Neigung es iſt, immer in ſolchen Dingen zu verkehren, die ein Anderer ſich gerne aus dem Sinne ſchlägt.“ Nun, was ſagen Sie? da wiſſen wir mit einem Male, woran

wir ſind, und wiſſen, wohin wir eine große Zahl unſerer neueſten Literatoren zu claſſificiren haben."

Dienſtag, den 16. December 1828.

Ich war heute mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſch; wir ſprachen über verſchiedene literariſche Dinge.

„Die Deutſchen, ſagte er, können die Philiſterey nicht loswerden. — Da quängeln und ſtreiten ſie jetzt über verſchiedene Diſtichen, die ſich bey Schiller gedruckt finden und auch bey mir, und ſie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entſchieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da ſind!"

„Freunde wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr hinein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſeyn konnte, ob ſie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht, oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der

Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede seyn! Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterey stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

Etwas Ähnliches, sagte ich, kommt in der literarischen Welt häufig vor, indem man z. B. an dieses oder jenes berühmten Mannes Originalität zweifelt, und die Quellen auszuspüren sucht, woher er seine Cultur hat.

„Das ist sehr lächerlich! sagte Goethe; man könnte eben so gut einen wohlgenährten Mann nach den Ochsen, Schafen und Schweinen fragen, die er gegessen und die ihm Kräfte gegeben. Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen was wir können und was uns gemäß ist. Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakspeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Cultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nöthig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt wo sie es findet."

„Überhaupt, fuhr Goethe fort, ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch

nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im Einzelnen vor mir daſſelbige gefunden und geſagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder ſagte, und daß ich dafür ſtrebte, in einer confuſen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verſchaffen, das iſt mein Verdienſt."

„Und denn, man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer wieder geprediget wird, und zwar nicht von Einzelnen, ſondern von der Maſſe. In Zeitungen und Encyklopädien, auf Schulen und Univerſitäten, überall iſt der Irrthum oben auf, und es iſt ihm wohl und behaglich, im Gefühl der Majorität, die auf ſeiner Seite iſt."

„Oft lehret man auch Wahrheit und Irrthum zugleich und hält ſich an letzteren. So las ich vor einigen Tagen in einer engliſchen Encyklopädie die Lehre von der Entſtehung des Blauen. Obenan ſtand die wahre Anſicht von Leonardo da Vinci; mit der größten Ruhe aber folgte zugleich der Newtoniſche Irrthum, und zwar mit dem Bemerken, daß man ſich an dieſen zu halten habe, weil er das allgemein Angenommene ſey."

Ich mußte mich lachend verwundern, als ich dieſes hörte. Jede Wachskerze, ſagte ich, jeder erleuchtete Küchenrauch, der etwas Dunkeles hinter ſich hat, jeder duftige Morgennebel, wenn er vor ſchattigen Stellen liegt, überzeugen mich täglich von der Entſtehung der blauen Farbe und lehren mich die Bläue des Himmels

begreifen. Was aber die Newtoniſchen Schüler ſich dabey denken mögen, daß die Luft die Eigenſchaft beſitze, alle übrigen Farben zu verſchlucken und nur die blaue zurückzuwerfen, dieſes iſt mir völlig unbegreiflich, und ich ſehe nicht ein, welchen Nutzen und welche Freude man an einer Lehre haben kann, wobey jeder Gedanke völlig ſtille ſteht und jede geſunde Anſchauung durchaus verſchwindet.

„Gute Seele, ſagte Goethe, um Gedanken und Anſchauungen iſt es den Leuten auch gar nicht zu thun. Sie ſind zufrieden, wenn ſie nur Worte haben womit ſie verkehren, welches ſchon mein Mephiſtopheles gewußt und nicht übel ausgeſprochen hat:

Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein. ꝛc.

Goethe recitirte dieſe Stelle lachend und ſchien überall in der beſten Laune. „Es iſt nur gut, ſagte er, daß ſchon alles gedruckt ſteht, und ſo will ich fortfahren, ferner drucken zu laſſen, was ich gegen falſche Lehren und deren Verbreiter noch auf dem Herzen habe.“

„Treffliche Menſchen, fuhr er nach einer Pauſe fort, kommen jetzt in den Naturwiſſenſchaften heran und ich ſehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber ſie halten ſich nicht; ihr vorwaltendes Subjective führt

ſie in die Irre. Wiederum Andere halten zu ſehr auf Facta und ſammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewieſen wird. Im Ganzen fehlt der theoretiſche Geiſt, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erſcheinungen Herr zu werden."

Ein kurzer Beſuch unterbrach unſere Unterhaltung; bald aber wieder allein gelaſſen lenkte ſich das Geſpräch auf die Poeſie, und ich erzählte Goethen, daß ich dieſer Tage ſeine kleinen Gedichte wieder betrachtet, und beſonders bey zweyen verweilet habe, bey der Ballade nämlich von den Kindern und dem Alten und bey den glücklichen Gatten.

„Ich halte auf dieſe beyden Gedichte ſelber etwas, ſagte Goethe, wiewohl das deutſche Publicum bis jetzt nicht viel daraus hat machen können."

In der Ballade, ſagte ich, iſt ein ſehr reicher Gegenſtand in große Enge zuſammengebracht, mittelſt aller poetiſchen Formen und Künſte und Kunſtgriffe, worunter ich beſonders den hochſchätze, daß das Vergangene der Geſchichte den Kindern von dem Alten bis zu dem Punkt erzählt wird, wo die Gegenwart eintritt und das Übrige ſich vor unſern Augen entwickelt.

„Ich habe die Ballade lange mit mir herumgetragen, ſagte Goethe, ehe ich ſie niederſchrieb; es ſtecken Jahre von Nachdenken darin, und ich habe ſie drey bis vier Mal verſucht, ehe ſie mir ſo gelingen wollte wie ſie jetzt iſt."

Das Gedicht von den glücklichen Gatten, fuhr ich fort, ist gleichfalls sehr reich an Motiven; es erscheinen darin ganze Landschaften und Menschenleben, durchwärmt von dem Sonnenschein eines anmuthigen Frühlingshimmels, der sich über dem Ganzen ausbreitet.

„Ich habe das Gedicht immer lieb gehabt, sagte Goethe, und es freut mich, daß Sie ihm ein besonderes Interesse schenken. Und daß der Spaß zuletzt noch auf eine Doppel-Kindtaufe hinausgeht, dächte ich, wäre doch artig genug."

Wir kamen sodann auf den Bürgergeneral, wovon ich erzählte, daß ich dieses heitere Stück in diesen Tagen mit einem Engländer gelesen, und daß in uns beyden der lebhafte Wunsch entstanden, es auf dem Theater zu sehen. Dem Geiste nach, sagte ich, ist darin nichts veraltet, und im Einzelnen der dramatischen Entwickelung ist darin kein Zug, der nicht für die Bühne gedacht wäre.

„Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück, sagte Goethe, und es hat uns manchen heiteren Abend gemacht. Freylich, es war trefflich besetzt, und so vortrefflich einstudirt, daß der Dialog Schlag auf Schlag ging, im völligsten Leben Malkolmi spielte den Märten, man konnte nichts Vollkommneres sehen."

Die Rolle des Schnaps, sagte ich, erscheint mir nicht weniger glücklich; ich dächte, das Repertoir hätte nicht viele aufzuweisen, die dankbarer und besser wären.

Es ist in dieser Figur, wie im ganzen Stück, eine Deutlichkeit, eine Gegenwart, wie sie das Theater nur wünschen kann. Die Scene, wo er mit dem Felleisen kommt und nach einander die Sachen hervorbringt, wo er Märten den Schnurbart anklebt und sich selbst mit Freyheitsmütze, Uniform und Degen bekleidet, gehört zu den vorzüglichsten.

„Diese Scene, sagte Goethe, hat in früherer Zeit auf unserm Theater immer viel Glück gemacht. Es kam dazu noch der Umstand, daß das Felleisen mit den Sachen ein wirklich historisches war. Ich fand es nämlich zur Zeit der Revolution auf meiner Reise an der französischen Grenze, wo die Flucht der Emigrirten durchgegangen war, und wo es einer mochte verloren oder weggeworfen haben. Die Sachen, so wie sie im Stück vorkommen, waren alle darin; ich schrieb danach die Scene, und das Felleisen mit allem Zubehör spielte nachher, zu nicht geringem Vergnügen unserer Schauspieler, immer mit, so oft das Stück gegeben wurde."

Die Frage, ob man den Bürgergeneral noch jetzt mit Interesse und Nutzen sehen könne, machte noch eine Weile den Gegenstand unserer Unterhaltung.

Goethe erkundigte sich sodann nach meinen Fortschritten in der französischen Literatur, und ich erzählte ihm, daß ich mich abwechselnd noch immer mit Voltaire beschäftige, und daß das große Talent dieses Mannes mir das reinste Glück gewähre. Ich kenne

immer nur noch wenig von ihm, ſagte ich; ich halte mich noch immer in dem Kreiſe ſeiner kleinen Gedichte an Perſonen, die ich leſe und immer wieder leſe und von denen ich mich nicht trennen kann.

„Eigentlich, ſagte Goethe, iſt alles gut, was ein ſo großes Talent wie Voltaire ſchreibt, wiewohl ich nicht alle ſeine Frechheiten gelten laſſen möchte. Aber Sie haben nicht Unrecht, wenn Sie ſo lange bey ſeinen kleinen Gedichten an Perſonen verweilen; ſie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigſten Sachen, die er geſchrieben. Es iſt darin keine Zeile, die nicht voller Geiſt, Klarheit, Heiterkeit und Anmuth wäre.“

Und man ſieht darin, ſagte ich, ſeine Verhältniſſe zu allen Großen und Mächtigen der Erde, und bemerkt mit Freuden, welche vornehme Figur Voltaire ſelber ſpielt, indem er ſich den Höchſten gleich zu empfinden ſcheint, und man ihm nie anmerkt, daß irgend eine Majeſtät ſeinen freyen Geiſt nur einen Augenblick hat geniren können.

„Ja, ſagte Goethe, vornehm war er. Und bey all ſeiner Freyheit und Verwegenheit hat er ſich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches faſt noch mehr ſagen will. Ich kann wohl die Kaiſerin von Öſtreich als eine Autorität in ſolchen Dingen anführen, die ſehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaire's Gedichten an fürſtliche Perſonen

keine Spur ſey, daß er je die Linie der Convenienz überſchritten habe."

Erinnern ſich Euer Excellenz, ſagte ich, des kleinen Gedichtes, wo er der Prinzeß von Preußen, nachherigen Königin von Schweden, die artige Liebeserklärung macht, indem er ſagt, daß er ſich im Traum zum Rang der Könige habe erhoben geſehen?

„Es iſt eins ſeiner vorzüglichſten, ſagte Goethe, indem er recitirte:

Je vous aimais princesse et j'osais vous le dire,
Les Dieux à mon reveil ne m'ont pas tout oté,
Je n'ai perdu que mon empire.

Ja, das iſt artig! — Und dann, fuhr Goethe fort, hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem ſein Talent jeden Augenblick ſo zur Hand war wie Voltaire. Ich erinnere mich einer Anekdote, wo er eine Zeitlang zum Beſuch bey ſeiner Freundin Du Chatelet geweſen war, und in dem Augenblick der Abreiſe, als ſchon der Wagen vor der Thüre ſteht, einen Brief von einer groſſen Anzahl junger Mädchen eines benachbarten Kloſters erhält, die zum Geburtstag ihrer Äbtiſſin den Tod Julius Cäſars aufführen wollen und ihn um einen Prolog bitten. Der Fall war zu artig, als daß Voltaire ihn ablehnen konnte; ſchnell läßt er ſich daher Feder und Papier geben, und ſchreibt ſtehend auf dem Rande eines Kamins das Verlangte. Es iſt ein Gedicht von etwa zwanzig Verſen, durchaus durchdacht und vollendet,

ganz für den gegebenen Fall passend, genug, von der besten Sorte." Ich bin sehr begierig, es zu lesen sagte ich. „Ich zweifle, sagte Goethe, daß es in Ihrer Sammlung steht, es ist erst kürzlich zum Vorschein gekommen, wie er denn solche Gedichte zu Hunderten gemacht hat, von denen noch manche hie und dort im Privatbesitz verborgen seyn mögen."

Ich fand dieser Tage eine Stelle in Lord Byron, sagte ich, woraus zu meiner Freude hervorging, welche außerordentliche Achtung auch Byron vor Voltaire gehabt. Auch sieht man es ihm wohl an, wie sehr er Voltaire mag gelesen, studirt und benutzt haben.

„Byron, sagte Goethe, wußte zu gut wo etwas zu holen war, und er war zu gescheidt, als daß er aus dieser allgemeinen Quelle des Lichts nicht auch hätte schöpfen sollen."

Das Gespräch wendete sich hiernächst ganz auf Byron und einzelne seiner Werke; wobey Goethe häufigen Anlaß fand, manche seiner früheren Äußerungen von Anerkennung und Bewunderung jenes großen Talentes zu wiederholen.

In alles was Euer Excellenz über Byron sagen, erwiederte ich, stimme ich von Herzen bey; allein wie bedeutend und groß jener Dichter als Talent auch seyn mag, so möchte ich doch sehr zweifeln, daß aus seinen Schriften für reine Menschenbildung ein entschiedener Gewinn zu schöpfen.

„Da muß ich Ihnen widersprechen, sagte Goethe. Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? — Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. — Alles Große bildet, sobald wir es gewahr werden."

1 8 2 9.

Digitized by Google

Mittwoch, den 4. Februar 1829.

„Ich habe im Schubart zu leſen fortgefahren, ſagte Goethe; er iſt freylich ein bedeutender Menſch, und er ſagt ſogar manches ſehr Vorzügliche, wenn man es ſich in ſeine eigene Sprache überſetzt. Die Hauptrichtung ſeines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunct außerhalb der Philoſophie gebe, nämlich den des geſunden Menſchenverſtandes; und daß Kunſt und Wiſſenſchaft, unabhängig von der Philoſophie, mittelſt freyer Wirkung natürlicher menſchlicher Kräfte, immer am beſten gediehen ſey. Dieß iſt durchaus Waſſer auf unſere Mühle. Von der Philoſophie habe ich mich ſelbſt immer frey erhalten; der Standpunct des geſunden Menſchenverſtandes war auch der meinige, und Schubart beſtätiget alſo, was ich mein ganzes Leben ſelber geſagt und gethan habe.

Das Einzige, was ich an ihm nicht durchaus loben kann, iſt, daß er gewiſſe Dinge beſſer weiß als er ſie ſagt, und daß er alſo nicht immer ganz ehrlich zu Werke geht. So wie Hegel zieht auch er die chriſtliche Reli-

gion in die Philoſophie herein, die doch nichts darin zu thun hat. Die chriſtliche Religion iſt ein mächtiges Weſen für ſich, woran die geſunkene und leidende Menſchheit von Zeit zu Zeit ſich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr dieſe Wirkung zugeſteht, iſt ſie über aller Philoſophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze. So auch bedarf der Philoſoph nicht das Anſehen der Religion, um gewiſſe Lehren zu beweiſen, wie z. B. die einer ewigen Fortdauer. Der Menſch ſoll an Unſterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es iſt ſeiner Natur gemäß, und er darf auf religiöſe Zuſagen bauen; wenn aber der Philoſoph den Beweis für die Unſterblichkeit unſerer Seele aus einer Legende hernehmen will, ſo iſt das ſehr ſchwach und will nicht viel heißen. Die Überzeugung unſerer Fortdauer entſpringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende raſtlos wirke, ſo iſt die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daſeyns anzuweiſen, wenn die jetzige meinem Geiſt nicht ferner auszuhalten vermag."

Mein Herz ſchlug bey dieſen Worten vor Bewunderung und Liebe. Iſt doch, dachte ich, nie eine Lehre ausgeſprochen worden, die mehr zu edlen Thaten reizt, als dieſe. Denn wer will nicht bis an ſein Ende unermüdlich wirken und handeln, wenn er darin die Bürgſchaft eines ewigen Lebens findet.

Goethe ließ ein Portefeuille mit Handzeichnungen

und Kupferſtichen vorlegen. Nachdem er einige Blätter ſtille betrachtet und umgewendet, reichte er mir einen ſchönen Stich nach einem Gemälde von Oſtade. „Hier, ſagte er, haben Sie die Scene zu unſerm Good man und good wife.“ — Ich betrachtete das Blatt mit großer Freude. Ich ſah das Innere einer Bauernwohnung vorgeſtellt, wo Küche, Wohn- und Schlafzimmer alles in Einem und nur ein Raum war. Mann und Frau ſaßen ſich nahe gegenüber; die Frau ſpinnend, der Mann Garn windend; ein Bube zu ihren Füßen. Im Hintergrunde ſah man ein Bette, ſo wie überall nur das roheſte allernothwendigſte Hausgeräthe; die Thür ging unmittelbar ins Freye. Den Begriff beſchränkten ehelichen Glückes gab dieſes Blatt vollkommen; Zufriedenheit, Behagen und ein gewiſſes Schwelgen in liebenden ehelichen Empfindungen, lag auf den Geſichtern vom Manne und der Frau wie ſie ſich einander anblickten. Es wird einem wohler zu Muthe, ſagte ich, je länger man dieſes Blatt anſieht; es hat einen Reiz ganz eigener Art. „Es iſt der Reiz der Sinnlichkeit, ſagte Goethe, den keine Kunſt entbehren kann, und der in Gegenſtänden ſolcher Art in ſeiner ganzen Fülle herrſcht. Bey Darſtellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künſtler ins Ideelle geht, iſt es ſchwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde. Da können nun Jugend oder Alter günſtig oder hinderlich ſeyn, und der Künſtler muß daher ſeine

Jahre bedenken und danach ſeine Gegenſtände wählen. Meine Iphigenie und mein Taſſo ſind mir gelungen, weil ich jung genug war, um mit meiner Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes durchdringen und beleben zu können. Jetzt in meinem Alter wären ſo ideelle Gegenſtände nicht für mich geeignet, und ich thue vielmehr wohl, ſolche zu wählen, wo eine gewiſſe Sinnlichkeit bereits im Stoffe liegt. Wenn Genaſts hier bleiben, ſo ſchreibe ich euch zwey Stücke, jedes in einem Act und in Proſa. Das eine von der heiterſten Art, mit einer Hochzeit endend, das andere grauſam und erſchütternd, ſo daß am Ende zwey Leichname zurückbleiben. Das letztere rührt noch aus Schillers Zeit her, und er hat auf mein Antreiben ſchon eine Scene davon geſchrieben. Beyde Sujets habe ich lange durchdacht, und ſie ſind mir ſo vollkommen gegenwärtig, daß ich jedes in acht Tagen dictiren wollte, wie ich es mit meinem Bürgergeneral gethan habe."

Thun Sie es, ſagte ich, ſchreiben Sie die beyden Stücke auf jeden Fall; es iſt Ihnen nach den Wanderjahren eine Erfriſchung und wirkt wie eine kleine Reiſe. Und wie würde die Welt ſich freuen, wenn Sie dem Theater noch etwas zu Liebe thäten, was Niemand mehr erwartet.

„Wie geſagt, fuhr Goethe fort, wenn Genaſts hier bleiben, ſo bin ich gar nicht ſicher, daß ich euch

nicht den Spaß mache. Aber ohne dieſe Ausſicht wäre dazu wenig Reiz, denn ein Stück auf dem Papiere iſt gar nichts. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und er muß ſeine Rollen denen Figuren auf den Leib ſchreiben, die ſie ſpielen ſollen. Habe ich alſo auf Genaſt und ſeine Frau zu rechnen, und nehme ich dazu La Roche, Herrn Winterberger und Madam Seidel, ſo weiß ich was ich zu thun habe, und kann der Ausführung meiner Intentionen gewiß ſeyn."

„Für das Theater zu ſchreiben, fuhr Goethe fort, iſt ein eigenes Ding, und wer es nicht durch und durch kennet, der mag es unterlaſſen. Ein intereſſantes Factum, denkt jeder, werde auch intereſſant auf den Brettern erſcheinen; aber mit nichten! — Es können Dinge ganz hübſch zu leſen und hübſch zu denken ſeyn, aber, auf die Bretter gebracht, ſieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt laſſen. Wenn man meinen Hermann und Dorothea lieſet, ſo denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu ſehen. Töpfer hat ſich verführen laſſen es hinaufzubringen; allein was iſt es, was wirkt es, zumal wenn es nicht ganz vorzüglich geſpielt wird, und wer kann ſagen, daß es in jeder Hinſicht ein gutes Stück ſey? — Für das Theater zu ſchreiben iſt ein Metier, das man kennen ſoll, und will ein Talent, das man beſitzen muß. Beydes iſt ſelten,

und wo es ſich nicht vereinigt findet, wird ſchwerlich etwas Gutes an den Tag kommen."

Montag, den 9. Februar 1829.

Goethe ſprach viel über die Wahlverwandtſchaften, beſonders daß jemand ſich in der Perſon des Mittler getroffen gefunden, den er früher im Leben nie gekannt und geſehen. „Der Charakter, ſagte er, muß alſo wohl einige Wahrheit haben, und in der Welt mehr als Ein Mal exiſtiren. Es iſt in den Wahlverwandtſchaften überall keine Zeile, die ich nicht ſelber erlebt hätte, und es ſteckt darin mehr, als irgend jemand bey einmaligem Leſen aufzunehmen im Stande wäre."

Dienſtag, den 10. Februar 1829.

Ich fand Goethe umringt von Charten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafenbau, für welches großartige Unternehmen er ein beſonderes Intereſſe zeigte.

Sodann viel über Merck geſprochen, von welchem er mir eine poetiſche Epiſtel an Wieland vom Jahre 1776 vorlieſet, in höchſt geiſtreichen aber etwas derben Knittelverſen. Der ſehr heitere Inhalt geht beſonders gegen Jacobi, den Wieland, in einer zu günſtigen Re-

cenſion im Merkur, überſchätzt zu haben ſcheint, welches Merck ihm nicht verzeihen kann.

Über den Zuſtand damaliger Cultur, und wie ſchwer es gehalten, aus der ſogenannten Sturm- und Drangperiode ſich zu einer höheren Bildung zu retten.

Über ſeine erſten Jahre in Weimar. Das poetiſche Talent im Conflict mit der Realität, die er, durch ſeine Stellung zum Hof, und verſchiedenartige Zweige des Staatsdienſtes, zu höherem Vortheil in ſich aufzunehmen genöthigt iſt. Deßhalb in den erſten zehn Jahren nichts Poetiſches von Bedeutung hervorgebracht. Fragmente vorgeleſen. Durch Liebſchaften verdüſtert. Der Vater fortwährend ungeduldig gegen das Hofleben.

Vortheile, daß er den Ort nicht verändert, und daß er dieſelbigen Erfahrungen nicht nöthig gehabt zweymal zu machen.

Flucht nach Italien, um ſich zu poetiſcher Productivität wieder herzuſtellen. Aberglaube, daß er nicht hinkomme, wenn jemand darum wiſſe. Deßhalb tiefes Geheimniß. Von Rom aus an den Herzog geſchrieben.

Aus Italien zurück mit großen Anforderungen an ſich ſelbſt.

Herzogin Amalie. Vollkommene Fürſtin mit vollkommen menſchlichem Sinne und Neigung zum Lebensgenuß. Sie hat große Liebe zu ſeiner Mutter, und wünſcht, daß ſie für immer nach Weimar komme. Er iſt dagegen.

Über die ersten Anfänge des Faust.

„Der Faust entstand mit meinem Werther; ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und nichts daran gestrichen; denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte."

Mittwoch, den 11. Februar 1829.

Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tisch. Coudray erzählt viel von der weiblichen Industrie-Schule und dem Waisen-Institut, als den besten Einrichtungen dieser Art des Landes; erstere von der Großfürstin, letzteres vom Großherzog Carl August gegründet. Mancherley über Theater-Decoration und Wegebau. Coudray legt Goethen den Riß zu einer fürstlichen Capelle vor. Über den Ort, wo der herrschaftliche Stuhl anzubringen; wogegen Goethe Einwendungen macht, die Coudray annimmt. Nach Tisch Soret. Goethe zeigt uns abermals die Bilder von Herrn von Reutern.

Donnerstag, den 12. Februar 1829.

Goethe lieset mir das frisch entstandene, überaus herrliche Gedicht: Kein Wesen kann zu nichts zer-

fallen ꝛc. „Ich habe, ſagte er, dieſes Gedicht als Widerſpruch der Verſe: Denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Seyn beharren will ꝛc. geſchrieben, welche dumm ſind, und welche meine Berliner Freunde, bey Gelegenheit der naturforſchenden Verſammlung, zu meinem Ärger in goldenen Buchſtaben ausgeſtellt haben."

Über den großen Mathematiker Lagrange, an welchem Goethe vorzüglich den trefflichen Character hervorhebt. „Er war ein guter Menſch, ſagte er, und eben deßwegen groß. Denn wenn ein guter Menſch mit Talent begabt iſt, ſo wird er immer zum Heil der Welt ſittlich wirken, ſey es als Künſtler, Naturforſcher, Dichter, oder was alles ſonſt."

„Es iſt mir lieb, fuhr Goethe fort, daß Sie Coudray geſtern näher kennen gelernt haben. Er ſpricht ſich in Geſellſchaft ſelten aus, aber ſo unter uns haben Sie geſehen, welch ein trefflicher Geiſt und Character in dem Manne wohnt. Er hat anfänglich vielen Widerſpruch erlitten, aber jetzt hat er ſich durchgekämpft und genießt vollkommene Gunſt und Vertrauen des Hofes. Coudray iſt einer der geſchickteſten Architekten unſerer Zeit. Er hat ſich zu mir gehalten und ich mich zu ihm, und es iſt uns beyden von Nutzen geweſen. Hätte ich den vor funfzig Jahren gehabt!" —

Über Goethe's eigene architektoniſche Kenntniſſe. Ich bemerke, er müſſe viel in Italien gewonnen haben. „Es

gab mir einen Begriff vom Ernſten und Großen, antwortete er, aber keine Gewandtheit. Der Weimariſche Schloßbau hat mich vor allem gefördert. Ich mußte mit einwirken, und war ſogar in dem Fall, Geſimſe zeichnen zu müſſen. Ich that es den Leuten von Metier gewiſſermaßen zuvor, weil ich ihnen in der Intention überlegen war."

Das Geſpräch kam auf Zelter. „Ich habe einen Brief von ihm, ſagte Goethe; er ſchreibt unter andern, daß die Aufführung des Meſſias ihm durch eine ſeiner Schülerinnen verdorben ſey, die eine Arie zu weich, zu ſchwach, zu ſentimental geſungen. Das Schwache iſt ein Characterzug unſers Jahrhunderts. Ich habe die Hypotheſe, daß es in Deutſchland eine Folge der Anſtrengung iſt, die Franzoſen los zu werden. Maler, Naturforſcher, Bildhauer, Muſiker, Poeten, es iſt, mit wenigen Ausnahmen, alles ſchwach, und in der Maſſe ſteht es nicht beſſer."

Doch, ſagte ich, gebe ich die Hoffnung nicht auf, zum Fauſt eine paſſende Muſik kommen zu ſehen.

„Es iſt ganz unmöglich, ſagte Goethe. Das Abſtoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was ſie ſtellenweiſe enthalten müßte, iſt der Zeit zuwider. Die Muſik müßte im Character des Don Juan ſeyn; Mozart hätte den Fauſt componiren müſſen. Meyer-Beer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird ſich auf ſo etwas nicht einlaſſen; er iſt zu ſehr mit italieniſchen Theatern verflochten."

Sodann, ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung und welchem Bezug, ſagte Goethe folgendes ſehr Bedeutende.

„Alles Große und Geſcheidte, ſagte er, exiſtirt in der Minorität. Es hat Miniſter gegeben, die Volk und König gegen ſich hatten, und die ihre großen Plane einſam durchführten. Es iſt nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenſchaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Beſitz einzelner Vorzüglicher ſeyn.“

Freytag, den 13. Februar 1829.

Mit Goethe allein zu Tiſch. „Ich werde nach Beendigung der Wanderjahre, ſagte er, mich wieder zur Botanik wenden, um mit Soret die Überſetzung weiter zu bringen. Nur fürchte ich, daß es mich wieder ins Weite führt, und daß es zuletzt abermals ein Alp wird. Große Geheimniſſe liegen noch verborgen, manches weiß ich, von vielem habe ich eine Ahndung. Etwas will ich Ihnen vertrauen und mich wunderlich ausdrücken.“

„Die Pflanze geht von Knoten zu Knoten und ſchließt zuletzt ab mit der Blüthe und dem Samen. In der Thierwelt iſt es nicht anders. Die Raupe, der Bandwurm, geht von Knoten zu Knoten und bildet

zuletzt einen Kopf; bey den höher ſtehenden Thieren und Menſchen ſind es die Wirbelknochen, die ſich anfügen und anfügen und mit dem Kopf abſchließen, in welchem ſich die Kräfte concentriren."

„Was ſo bey Einzelnen geſchieht, geſchieht auch bey ganzen Corporationen. Die Bienen, auch eine Reihe von Einzelnheiten, die ſich aneinander ſchließen, bringen als Geſammtheit etwas hervor, das auch den Schluß macht, und als Kopf des Ganzen anzuſehen iſt, den Bienen-König. Wie dieſes geſchieht iſt geheimnißvoll, ſchwer auszuſprechen, aber ich könnte ſagen, daß ich darüber meine Gedanken habe."

„So bringt ein Volk ſeine Helden hervor, die, gleich Halbgöttern, zu Schutz und Heil an der Spitze ſtehen; und ſo vereinigten ſich die poetiſchen Kräfte der Franzoſen in Voltaire. Solche Häuptlinge eines Volkes ſind groß in der Generation in der ſie wirken; manche dauren ſpäter hinaus; die meiſten werden durch Andere erſetzt und von der Folgezeit vergeſſen."

Ich freute mich dieſer bedeutenden Gedanken. Goethe ſprach ſodann über Naturforſcher, denen es vor allem nur daran liege, ihre Meinung zu beweiſen. „Herr von Buch, ſagte er, hat ein neues Werk herausgegeben, das gleich im Titel eine Hypotheſe enthält. Seine Schrift ſoll von Granitblöcken handeln, die hier und dort umherliegen, man weiß nicht wie und woher. Da aber Herr v. Buch die Hypotheſe im Schilde führt,

daß ſolche Granitblöcke durch etwas Gewaltſames von Innen hervorgeworfen und zerſprengt worden, ſo deutet er dieſes gleich im Titel an, indem er ſchon dort von zerſtreuten Granitblöcken redet, wo denn der Schritt zur Zerſtreuung ſehr nahe liegt, und dem argloſen Leſer die Schlinge des Irrthums über den Kopf gezogen wird, er weiß nicht wie."

„Man muß alt werden, um dieſes alles zu überſehen, und Geld genug haben, ſeine Erfahrungen bezahlen zu können. Jedes Bonmot das ich ſage, koſtet mir eine Börſe voll Gold; eine halbe Million meines Privatvermögens iſt durch meine Hände gegangen, um das zu lernen was ich jetzt weiß, nicht allein das ganze Vermögen meines Vaters, ſondern auch mein Gehalt und mein bedeutendes literariſches Einkommen ſeit mehr als funfzig Jahren. Außerdem habe ich anderthalb Millionen zu großen Zwecken von fürſtlichen Perſonen ausgeben ſehen, denen ich nahe verbunden war und an deren Schritten, Gelingen und Mißlingen ich Theil nahm."

„Es iſt nicht genug, daß man Talent habe, es gehört mehr dazu, um geſcheidt zu werden; man muß auch in großen Verhältniſſen leben, und Gelegenheit haben, den ſpielenden Figuren der Zeit in die Karten zu ſehen, und ſelber zu Gewinn und Verluſt mitzuſpielen."

„Ohne meine Bemühungen in den Naturwiſſenſchaf-

ten hätte ich jedoch die Menſchen nie kennen gelernt wie ſie ſind. In allen anderen Dingen kann man dem reinen Anſchauen und Denken, den Irrthümern der Sinne wie des Verſtandes, den Character-Schwächen und -Stärken nicht ſo nachkommen; es iſt alles mehr oder weniger biegſam und ſchwankend, und läßt alles mehr oder weniger mit ſich handeln; aber die Natur verſteht gar keinen Spaß, ſie iſt immer wahr, immer ernſt, immer ſtrenge; ſie hat immer Recht, und die Fehler und Irrthümer ſind immer des Menſchen. Den Unzulänglichen verſchmäht ſie, und nur dem Zulänglichen, Wahren und Reinen ergiebt ſie ſich und offenbart ihm ihre Geheimniſſe."

„Der Verſtand reicht zu ihr nicht hinauf, der Menſch muß fähig ſeyn, ſich zur höchſten Vernunft erheben zu können, um an die Gottheit zu rühren, die ſich in Urphänomenen, phyſiſchen wie ſittlichen, offenbaret, hinter denen ſie ſich hält und die von ihr ausgehen."

„Die Gottheit aber iſt wirkſam im Lebendigen, aber nicht im Todten; ſie iſt im Werdenden und ſich Verwandelnden, aber nicht im Gewordenen und Erſtarrten. Deßhalb hat auch die Vernunft in ihrer Tendenz zum Göttlichen es nur mit dem Werdenden, Lebendigen zu thun; der Verſtand mit dem Gewordenen, Erſtarrten, daß er es nutze."

„Die Mineralogie iſt daher eine Wiſſenſchaft für den Verſtand, für das practiſche Leben, denn ihre Ge-

genſtände ſind etwas Todtes, das nicht mehr entſteht, und an eine Syntheſe iſt dabey nicht zu denken. Die Gegenſtände der Meteorologie ſind zwar etwas Lebendiges, das wir täglich wirken und ſchaffen ſehen, ſie ſetzen eine Syntheſe voraus; allein der Mitwirkungen ſind ſo mannigfaltige, daß der Menſch dieſer Syntheſe nicht gewachſen iſt, und er ſich daher in ſeinen Beobachtungen und Forſchungen unnütz abmühet. Wir ſteuern dabey auf Hypotheſen los, auf imaginäre Inſeln, aber die eigentliche Syntheſe wird wahrſcheinlich ein unentdecktes Land bleiben. Und mich wundert es nicht, wenn ich bedenke, wie ſchwer es gehalten, ſelbſt in ſo einfachen Dingen, wie die Pflanze und die Farbe, zu einiger Syntheſe zu gelangen."

Sonntag, den 15. Februar 1829.

Goethe empfing mich mit großem Lobe wegen meiner Redaction der naturhiſtoriſchen Aphorismen für die Wanderjahre. „Werfen Sie ſich auf die Natur, ſagte er, Sie ſind dafür geboren, und ſchreiben Sie zunächſt ein Compendium der Farbenlehre." Wir ſprachen viel über dieſen Gegenſtand.

Eine Kiſte vom Niederrhein langte an, mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Dom-

bildern und Gedichten des Carnevals, welches alles nach Tiſch ausgepackt wurde.

Dienſtag, den 17. Februar 1829.

Viel über den Großkophta geſprochen. „Lavater, ſagte Goethe, glaubte an Caglioſtro und deſſen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater: dieß ſey ein anderer Caglioſtro, der Wunderthäter Caglioſtro ſey eine heilige Perſon.“

„Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuſchungen unterworfen, und die ganz ſtrenge Wahrheit war nicht ſeine Sache; er belog ſich und Andere. Es kam zwiſchen mir und ihm deßhalb zum völligen Bruch. Zuletzt habe ich ihn noch in Zürich geſehen, ohne von ihm geſehen zu werden. Verkleidet ging ich in einer Allee, ich ſah ihn auf mich zukommen, ich bog außerhalb, er ging an mir vorüber und kannte mich nicht. Sein Gang war wie der eines Kranichs, weßwegen er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt.“

Ich fragte Goethe, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt, wie man faſt wegen ſeiner Phyſiognomik ſchließen ſollte. „Durchaus nicht, antwortete Goethe, ſeine Richtung ging bloß auf das Sittliche, Religiöſe. Was in Lavaters Phyſiognomik über Thierſchädel vorkommt, iſt von mir.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf die Franzoſen, auf die Vorleſungen von Guizot, Villemain und Couſin, und Goethe ſprach mit hoher Achtung über den Standpunct dieſer Männer, und wie ſie alles von einer freyen und neuen Seite betrachteten, und überall grade aufs Ziel losgingen. „Es iſt, ſagte Goethe, als wäre man bis jetzt in einen Garten auf Umwegen und durch Krümmungen gelangt; dieſe Männer aber ſind kühn und frey genug, die Mauer dort einzureißen und eine Thür an derjenigen Stelle zu machen, wo man ſogleich auf den breiteſten Weg des Gartens tritt."

Von Couſin kamen wir auf indiſche Philoſophie. „Dieſe Philoſophie, ſagte Goethe, hat, wenn die Nachrichten des Engländers wahr ſind, durchaus nichts Fremdes, vielmehr wiederholen ſich in ihr die Epochen, die wir alle ſelber durchmachen. Wir ſind Senſualiſten, ſo lange wir Kinder ſind; Idealiſten, wenn wir lieben und in den geliebten Gegenſtand Eigenſchaften legen, die nicht eigentlich darin ſind. Die Liebe wankt, wir zweifeln an der Treue und ſind Skeptiker ehe wir es glaubten. Der Reſt des Lebens iſt gleichgültig, wir laſſen es gehen wie es will, und endigen mit dem Quietismus, wie die indiſchen Philoſophen auch."

„In der deutſchen Philoſophie wären noch zwey große Dinge zu thun. Kant hat die Critik der reinen Vernunft geſchrieben, womit unendlich viel geſchehen, aber der Kreis nicht abgeſchloſſen iſt. Jetzt müßte ein

Fähiger, ein Bedeutender, die Critik der Sinne und des Menſchenverſtandes ſchreiben, und wir würden, wenn dieſes gleich vortrefflich geſchehen, in der deutſchen Philoſophie nicht viel mehr zu wünſchen haben."

„Hegel, fuhr Goethe fort, hat in den Berliner Jahrbüchern eine Recenſion über Hamann geſchrieben, die ich in dieſen Tagen leſe und wieder leſe und die ich ſehr loben muß. Hegels Urtheile als Critiker ſind immer gut geweſen."

„Villemain ſteht in der Critik gleichfalls ſehr hoch. Die Franzoſen werden zwar nie ein Talent wieder ſehen, das dem von Voltaire gewachſen wäre. Von Villemain aber kann man ſagen, daß er in ſeinem geiſtigen Standpunct über Voltairen erhaben iſt, ſo daß er ihn in ſeinen Tugenden und Fehlern beurtheilen kann."

Mittwoch, den 18. Februar 1829.

Wir ſprachen über die Farbenlehre, unter andern über Trinkgläſer, deren trübe Figuren gegen das Licht gelb und gegen das Dunkele blau erſcheinen, und die alſo die Betrachtung eines Urphänomens gewähren.

„Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, ſagte Goethe bey dieſer Gelegenheit, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo

ſey er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres ſoll er nicht dahinter ſuchen; hier iſt die Grenze. Aber den Menſchen iſt der Anblick eines Urphänomens gewöhnlich noch nicht genug, ſie denken es müſſe noch weiter gehen, und ſie ſind den Kindern ähnlich, die, wenn ſie in einen Spiegel gegukt, ihn ſogleich umwenden, um zu ſehen was auf der anderen Seite iſt."

Das Geſpräch lenkte ſich auf Merck, und ich fragte, ob Merck ſich auch mit Naturſtudien befaßt. „O ja, ſagte Goethe, er beſaß ſogar bedeutende naturhiſtoriſche Sammlungen. Merck war überall ein höchſt vielſeitiger Menſch. Er liebte auch die Kunſt, und zwar ging dieſes ſo weit, daß, wenn er ein gutes Werk in den Händen eines Philiſters ſah, von dem er glaubte, daß er es nicht zu ſchätzen wiſſe, er Alles anwendete, um es in ſeine eigene Sammlung zu bringen. Er hatte in ſolchen Dingen gar kein Gewiſſen, jedes Mittel war ihm recht, und ſelbſt eine Art von grandioſem Betrug wurde nicht verſchmäht, wenn es nicht anders gehen wollte." Goethe erzählte dieſer Art einige ſehr intereſſante Beyſpiele.

TAYLOR INST. OXFORD

„Ein Menſch wie Merck, fuhr er fort, wird gar nicht mehr geboren, und wenn er geboren würde, ſo würde die Welt ihn anders ziehen. Es war überall eine gute Zeit, als ich mit Merck jung war. Die deutſche Literatur war noch eine reine Tafel, auf die man

Digitized by Google

mit Luſt viel Gutes zu malen hoffte. Jetzt iſt ſie ſo beſchrieben und beſudelt, daß man keine Freude hat ſie anzublicken, und daß ein geſcheidter Menſch nicht weiß, wohin er noch etwas zeichnen ſoll."

Donnerstag, den 19. Februar 1829.

Mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube allein zu Tiſch. — Er war ſehr heiter und erzählte mir, daß ihm am Tage manches Gute widerfahren, und daß er auch ein Geſchäft mit Artaria und dem Hof glücklich beendigt ſehe.

Wir ſprachen ſodann viel über Egmont, der am Abend vorher, nach der Bearbeitung von Schiller, gegeben worden, und es kamen die Nachtheile zur Erwähnung, die das Stück durch dieſe Redaction zu leiden hat.

Es iſt in vielfacher Hinſicht nicht gut, ſagte ich, daß die Regentin fehlt; ſie iſt vielmehr dem Stücke durchaus nothwendig. Denn nicht allein, daß das Ganze durch dieſe Fürſtin einen höheren, vornehmeren Character erhält, ſondern es treten auch die politiſchen Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf den ſpaniſchen Hof, durch ihre Dialoge mit Machiavell durchaus reiner und entſchiedener hervor.

„Ganz ohne Frage, ſagte Goethe. Und dann ge-

winnet auch Egmont an Bedeutung durch den Glanz, den die Neigung der Fürſtin auf ihn wirft, ſo wie auch Clärchen gehoben erſcheint, wenn wir ſehen, daß ſie, ſelbſt über Fürſtinnen ſiegend, Egmonts ganze Liebe allein beſitzt. Dieſes ſind alles ſehr delicate Wirkungen, die man freylich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf."

Auch will mir ſcheinen, ſagte ich, daß bey den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur, wie Clärchen, zu ſchwach und etwas gedrückt erſcheint. Durch die Regentin aber erhält das ganze Gemälde mehr Gleichgewicht. Daß von ihr im Stücke geſprochen wird, will nicht viel ſagen; das perſönliche Auftreten macht den Eindruck.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig, ſagte Goethe. — Als ich das Stück ſchrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles ſehr wohl abgewogen, und es iſt daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes ſehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze beſteht. Aber Schiller hatte in ſeiner Natur etwas Gewaltſames; er handelte oft zu ſehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenſtande, der zu behandeln war."

Man möchte auf Sie ſchelten, ſagte ich, daß Sie es gelitten und daß Sie in einem ſo wichtigen Fall ihm ſo unbedingte Freyheit gegeben.

„Man iſt oft gleichgültiger als billig, antwortete Goethe. Und dann war ich in jener Zeit mit anderen Dingen tief beſchäftigt. Ich hatte ſo wenig ein Intereſſe für Egmont wie für das Theater; ich ließ ihn gewähren. Jetzt iſt es wenigſtens ein Troſt für mich, daß das Stück gedruckt daſteht, und daß es Bühnen giebt, die verſtändig genug ſind, es treu und ohne Verkürzung ganz ſo aufzuführen wie ich es geſchrieben."

Goethe erkundigte ſich ſodann nach der Farbenlehre und ob ich ſeinem Vorſchlage, ein Compendium zu ſchreiben, weiter nachgedacht. Ich ſagte ihm wie es damit ſtehe, und ſo geriethen wir unvermuthet in eine Differenz, die ich bey der Wichtigkeit des Gegenſtandes mittheilen will.

Wer es beobachtet hat, wird ſich erinnern, daß bey heiteren Wintertagen und Sonnenſchein, die Schatten auf dem Schnee häufig blau geſehen werden. Dieſes Phänomen bringt Goethe in ſeiner Farbenlehre unter die ſubjectiven Erſcheinungen, indem er als Grundlage annimmt, daß das Sonnenlicht zu uns, die wir nicht auf den Gipfeln hoher Berge wohnen, nicht durchaus weiß, ſondern, durch eine mehr oder weniger dunſtreiche Atmoſphäre dringend, in einem gelblichen Schein herabkomme; und daß alſo der Schnee, von der Sonne beſchienen, nicht durchaus weiß, ſondern eine gelblich tingirte Fläche ſey, die das Auge zum Gegenſatz und alſo zur Hervorbringung der blauen Farbe anreize. Der

auf dem Schnee geſehen werdende blaue Schatten ſey demnach eine geforderte Farbe, unter welcher Rubrik Goethe denn auch das Phänomen abhandelt, und danach die von Sauſſüre auf dem Montblanc gemachten Beobachtungen ſehr conſequent zurechtlegt.

Als ich nun in dieſen Tagen die erſten Capitel der Farbenlehre abermals betrachtete, um mich zu prüfen, ob es mir gelingen möchte, Goethe's freundlicher Aufforderung nachzukommen und ein Compendium ſeiner Farbenlehre zu ſchreiben, war ich, durch Schnee und Sonnenſchein begünſtigt, in dem Fall, ebengedachtes Phänomen des blauen Schattens abermals näher in Augenſchein zu nehmen, wo ich denn zu einiger Überraſchung fand, daß Goethe's Ableitung auf einem Irrthum beruhe. Wie ich aber zu dieſem Aperçu gelangte, will ich ſagen.

Aus den Fenſtern meines Wohnzimmers ſehe ich grade gegen Süden, und zwar auf einen Garten, der durch ein Gebäude begrenzt wird, das, bey dem niederen Stande der Sonne im Winter, mir entgegen einen ſo großen Schatten wirft, daß er über die halbe Fläche des Gartens reicht.

Auf dieſe Schattenfläche im Schnee blickte ich nun vor einigen Tagen, bey völlig blauem Himmel und Sonnenſcheine, und war überraſcht, die ganze Maſſe vollkommen blau zu ſehen. Eine geforderte Farbe, ſagte ich zu mir ſelber, kann dieſes nicht ſeyn, denn mein

Auge wird von keiner von der Sonne beſchienenen Schneefläche berührt, wodurch jener Gegenſatz hervorgerufen werden könnte; ich ſehe nichts als die ſchattige blaue Maſſe. Um aber durchaus ſicher zu gehen und zu verhindern, daß der blendende Schein der benachbarten Dächer nicht etwa mein Auge berühre, rollte ich einen Bogen Papier zuſammen, und blickte durch ſolche Röhre auf die ſchattige Fläche, wo denn das Blau unverändert zu ſehen blieb.

Daß dieſer blaue Schatten alſo nichts Subjectives ſeyn konnte, darüber blieb mir nun weiter kein Zweifel. Die Farbe ſtand da, außer mir, ſelbſtſtändig, mein Subject hatte darauf keinen Einfluß. Was aber war es? und da ſie nun einmal da war, wodurch konnte ſie entſtehen?

Ich blickte noch einmal hin und umher, und ſiehe! die Auflöſung des Räthſels kündigte ſich mir an. Was kann es ſeyn, ſagte ich zu mir ſelber, als der Widerſchein des blauen Himmels, den der Schatten herablockt, und der Neigung hat, im Schatten ſich anzuſiedeln? Denn es ſteht geſchrieben: die Farbe iſt dem Schatten verwandt, ſie verbindet ſich gerne mit ihm, und erſcheint uns gerne in ihm und durch ihn, ſobald der Anlaß nur gegeben iſt.

Die folgenden Tage gewährten Gelegenheit, meine Hypotheſe wahr zu machen. Ich ging in den Feldern, es war kein blauer Himmel, die Sonne ſchien durch

Dünſte, einem Heerrauch ähnlich, und verbreitete über den Schnee einen durchaus gelben Schein; ſie wirkte mächtig genug, um entſchiedene Schatten zu werfen, und es hätte in dieſem Fall, nach Goethe's Lehre, das friſcheſte Blau entſtehen müſſen. Es entſtand aber nicht, die Schatten blieben grau.

Am nächſten Vormittage, bey bewölkter Atmoſphäre, blickte die Sonne von Zeit zu Zeit herdurch, und warf auf dem Schnee entſchiedene Schatten. Allein ſie waren ebenfalls nicht blau, ſondern grau. In beyden Fällen fehlte der Wiederſchein des blauen Himmels, um dem Schatten ſeine Färbung zu geben.

Ich hatte demnach eine hinreichende Überzeugung gewonnen, daß Goethe's Ableitung des mehrgedachten Phänomens von der Natur nicht als wahr beſtätiget werde, und daß ſeine dieſen Gegenſtand behandelnden Paragraphen der Farbenlehre einer Umarbeitung dringend bedürften.

Etwas Ähnliches begegnete mir mit den farbigen Doppelſchatten, die mit Hülfe eines Kerzenlichtes Morgens früh bey Tagesanbruch, ſo wie Abends in der erſten Dämmerung, deßgleichen bey hellem Mondſchein, beſonders ſchön geſehen werden. Daß hiebey der eine Schatten, nämlich der vom Kerzenlichte erleuchtete, gelbe, objectiver Art ſey und in die Lehre von den trüben Mitteln gehöre, hat Goethe nicht ausgeſprochen, obgleich es ſo iſt; den andern, vom ſchwachen Tages- oder Mond-

lichte erleuchteten, bläulichen, oder bläulich-grünen Schatten aber, erklärt er für ſubjectiv, für eine geforderte Farbe, die durch den auf dem weißen Papier verbreiteten gelben Schein des Kerzenlichtes im Auge hervorgerufen werde.

Dieſe Lehre fand ich nun, bey ſorgfältigſter Beobachtung des Phänomens, gleichfalls nicht durchaus beſtätigt; es wollte mir vielmehr erſcheinen, als ob das von außen hereinwirkende ſchwache Tages- oder Mondlicht einen bläulich färbenden Ton bereits mit ſich bringe, der denn, theils durch den Schatten, theils durch den fordernden gelben Schein des Kerzenlichtes verſtärkt werde, und daß alſo auch hiebey eine objective Grundlage Statt finde und zu beachten ſey.

Daß das Licht des anbrechenden Tages, wie des Mondes, einen bleichen Schein werfe, iſt bekannt. Ein bey Tagesanbruch oder im Mondſchein angeblicktes Geſicht erſcheint blaß, wie genugſame Erfahrungen beſtätigen. Auch Shakſpeare ſcheint dieſes gekannt zu haben, denn jener merkwürdigen Stelle, wo Romeo bey Tagesanbruch von ſeiner Geliebten geht, und in freyer Luft Eins dem Andern plötzlich ſo bleich erſcheint, liegt dieſe Wahrnehmung ſicher zum Grunde. Die bleichmachende Wirkung eines ſolchen Lichtes aber wäre ſchon genugſame Andeutung, daß es einen grünlichen oder bläulichen Schein mit ſich führen müſſe, indem ein ſolches Licht dieſelbige Wirkung thut, wie ein Spiegel aus

bläulichem oder grünlichem Glaſe. Doch ſtehe noch Folgendes zu weiterer Beſtätigung.

Das Licht, vom Auge des Geiſtes geſchaut, mag als durchaus weiß gedacht werden; allein das empiriſche, vom körperlichen Auge wahrgenommene Licht wird ſelten in ſolcher Reinheit geſehen; vielmehr hat es, durch Dünſte oder ſonſt modificirt, die Neigung, ſich entweder für die Plus- oder Minus-Seite zu beſtimmen, und entweder mit einem gelblichen oder bläulichen Ton zu erſcheinen. Das unmittelbare Sonnenlicht neigt ſich in ſolchem Fall entſchieden zur Plus-Seite, zum gelblichen, das Kerzenlicht gleichfalls; das Licht des Mondes aber, ſo wie das bey der Morgen- und Abenddämmerung wirkende Tageslicht, welches beydes keine directe, ſondern reflectirte Lichter ſind, die überdieß durch Dämmerung und Nacht modificirt werden, neigen ſich auf die paſſive, auf die Minus-Seite und kommen zum Auge in einem bläulichen Ton.

Man lege in der Dämmerung, oder bey Mondenſchein, einen weißen Bogen Papier ſo, daß deſſen eine Hälfte vom Mond oder Tageslichte, deſſen andere aber vom Kerzenlichte beſchienen werde, ſo wird die eine Hälfte einen bläulichen, die andere einen gelblichen Ton haben, und ſo werden beyde Lichter, ohne hinzugekommenen Schatten, und ohne ſubjective Steigerung, bereits auf der activen oder paſſiven Seite ſich befinden.

Das Resultat meiner Beobachtungen ging demnach dahin, daß auch Goethe's Lehre von den farbigen Doppelschatten nicht durchaus richtig sey, daß bey diesem Phänomen mehr Objectives einwirke als von ihm beobachtet worden, und daß das Gesetz der subjectiven Forderung dabey nur als etwas Secundäres in Betracht komme.

Wäre das menschliche Auge überall so empfindlich und empfänglich, daß es bey der leisesten Berührung von irgend einer Farbe sogleich disponirt wäre die entgegengesetzte hervorzubringen; so würde das Auge stets eine Farbe in die andere übertragen, und es würde das unangenehmste Gemisch entstehen.

Dieß ist aber glücklicher Weise nicht so, vielmehr ist ein gesundes Auge so organisirt, daß es die geforderten Farben entweder gar nicht bemerkt, oder, darauf aufmerksam gemacht, sie doch nur mit Mühe hervorbringt; ja daß diese Operation sogar einige Übung und Geschicklichkeit verlangt, ehe sie, selbst unter günstigen Bedingungen, gelingen will.

Das eigentlich Characteristische solcher subjectiven Erscheinungen, daß nämlich das Auge zu ihrer Hervorbringung gewissermaßen einen mächtigen Reiz verlangt, und daß, wenn sie entstanden, sie keine Stätigkeit haben, sondern flüchtige, schnell verschwindende Wesen sind, ist bey den blauen Schatten im Schnee, so wie bey den farbigen Doppelschatten, von Goethe zu sehr

außer Acht gelaſſen; denn in beyden Fällen iſt von einer kaum merklich tingirten Fläche die Rede, und in beyden Fällen ſteht die geforderte Farbe beym erſten Hinblick ſogleich entſchieden da.

Aber Goethe, bey ſeinem Feſthalten am einmal erkannten Geſetzlichen, und bey ſeiner Maxime, es ſelbſt in ſolchen Fällen vorauszuſetzen, wo es ſich zu verbergen ſcheine, konnte ſehr leicht verführt werden eine Syntheſe zu weit greifen zu laſſen, und ein liebgewonnenes Geſetz auch da zu erblicken, wo ein ganz anderes wirkte.

Als er nun heute ſeine Farbenlehre zur Erwähnung brachte, und ſich erkundigte, wie es mit dem beſprochenen Compendium ſtehe, hätte ich die ſo eben entwickelten Puncte gerne verſchweigen mögen, denn ich fühlte mich in einiger Verlegenheit, wie ich ihm die Wahrheit ſagen ſollte, ohne ihn zu verletzen.

Allein da es mir mit dem Compendium wirklich ernſt war, ſo mußten, ehe ich in dem Unternehmen ſicher vorſchreiten konnte, zuvor alle Irrthümer beſeitigt und alle Mißverſtändniſſe beſprochen und gehoben ſeyn.

Es blieb mir daher nichts übrig, als voll Vertrauen ihm zu bekennen, daß ich nach ſorgfältigen Beobachtungen mich in dem Fall befinde, in einigen Puncten von ihm abweichen zu müſſen, indem ich ſowohl ſeine Ableitung der blauen Schatten im Schnee, als auch ſeine

Lehre von den farbigen Doppelſchatten, nicht durchaus beſtätiget finde.

Ich trug ihm meine Beobachtungen und Gedanken über dieſe Puncte vor; allein da es mir nicht gegeben iſt, Gegenſtände im mündlichen Geſpräch mit einiger Klarheit umſtändlich zu entwickeln, ſo beſchränkte ich mich darauf, bloß die Reſultate meines Gewahrwerdens hinzuſtellen, ohne in eine nähere Erörterung des Einzelnen einzugehen, die ich mir ſchriftlich vorbehielt.

Ich hatte aber kaum zu reden angefangen, als Goethe's erhaben-heiteres Weſen ſich verfinſterte, und ich nur zu deutlich ſah, daß er meine Einwendungen nicht billige.

Freylich, ſagte ich, wer gegen Euer Excellenz Recht haben will, muß früh aufſtehen; allein doch kann es ſich fügen, daß der Mündige ſich übereilt und der Unmündige es findet.

„Als ob Ihr es gefunden hättet! antwortete Goethe etwas ironiſch ſpöttelnd; mit Eurer Idee des farbigen Lichtes gehört Ihr in das vierzehnte Jahrhundert, und im Übrigen ſteckt Ihr in der tiefſten Dialektik. Das Einzige, was an Euch Gutes iſt, beſteht darin, daß Ihr wenigſtens ehrlich genug ſeyd, um grade herauszuſagen, wie Ihr denket."

„Es geht mir mit meiner Farbenlehre, fuhr er darauf etwas heiterer und milder fort, gerade wie mit der

chriſtlichen Religion. Man glaubt eine Weile treue Schüler zu haben, und ehe man es ſich verſieht, weichen ſie ab und bilden eine Sekte. Sie ſind ein Ketzer wie die anderen auch, denn Sie ſind der erſte nicht, der von mir abgewichen iſt. Mit den trefflichſten Menſchen bin ich wegen beſtrittener Puncte in der Farbenlehre auseinander gekommen. Mit *** wegen ..... und mit *** wegen ....“ Er nannte mir hier einige bedeutende Namen.

Wir hatten indeß abgeſpeiſt, das Geſpräch ſtockte, Goethe ſtand auf und ſtellte ſich ans Fenſter. Ich trat zu ihm und drückte ihm die Hand, denn, wie er auch ſchalt, ich liebte ihn, und dann hatte ich das Gefühl, daß das Recht auf meiner Seite und daß er der leidende Theil ſey.

Es währte auch nicht lange, ſo ſprachen und ſcherzten wir wieder über gleichgültige Dinge; doch als ich ging und ihm ſagte, daß er meine Widerſprüche zu beſſerer Prüfung ſchriftlich haben ſolle, und daß bloß die Ungeſchicklichkeit meines mündlichen Vortrages Schuld ſey, warum er mir nicht Recht gebe, konnte er nicht umhin, Einiges von Ketzern und Ketzerey mir noch in der Thüre halb lachend halb ſpottend zuzuwerfen.

Wenn es nun problematiſch erſcheinen mag, daß Goethe in ſeiner Farbenlehre nicht gut Widerſprüche vertragen konnte, während er bey ſeinen poetiſchen Werken ſich immer durchaus läßlich erwies und jede gegründete Einwendung mit Dank aufnahm, ſo löſet ſich vielleicht das Räthſel, wenn man bedenkt, daß ihm, als Poet, von außen her die völligſte Genugthuung zu Theil ward, während er bey der Farbenlehre, dieſem größten und ſchwierigſten aller ſeiner Werke, nichts als Tadel und Mißbilligung zu erfahren hatte. Ein halbes Leben hindurch tönte ihm der unverſtändigſte Widerſpruch von allen Seiten entgegen, und ſo war es denn wohl natürlich, daß er ſich immer in einer Art von gereiztem kriegeriſchen Zuſtand, und zu leidenſchaftlicher Oppoſition ſtets gerüſtet, befinden mußte.

Es ging ihm in Bezug auf ſeine Farbenlehre, wie einer guten Mutter, die ein vortreffliches Kind nur deſto mehr liebt, je weniger es von Andern erkannt wird.

„Auf Alles was ich als Poet geleiſtet habe, pflegte er wiederholt zu ſagen, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch Trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir ſeyn. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der ſchwierigen Wiſſenſchaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas

zu gute, und ich habe daher ein Bewußtſeyn der Superiorität über Viele."

Freytag, den 20. Februar 1829.

Mit Goethe zu Tiſch. Er iſt froh über die Beendigung der Wanderjahre, die er morgen abſenden will. In der Farbenlehre tritt er etwas herüber zu meiner Meinung, hinſichtlich der blauen Schatten im Schnee. Er ſpricht von ſeiner italieniſchen Reiſe, die er gleich wieder vorgenommen.

„Es geht uns wie den Weibern, ſagte er; wenn ſie gebären, verreden ſie es wieder beym Manne zu ſchlafen, und ehe man ſich's verſieht, ſind ſie wieder ſchwanger."

Über den vierten Band ſeines Lebens; in welcher Art er ihn behandeln will, und daß dabey meine Notizen vom Jahre 1824, über das bereits Ausgeführte und Schematiſirte, ihm gute Dienſte thuen.

Er lieſet mir das Tagebuch von Göttling vor, der mit großer Liebenswürdigkeit von früheren jenaiſchen Fechtmeiſtern handelt. Goethe ſpricht viel Gutes von Göttling.

Montag, den 23. März 1829.

„Ich habe unter meinen Papieren ein Blatt gefunden, ſagte Goethe heute, wo ich die Baukunſt eine erſtarrte Muſik nenne. Und wirklich, es hat etwas; die Stimmung, die von der Baukunſt ausgeht, kommt dem Effect der Muſik nahe.“

„Prächtige Gebäude und Zimmer ſind für Fürſten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man ſich beruhigt, man iſt zufrieden und will nichts weiter.“

„Meiner Natur iſt es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich ſie in Carlsbad gehabt, ſogleich faul und unthätig. Geringe Wohnung dagegen, wie dieſes ſchlechte Zimmer worin wir ſind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, iſt für mich das Rechte; es läßt meiner inneren Naur volle Freyheit thätig zu ſeyn und aus mir ſelber zu ſchaffen.“

Wir ſprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das ſie mit einander geführt, und wie ſie ſich täglich zu gegenſeitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. Auch an dem Fauſt, ſagte ich, ſchien Schiller ein großes Intereſſe zu nehmen; es iſt hübſch wie er Sie treibt, und ſehr liebenswürdig wie er ſich durch ſeine Idee verleiten läßt, ſelber am Fauſt fortzuerfinden. Ich habe dabey bemerkt, daß etwas Voreilendes in ſeiner Natur lag.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, er war ſo, wie alle Menſchen, die zu ſehr von der Idee ausgehen.

Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meiſter ſehen, den er bald ſo und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich feſt ſtand und ſeine wie meine Sachen von ſolchen Einflüſſen frey hielt und ſchützte."

Ich habe dieſen Morgen, ſagte ich, ſeine nadoweſſiſche Todtenklage geleſen, und mich gefreut, wie das Gedicht ſo vortrefflich iſt.

„Sie ſehen, antwortete Goethe, wie Schiller ein großer Künſtler war, und wie er auch das Objective zu faſſen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß die nadoweſſiſche Todtenklage gehört zu ſeinen allerbeſten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieſer Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß ſeine nächſten Freunde ihn dieſes Gedichtes wegen tadelten, indem ſie meinten, es trage nicht genug von ſeiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von ſeinen Freunden zu leiden gehabt! — Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß ſie bey dem Überfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und drein geſchlagen habe! Und doch, ohne jenen Zug, iſt ja der Character des außerordentlichen Mädchens, wie ſie zu dieſer Zeit und zu dieſen Zuſtänden recht war, ſogleich vernichtet, und ſie ſinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab. — Aber Sie werden bey weiterem Leben immer mehr finden, wie wenige Menſchen

fähig ſind, ſich auf den Fuß deſſen zu ſetzen, was ſeyn muß, und daß vielmehr Alle nur immer das loben und das hervorgebracht wiſſen wollen, was ihnen ſelber gemäß iſt. Und das waren die Erſten und Beſten, und Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Maſſe ausſah, und wie man eigentlich immer allein ſtand." —

„Hätte ich in der bildenden Kunſt und in den Naturſtudien kein Fundament gehabt, ſo hätte ich mich in der ſchlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch ſchwerlich oben gehalten; aber das hat mich geſchützt, ſo wie ich auch Schillern von dieſer Seite zu Hülfe kam."

Dienſtag, den 24. März 1829.

„Je höher ein Menſch, ſagte Goethe, deſto mehr ſteht er unter dem Einfluß der Dämonen, und er muß nur immer aufpaſſen, daß ſein leitender Wille nicht auf Abwege gerathe."

„So waltete bey meiner Bekanntſchaft mit Schillern durchaus etwas Dämoniſches ob; wir konnten früher, wir konnten ſpäter zuſammengeführt werden; aber daß wir es grade in der Epoche wurden, wo ich die italieniſche Reiſe hinter mir hatte, und Schiller der

philoſophiſchen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beyde von größtem Erfolg."

Donnerſtag, den 2. April 1829.

„Ich will Ihnen ein politiſches Geheimniß entdecken, ſagte Goethe heute bey Tiſch, das ſich über kurz oder lang offenbaren wird. Capodiſtrias kann ſich an der Spitze der griechiſchen Angelegenheiten auf die Länge nicht halten, denn ihm fehlet eine Qualität, die zu einer ſolchen Stelle unentbehrlich iſt: er iſt kein Soldat. Wir haben aber kein Beyſpiel, daß ein Cabinetsmann einen revolutionairen Staat hätte organiſiren und Militär und Feldherren ſich hätte unterwerfen können. Mit dem Säbel in der Fauſt, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Geſetze geben, und man kann ſicher ſeyn, daß man gehorcht werde; aber ohne dieſes iſt es ein mißliches Ding. Napoleon, ohne Soldat zu ſeyn, hätte nie zur höchſten Gewalt emporſteigen können, und ſo wird ſich auch Capodiſtrias als Erſter auf die Dauer nicht behaupten, vielmehr wird er ſehr bald eine ſecundäre Rolle ſpielen. Ich ſage Ihnen dieſes voraus, und Sie werden es kommen ſehen; es liegt in der Natur der Dinge und iſt nicht anders möglich."

Digitized by Google

Goethe ſprach darauf viel über die Franzoſen, beſonders über Couſin, Villemain und Guizot. „Die Einſicht, Umſicht und Durchſicht dieſer Männer, ſagte er, iſt groß; ſie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen, mit dem Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts, welches denn freylich Wunder thut.“

Von dieſen kamen wir auf die neueſten franzöſiſchen Dichter und auf die Bedeutung von claſſiſch und romantiſch. „Mir iſt ein neuer Ausdruck eingefallen, ſagte Goethe, der das Verhältniß nicht übel bezeichnet. Das Claſſiſche nenne ich das Geſunde, und das Romantiſche das Kranke. Und da ſind die Nibelungen claſſiſch wie der Homer, denn beyde ſind geſund und tüchtig. Das meiſte Neuere iſt nicht romantiſch, weil es neu, ſondern weil es ſchwach, kränklich und krank iſt, und das Alte iſt nicht claſſiſch, weil es alt, ſondern weil es ſtark, friſch, froh und geſund iſt. Wenn wir nach ſolchen Qualitäten Claſſiſches und Romantiſches unterſcheiden, ſo werden wir bald im Reinen ſeyn.“

Das Geſpräch lenkte ſich auf Bérangers Gefangenſchaft. „Es geſchieht ihm ganz Recht, ſagt Goethe. Seine letzten Gedichte ſind wirklich ohne Zucht und Ordnung, und er hat gegen König, Staat und friedlichen Bürgerſinn ſeine Strafe vollkommen verwirkt. Seine früheren Gedichte dagegen ſind heiter und harmlos, und ganz geeignet, einen Zirkel froher glücklicher Menſchen

zu machen, welches denn wohl das Beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

Ich bin gewiß, verſetzte ich, daß ſeine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt hat, und daß er, um ſeinen revolutionairen Freunden zu gefallen, manches geſagt hat, was er ſonſt nicht geſagt haben würde. Euer Excellenz ſollten Ihr Schema ausführen und das Capitel von den Influenzen ſchreiben, der Gegenſtand iſt wichtiger und reicher, jemehr man darüber nachdenkt.

„Er iſt nur zu reich, ſagte Goethe, denn am Ende iſt Alles Influenz, inſofern wir es nicht ſelber ſind."

Man hat nur darauf zu ſehen, ſagte ich, ob eine Influenz hinderlich oder förderlich, ob ſie unſerer Natur angemeſſen und begünſtigend, oder ob ſie ihr zuwider iſt.

„Das iſt es freylich, ſagte Goethe, worauf es ankommt; aber das iſt auch eben das Schwere, daß unſere beſſere Natur ſich kräftig durchhalte und den Dämonen nicht mehr Gewalt einräume als billig."

Beym Nachtiſch ließ Goethe einen blühenden Lorbeer und eine japaneſiſche Pflanze vor uns auf den Tiſch ſtellen. Ich bemerkte, daß von beyden Pflanzen eine verſchiedene Stimmung ausgehe, daß der Anblick des Lorbeers heiter, leicht, milde und ruhig mache, die japaneſiſche Pflanze dagegen barbariſch melancholiſch wirke.

„Sie haben nicht Unrecht, ſagte Goethe, und daher kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemüthsart ſeiner Be-

wohner zugeſtanden hat. Und gewiß! wer ſein Leben=lang von hohen ernſten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Menſch werden, als wer täglich unter luf=tigen Birken ſich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menſchen im Allgemeinen nicht ſo ſenſibler Na=tur ſind als wir andern, und daß ſie im Ganzen kräf=tig vor ſich hinleben, ohne den äußeren Eindrücken ſo viele Gewalt einzuräumen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß außer dem Angeborenen der Raçe, ſowohl Boden und Clima, als Nahrung und Beſchäftigung einwirkt, um den Character eines Volkes zu vollenden. Auch iſt zu bedenken, daß die früheſten Stämme meiſtentheils von einem Boden Beſitz nahmen, wo es ihnen gefiel, und wo alſo die Gegend mit dem angeborenen Character der Menſchen bereits in Harmonie ſtand."

„Sehen Sie ſich einmal um, fuhr Goethe fort, hin=ter Ihnen auf dem Pult liegt ein Blatt, welches ich zu betrachten bitte." Dieſes blaue Briefcouvert? ſagte ich. „Ja, ſagte Goethe. — Nun, was ſagen Sie zu der Handſchrift? Iſt das nicht ein Menſch, dem es groß und frey zu Sinne war, als er die Adreſſe ſchrieb? — Wem möchten Sie die Hand zutrauen?"

Ich betrachtete das Blatt mit Neigung. Die Züge der Handſchrift waren ſehr frey und grandios. Merck könnte ſo geſchrieben haben, ſagte ich. „Nein, ſagte Goethe, der war nicht edel und poſitiv genug. Es iſt von Zelter! — Papier und Feder hat ihn bey dieſem

Couvert begünſtigt, ſo daß die Schrift ganz ſeinen großen Character ausdrückt. Ich will das Blatt in meine Sammlung von Handſchriften legen."

Freytag, den 3. April 1829.

Mit Oberbaudirector Coudray bey Goethe zu Tiſch. — Coudray erzählte von einer Treppe im Großherzoglichen Schloß zu Belvedere, die man ſeit Jahren höchſt unbequem gefunden, an deren Verbeſſerung der alte Herrſcher immer gezweifelt habe, und die nun unter der Regierung des jungen Fürſten vollkommen gelinge.

Auch von dem Fortgange verſchiedener Chauſſee-Bauten gab Coudray Nachricht, und daß man den Weg über die Berge nach Blankenhain, wegen zwey Fuß Steigung auf die Ruthe, ein wenig hätte umleiten müſſen, wo man doch an einigen Stellen noch achtzehn Zoll auf die Ruthe habe.

Ich fragte Coudray, wie viel Zoll die eigentliche Norm ſey, welche man beym Chauſſee-Bau in hügeligen Gegenden zu erreichen trachte. „Zehn Zoll auf die Ruthe, antwortete er, da iſt es bequem." Aber, ſagte ich, wenn man von Weimar aus irgend eine Straße nach Oſten, Süden, Weſten oder Norden fährt,

ſo findet man ſehr bald Stellen, wo die Chauſſee weit mehr als zehn Zoll Steigung auf die Ruthe haben möchte. „Das ſind kurze, unbedeutende Strecken, antwortete Coudray, und dann geht man oft beym Chauſſee-Bau über ſolche Stellen in der Nähe eines Ortes abſichtlich hin, um demſelben ein kleines Einkommen für Vorſpann nicht zu nehmen.“ Wir lachten über dieſe redliche Schelmerey. „Und im Grunde, fuhr Coudray fort, iſt's auch eine Kleinigkeit; die Reiſewagen gehen über ſolche Stellen leicht hinaus, und die Frachtfahrer ſind einmal an einige Plackerey gewöhnt. Zudem, da ſolcher Vorſpann gewöhnlich bey Gaſtwirthen genommen wird, ſo haben die Fuhrleute zugleich Gelegenheit einmal zu trinken, und ſie würden es einem nicht danken, wenn man ihnen den Spaß verdürbe.“

„Ich möchte wiſſen, ſagte Goethe, ob es in ganz ebenen flachen Gegenden nicht ſogar beſſer wäre, die grade Straßen-Linie dann und wann zu unterbrechen, und die Chauſſee künſtlich hier und dort ein wenig ſteigen und fallen zu laſſen; es würde das bequeme Fahren nicht hindern, und man gewönne, daß die Straße wegen beſſerem Abfluß des Regenwaſſers immer trocken wäre.“ Das ließe ſich wohl machen, antwortete Coudray, und würde ſich höchſt wahrſcheinlich ſehr nützlich erweiſen.

Coudray brachte darauf eine Schrift hervor, den Entwurf einer Inſtruction für einen jungen Architekten,

den die Ober-Baubehörde zu ſeiner weiteren Ausbildung nach Paris zu ſchicken im Begriff ſtand. Er las die Inſtruction, ſie ward von Goethe gut befunden und gebilligt. Goethe hatte beym Miniſterium die nöthige Unterſtützung ausgewirkt, man freute ſich, daß die Sache gelungen, und ſprach über die Vorſichtsmaßregeln, die man nehmen wolle, damit dem jungen Manne das Geld gehörig zu gute komme, und er auch ein Jahr damit ausreiche. Bey ſeiner Zurückkunft hatte man die Abſicht, ihn an der neu zu errichtenden Gewerkſchule als Lehrer anzuſtellen, wodurch denn einem talentreichen jungen Mann alſobald ein angemeſſener Wirkungskreis eröffnet ſey. Es war alles gut und ich gab dazu meinen Segen im Stillen.

Bauriſſe, Vorlegeblätter für Zimmerleute von Schinkel wurden darauf vorgezeigt und betrachtet. Coudray fand die Blätter bedeutend und zum Gebrauch für die künftige Gewerkſchule vollkommen geeignet.

Man ſprach von Bauten, vom Schall und wie er zu vermeiden, und von großer Feſtigkeit der Gebäude der Jeſuiten. „In Meſſina, ſagte Goethe, waren alle Gebäude vom Erdbeben zuſammengerüttelt, aber die Kirche und das Kloſter der Jeſuiten ſtanden ungerührt, als wären ſie geſtern gebaut. Es war nicht die Spur an ihnen zu bemerken, daß die Erderſchütterung den geringſten Effect auf ſie gehabt.“

Von Jesuiten und deren Reichthümern lenkte sich das Gespräch auf Catholiken und die Emancipation der Irländer. „Man sieht, sagte Coudray, die Emancipation wird zugestanden werden, aber das Parlament wird die Sache so verklausuliren, daß dieser Schritt auf keine Weise für England gefährlich werden kann."

„Bey den Catholiken, sagte Goethe, sind alle Vorsichtsmaßregeln unnütz. Der päbstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben. Säße ich jetzt im Parlament, ich würde auch die Emancipation nicht hindern, aber ich würde zu Protocoll nehmen lassen, daß wenn der erste Kopf eines bedeutenden Protestanten durch die Stimme eines Catholiken falle, man an mich denken möge."

Das Gespräch lenkte sich auf die neueste Literatur der Franzosen, und Goethe sprach abermals mit Bewunderung von den Vorlesungen der Herren Cousin, Villemain und Guizot. „Statt des Voltairischen leichten oberflächlichen Wesens, sagte er, ist bey ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bey Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen und Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drey vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste."

Wir ſprachen darauf über Gegenſtände der Weltgeſchichte, und Goethe äußerte Folgendes über Regenten.

„Um popular zu ſeyn, ſagte er, braucht ein großer Regent weiter keine Mittel als ſeine Größe. Hat er ſo geſtrebt und gewirkt, daß ſein Staat im Innern glücklich und nach Außen geachtet iſt, ſo mag er mit allen ſeinen Orden im Staatswagen, oder er mag im Bärenfelle und die Cigarre im Munde auf einer ſchlechten Troſchke fahren, es iſt alles gleich, er hat einmal die Liebe ſeines Volkes und genießt immer dieſelbige Achtung. Fehlt aber einem Fürſten die perſönliche Größe, und weiß er nicht durch gute Thaten bey den Seinen ſich in Liebe zu ſetzen, ſo muß er auf andere Vereinigungsmittel denken, und da giebt es kein beſſeres und wirkſameres, als die Religion, und den Mitgenuß und die Mitübung derſelbigen Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche erſcheinen, auf die Gemeinde herabſehen, und von ihr ein Stündchen ſich anblicken laſſen, iſt das trefflichſte Mittel zur Popularität, das man jedem jungen Regenten anrathen möchte, und das, bey aller Größe, ſelbſt Napoleon nicht verſchmähet hat.“

Das Geſpräch wendete ſich nochmals zu den Catholiken und wie groß der Geiſtlichen Einfluß und Wirken im Stillen ſey. Man erzählte von einem jungen Schriftſteller in Hanau, der vor kurzem in einer Zeitſchrift, die er herausgegeben, ein wenig heiter über den Roſenkranz geſprochen. Dieſe Zeitſchrift ſey ſogleich ein-

gegangen, und zwar durch den Einfluß der Geiſtlichen in ihren verſchiedenen Gemeinden. „Von meinem Werther, ſagte Goethe, erſchien ſehr bald eine italieniſche Überſetzung in Mayland. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu ſehen. Der Biſchof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geiſtlichen in den Gemeinden aufkaufen laſſen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der ſogleich einſah, daß der Werther für die Catholiken ein ſchlechtes Buch ſey, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirkſamſten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu ſchaffen."

Sonntag, den 5. April 1829.

Goethe erzählte mir, daß er vor Tiſch nach Belvedere gefahren ſey, um Coudray's neue Treppe im Schloß in Augenſchein zu nehmen, die er vortrefflich gefunden. Auch ſagte er mir, daß ein großer verſteinerter Klotz angekommen, den er mir zeigen wolle.

„Solche verſteinerte Stämme, ſagte er, finden ſich unter dem einundfunfzigſten Grade ganz herum bis nach Amerika, wie ein Erdgürtel. Man muß immer mehr

erſtaunen! Von der früheren Organiſation der Erde hat man gar keinen Begriff, und ich kann es Herrn von Buch nicht verdenken, wenn er die Menſchen endoctrinirt, um ſeine Hypotheſen zu verbreiten. Er weiß nichts, aber niemand weiß mehr, und da iſt es denn am Ende einerley was gelehret wird, wenn es nur einigermaßen einen Anſchein von Vernunft hat."

Von Zelter grüßte mich Goethe, welches mir Freude machte. Dann ſprachen wir von ſeiner italieniſchen Reiſe, und er ſagte mir, daß er in einem ſeiner Briefe aus Italien ein Lied gefunden, das er mir zeigen wolle. Er bat mich, ihm ein Paket Schriften zu reichen, das mir gegenüber auf dem Pulte lag. Ich gab es ihm, es waren ſeine Briefe aus Italien; er ſuchte das Gedicht und las:

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe!
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet.
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Ich freute mich ſehr über dieß Gedicht, das mir vollkommen neu erſchien. „Es kann Ihnen nicht fremd

seyn, sagte Goethe, denn es steht in der Claudina von Villa Bella, wo es der Rugantino singt. Ich habe es jedoch dort zerstückelt, so daß man darüber hinauslieset und niemand merkt was es heißen will. Ich dächte aber, es wäre gut! Es drückt den Zustand artig aus und bleibt hübsch im Gleichniß; es ist in Art der Anakreontischen. Eigentlich hätten wir dieses Lied, und ähnliche andere aus meinen Opern, unter den Gedichten wieder sollen abdrucken lassen, damit der Componist doch die Lieder beysammen hätte." Ich fand dieses gut und vernünftig, und merkte es mir für die Folge.

Goethe hatte das Gedicht sehr schön gelesen; ich brachte es nicht wieder aus dem Sinne, und auch ihm schien es ferner im Kopfe zu liegen. Die letzten Verse:

Du lärmst so ungeschickt, ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

sprach er noch mitunter wie im Traume vor sich hin.

Er erzählte mir sodann von einem neu erschienenen Buch über Napoleon, das von einem Jugendbekannten des Helden verfaßt sey, und worin man die merkwürdigsten Aufschlüsse erhalte. „Das Buch, sagte er, ist ganz nüchtern, ohne Enthusiasmus geschrieben, aber man sieht dabey, welchen großartigen Character das Wahre hat, wenn es einer zu sagen wagt."

Auch von einem Trauerspiele eines jungen Dichters erzählte mir Goethe. „Es ist ein pathologisches Product,

ſagte er; die Säfte ſind Theilen überflüſſig zugeleitet, die ſie nicht haben wollen, und andern, die ſie bedurft hätten, ſind ſie entzogen. Das Sujet war gut, ſehr gut, aber die Scenen, die ich erwartete, waren nicht da, und andere, die ich nicht erwartete, waren mit Fleiß und Liebe behandelt. Ich dächte, das wäre pathologiſch oder auch romantiſch, wenn Sie nach unſerer neuen Theorie lieber wollen."

Wir waren darauf noch eine Weile heiter beyſammen, und Goethe bewirthete mich zuletzt noch mit vielem Honig, auch mit einigen Datteln, die ich mitnahm.

Montag, den 6. April 1829.

Goethe gab mir einen Brief von Egon Ebert, den ich bey Tiſche las und der mir Freude machte. Wir ſprachen viel Löbliches von Egon Ebert und Böhmen, und gedachten auch des Profeſſors Zauper mit Liebe.

„Das Böhmen iſt ein eigenes Land, ſagte Goethe, ich bin dort immer gerne geweſen. Die Bildung der Literatoren hat noch etwas Reines, welches im nördlichen Deutſchland ſchon anfängt ſelten zu werden, indem hier jeder Lump ſchreibt, bey dem an ein ſittliches Fundament und eine höhere Abſicht nicht zu denken iſt."

Goethe ſprach ſodann von Egon Eberts neueſtem epiſchen Gedicht, deßgleichen von der früheren Weiberherrſchaft in Böhmen, und woher die Sage von den Amazonen entſtanden.

Dieß brachte die Unterhaltung auf das Epos eines anderen Dichters, der ſich viel Mühe gegeben, ſein Werk in öffentlichen Blättern günſtig beurtheilt zu ſehen. „Solche Urtheile, ſagte Goethe, ſind denn auch hier und dort erſchienen. Nun aber iſt die Halliſche Literaturzeitung dahinter gekommen, und hat gradezu ausgeſprochen, was von dem Gedicht eigentlich zu halten, wodurch denn alle günſtigen Redensarten der übrigen Blätter vernichtet worden. Wer jetzt nicht das Rechte will, iſt bald entdeckt; es iſt nicht mehr die Zeit, das Publicum zum Beſten zu haben und es in die Irre zu führen."

Ich bewundere, ſagte ich, daß die Menſchen um ein wenig Namen es ſich ſo ſauer werden laſſen, ſo daß ſie ſelbſt zu falſchen Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

„Liebes Kind, ſagte Goethe, ein Name iſt nichts Geringes. Hat doch Napoleon eines großen Namens wegen faſt die halbe Welt in Stücke geſchlagen!" —

Es entſtand eine kleine Pauſe im Geſpräch, dann aber erzählte Goethe mir Ferneres von dem neuen Buche über Napoleon. „Die Gewalt des Wahren iſt groß, ſagte er. Aller Nimbus, alle Illuſion, die Journaliſten, Geſchichtsſchreiber und Poeten über Napoleon gebracht

haben, verſchwindet vor der entſetzlichen Realität dieſes Buchs; aber der Held wird dadurch nicht kleiner, vielmehr wächſt er, ſo wie er an Wahrheit zunimmt."

Eine eigene Zaubergewalt, ſagte ich, mußte er in ſeiner Perſönlichkeit haben, daß die Menſchen ihm ſogleich zufielen und anhingen und ſich von ihm leiten ließen.

„Allerdings, ſagte Goethe, war ſeine Perſönlichkeit eine überlegene. Die Hauptſache aber beſtand darin, daß die Menſchen gewiß waren, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deßhalb fielen ſie ihm zu, ſo wie ſie es jedem thun, der ihnen eine ähnliche Gewißheit einflößt. Fallen doch die Schauſpieler einem neuen Regiſſeur zu, von dem ſie glauben, daß er ſie in gute Rollen bringen werde. Dieß iſt ein altes Mährchen, das ſich immer wiederholt; die menſchliche Natur iſt einmal ſo eingerichtet. — Niemand dienet einem Andern aus freyen Stücken; weiß er aber, daß er damit ſich ſelber dient, ſo thut er es gerne. Napoleon kannte die Menſchen zu gut, und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen."

Das Geſpräch wendete ſich auf Zelter. „Sie wiſſen, ſagte Goethe, daß Zelter den preußiſchen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen; aber eine große Nachkommenſchaft iſt da, und ſomit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte alſo ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grund-

lage ſey, und ich habe den luſtigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich ſchrieb an ihn und er war es zufrieden; aber ein Pferd wollte er haben. Gut! ſagte ich, ein Pferd ſollſt du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie ſich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, ich habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht."

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung. Das Wappen ſah ſehr ſtattlich aus und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Thurmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer geweſen. Ein geflügeltes Pferd hebt ſich dahinter hervor, nach höheren Regionen ſtrebend, wodurch ſein Genius und Aufſchwung zum Höheren ausgeſprochen war. Dem Wappenſchilde oben fügte ſich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunſt, wodurch der treffliche Freund, unter dem Einfluß und Schutz günſtiger Geſtirne, ſich Ruhm erworben. Unten, dem Wappen an, hing der Orden, womit ſein König ihn beglückt und geehrt, als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienſte.

„Ich habe es von Facius ſtechen laſſen, ſagte Goethe, und Sie ſollen einen Abdruck ſehen. Iſt es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht, und ihm dadurch gleichſam den Adel giebt?" Wir freuten uns über den heiteren Gedanken, und

Goethe ſchickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu laſſen.

Wir ſaßen noch eine Weile am Tiſch, indem wir zu gutem Biscuit einige Gläſer alten Rheinwein tranken. Goethe ſummte Undeutliches vor ſich hin. Mir kam das Gedicht von geſtern wieder in den Kopf; ich recitirte:

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden. ꝛc.

Ich kann das Gedicht nicht wieder los werden, ſagte ich, es iſt durchaus eigenartig, und drückt die Unordnung ſo gut aus, die durch die Liebe in unſer Leben gebracht wird. „Es bringt uns einen düſteren Zuſtand vor Augen," ſagte Goethe. Es macht mir den Eindruck eines Bildes, ſagte ich, eines niederländiſchen. „Es hat ſo etwas von Good man und good wife," ſagte Goethe. Sie nehmen mir das Wort von der Zunge, ſagte ich, denn ich habe ſchon fortwährend an jenes Schottiſche denken müſſen, und das Bild von Oſtade war mir vor Augen. „Aber wunderlich iſt es, ſagte Goethe, daß ſich beyde Gedichte nicht malen laſſen; ſie geben wohl den Eindruck eines Bildes, eine ähnliche Stimmung, aber gemalt, wären ſie nichts." Es ſind dieſes ſchöne Beyſpiele, ſagte ich, wo die Poeſie der Malerey ſo nahe als möglich tritt, ohne aus ihrer eigentlichen Sphäre zu gehen. Solche Gedichte ſind mir die liebſten, indem ſie Anſchauung und Empfindung

zugleich gewähren. Wie ſie aber zu dem Gefühl eines ſolchen Zuſtandes gekommen ſind, begreife ich kaum; das Gedicht iſt wie aus einer anderen Zeit und einer anderen Welt. „Ich werde es auch nicht zum zweyten Male machen, ſagte Goethe, und wüßte auch nicht zu ſagen, wie ich dazu gekommen bin, wie uns denn dieſes ſehr oft geſchieht.“

Noch etwas Eigenes, ſagte ich, hat das Gedicht. Es iſt mir immer als wäre es gereimt, und doch iſt es nicht ſo. Woher kommt das? „Es liegt im Rhythmus, ſagte Goethe. Die Verſe beginnen mit einem Vorſchlag, gehen trochäiſch fort, wo denn der Dactylus gegen das Ende eintritt, welcher eigenartig wirkt und wodurch es einen düſter klagenden Character bekommt.“ Goethe nahm eine Bleyfeder und theilte ſo ab:

Von | meinem | breiten | Lager | bin ich ver|trieben.

Wir ſprachen über Rhythmus im Allgemeinen und kamen darin überein, daß ſich über ſolche Dinge nicht denken laſſe. „Der Tact, ſagte Goethe, kommt aus der poetiſchen Stimmung, wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Geſcheidtes zu Stande.“

Ich wartete auf den Abdruck des Siegels; Goethe fing an über Guizot zu reden. „Ich gehe in ſeinen Vorleſungen fort, ſagte er, und ſie halten ſich trefflich. Die dießjährigen gehen etwa bis ins achte Jahr-

hundert. Er beſitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bey keinem Geſchichtsſchreiber größer vorgekommen. Dinge, woran man nicht denkt, erhalten in ſeinen Augen die größte Wichtigkeit, als Quellen bedeutender Ereigniſſe. Welchen Einfluß z. B. das Vorwalten gewiſſer religiöſer Meinungen auf die Geſchichte gehabt, wie die Lehre von der Erbſünde, von der Gnade, von guten Werken, gewiſſen Epochen eine ſolche und eine andre Geſtalt gegeben, ſehen wir deutlich hergeleitet und nachgewieſen. Auch das römiſche Recht, als ein fortlebendes, das, gleich einer untertauchenden Ente, ſich zwar von Zeit zu Zeit verbirgt, aber nie ganz verloren geht, und immer einmal wieder lebendig hervortritt, ſehen wir ſehr gut behandelt, bey welcher Gelegenheit denn auch unſerm trefflichen Savigny volle Anerkennung zu Theil wird."

„Wie Guizot von den Einflüſſen redet, welche die Gallier in früher Zeit von fremden Nationen empfangen, iſt mir beſonders merkwürdig geweſen, was er von den Deutſchen ſagt. „„Die Germanen, ſagt er, brachten uns die Idee der perſönlichen Freyheit, welche dieſem Volke vor allem eigen war."" Iſt das nicht ſehr artig, und hat er nicht vollkommen recht, und iſt nicht dieſe Idee noch bis auf den heutigen Tag unter uns wirkſam? — Die Reformation kam aus dieſer Quelle, wie die Burſchenverſchwörung auf der Wartburg, Geſcheidtes wie Dummes. Auch das Buntſchäckige unſerer

Literatur, die Sucht unſerer Poeten nach Originalität, und daß jeder glaubt eine neue Bahn machen zu müſſen, ſo wie die Abſonderung und Veriſolirung unſerer Gelehrten, wo jeder für ſich ſteht und von ſeinem Puncte aus ſein Weſen treibt, Alles kommt daher. Franzoſen und Engländer dagegen halten weit mehr zuſammen und richten ſich nach einander. In Kleidung und Betragen haben ſie etwas Übereinſtimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um ſich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. Die Deutſchen aber gehen jeder ſeinem Kopfe nach, jeder ſucht ſich ſelber genug zu thun; er fragt nicht nach dem Andern, denn in jedem lebt, wie Guizot richtig gefunden hat, die Idee der perſönlichen Freyheit, woraus denn, wie geſagt, viel Treffliches hervorgeht, aber auch viel Abſurdes."

Dienſtag, den 7. April 1829.

Ich fand, als ich hereintrat, Hofrath Meyer, der einige Zeit unpäßlich geweſen, mit Goethe am Tiſch ſitzen, und freute mich, ihn wieder ſo weit hergeſtellt zu ſehen. Sie ſprachen von Kunſtſachen, von Peel, der einen Claude Lorrain für viertauſend Pfund gekauft, wodurch Peel ſich denn beſonders in Meyers

Gunſt geſetzt hatte. Die Zeitungen wurden gebracht, worin wir uns theilten, in Erwartung der Suppe.

Als an der Tagesordnung kam die Emancipation der Irländer ſehr bald zur Erwähnung. „Das Lehrreiche für uns dabey iſt, ſagte Goethe, daß bey dieſer Gelegenheit Dinge an den Tag kommen, woran niemand gedacht hat, und die ohne dieſe Veranlaſſung nie wären zur Sprache gebracht worden. Recht klar über den irländiſchen Zuſtand werden wir aber doch nicht, denn die Sache iſt zu verwickelt. So viel aber ſieht man, daß dieſes Land an Übeln leidet, die durch kein Mittel und alſo auch nicht durch die Emancipation gehoben werden können. War es bis jetzt ein Unglück, daß Irland ſeine Übel alleine trug, ſo iſt es jetzt ein Unglück, daß England mit hineingezogen wird. Das iſt die Sache. Und den Catholiken iſt gar nicht zu trauen. Man ſieht, welchen ſchlimmen Stand die zwei Millionen Proteſtanten, gegen die Übermacht der fünf Millionen Catholiken, bisher in Irland gehabt haben, und wie z. B. arme proteſtantiſche Pächter gedrückt, chikanirt und gequält worden, die von catholiſchen Nachbarn umgeben waren. Die Catholiken vertragen ſich unter ſich nicht, aber ſie halten immer zuſammen, wenn es gegen einen Proteſtanten geht. Sie ſind einer Meute Hunden gleich, die ſich unter einander beißen, aber, ſobald ſich ein Hirſch zeigt, ſogleich einig ſind und in Maſſe auf ihn los gehen.“

Von den Irländern wendete ſich das Geſpräch zu den Händeln in der Türkey. Man wunderte ſich, wie die Ruſſen, bey ihrer Übermacht, im vorigjährigen Feldzuge nicht weiter gekommen. „Die Sache iſt die, ſagte Goethe, die Mittel waren unzulänglich, und deßhalb machte man zu große Anforderungen an Einzelne, wodurch denn perſönliche Großthaten und Aufopferungen geſchahen, ohne die Angelegenheit im Ganzen zu fördern.“

Es mag auch ein verwünſchtes Local ſeyn, ſagte Meyer; man ſieht, in den älteſten Zeiten, daß es in dieſer Gegend, wenn ein Feind von der Donau her zu dem nördlichen Gebirg eindringen wollte, immer Händel ſetzte, daß er immer den hartnäckigſten Widerſtand gefunden, und daß er faſt nie hereingekommen iſt. Wenn die Ruſſen ſich nur die Seeſeite offen halten, um ſich von dorther mit Proviant verſehen zu können! „Das iſt zu hoffen,“ ſagte Goethe.

„Ich leſe jetzt Napoleons Feldzug in Egypten, und zwar was der tägliche Begleiter des Helden, was Bourrienne davon ſagt, wo denn das Abenteuerliche von vielen Dingen verſchwindet, und die Facta in ihrer nackten erhabenen Wahrheit daſtehen. Man ſieht, er hatte bloß dieſen Zug unternommen, um eine Epoche auszufüllen, wo er in Frankreich nichts thun konnte, um ſich zum Herrn zu machen. Er war anfänglich unſchlüſſig, was zu thun ſey; er beſuchte alle

französischen Häfen an der Küste des atlantischen Meeres hinunter, um den Zustand der Schiffe zu sehen und sich zu überzeugen, ob eine Expedition nach England möglich oder nicht. Er fand aber, daß es nicht gerathen sey, und entschloß sich daher zu dem Zuge nach Egypten."

Ich muß bewundern, sagte ich, wie Napoleon, bey solcher Jugend, mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.

„Liebes Kind, sagte Goethe, das ist das Angeborene des großen Talents. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; Beydes erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen, und war immer klar und entschieden was zu thun sey. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Hummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Discant spielt. Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Kanonen."

„Man ſieht aber an dieſem Buch, fuhr Goethe fort, wie viele Mährchen uns von ſeinem egyptiſchen Feldzuge erzählet worden. Manches beſtätiget ſich zwar, allein Vieles gar nicht, und das Meiſte iſt anders."

„Daß er die achthundert türkiſchen Gefangenen hat erſchießen laſſen, iſt wahr; aber es erſcheint als reifer Beſchluß eines langen Kriegsrathes, indem, nach Erwägung aller Umſtände, kein Mittel geweſen iſt, ſie zu retten."

„Daß er in die Pyramiden ſoll hinabgeſtiegen ſeyn, iſt ein Mährchen. Er iſt hübſch außerhalb ſtehen geblieben und hat ſich von den Andern erzählen laſſen was ſie unten geſehen."

„So auch verhält ſich die Sage, daß er orientaliſches Coſtüm angelegt, ein wenig anders. Er hat bloß ein einziges Mal im Hauſe dieſe Maskerade geſpielt, und iſt ſo unter den Seinigen erſchienen, zu ſehen wie es ihn kleide. Aber der Turban hat ihm nicht geſtanden, wie er denn allen länglichen Köpfen nicht ſteht, und ſo hat er dieſes Coſtüm nie wieder angelegt."

„Die Peſtkranken aber hat er wirklich beſucht, und zwar um ein Beyſpiel zu geben, daß man die Peſt überwinden könne, wenn man die Furcht zu überwinden fähig ſey. Und er hat Recht! — Ich kann aus meinem eigenen Leben ein Factum erzählen, wo ich bey einem Faulfieber der Anſteckung unvermeidlich ausgeſetzt war, und wo ich bloß durch einen entſchiedenen Willen die Krankheit von mir abwehrte. Es iſt unglaublich,

was in ſolchen Fällen der moraliſche Wille vermag! Er durchdringt gleichſam den Körper und ſetzt ihn in einen activen Zuſtand, der alle ſchädlichen Einflüſſe zurückſchlägt. Die Furcht dagegen iſt ein Zuſtand träger Schwäche und Empfänglichkeit, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Beſitz zu nehmen. Das kannte Napoleon zu gut, und er wußte, daß er nichts wagte, ſeiner Armee ein impoſantes Beyſpiel zu geben."

„Aber, fuhr Goethe ſehr heiter ſcherzend fort, habt Reſpect! Napoleon hatte in ſeiner Feldbibliothek was für ein Buch? — meinen Werther!" —

Daß er ihn gut ſtudirt gehabt, ſagte ich, ſieht man bey ſeinem Lever in Erfurt.

„Er hatte ihn ſtudirt wie ein Criminalrichter ſeine Acten, ſagte Goethe, und in dieſem Sinne ſprach er auch mit mir darüber."

„Es findet ſich in dem Werke des Herrn Bourrienne eine Liſte der Bücher, die Napoleon in Egypten bey ſich geführt, worunter denn auch der Werther ſteht. Das Merkwürdige an dieſer Liſte aber iſt, wie die Bücher unter verſchiedenen Rubriken claſſificirt werden. Unter der Aufſchrift Politique z. B. finden wir aufgeführt: Le vieux testament, le nouveau testament, le coran, woraus man denn ſieht, aus welchem Geſichtspunct Napoleon die religiöſen Dinge angeſehen."

Goethe erzählte uns noch manches Intereſſante aus dem Buche, das ihn beſchäftigte. Unter andern auch

kam zur Sprache, wie Napoleon mit der Armee, an der Spitze des rothen Meeres, zur Zeit der Ebbe durch einen Theil des trockenen Meerbettes gegangen, aber von der Fluth eingeholt worden ſey, ſo daß die letzte Mannſchaft bis unter die Arme im Waſſer habe waten müſſen, und es alſo mit dieſem Wageſtück faſt ein pharaoniſches Ende genommen hätte. Bey dieſer Gelegenheit ſagte Goethe manches Neue über das Herankommen der Fluth. Er verglich es mit den Wolken, die uns nicht aus weiter Ferne kommen, ſondern die an allen Orten zugleich entſtehen, und ſich überall gleichmäßig fortſchieben.

Mittwoch, den 8. April 1829.

Goethe ſaß ſchon am gedeckten Tiſch, als ich hereintrat; er empfing mich ſehr heiter. „Ich habe einen Brief erhalten, ſagte er, woher? — Von Rom! Aber von wem? — Vom König von Bayern.“

Ich theile Ihre Freude, ſagte ich. Aber iſt es nicht eigen, ich habe mich ſeit einer Stunde auf einem Spaziergange ſehr lebhaft mit dem Könige von Bayern in Gedanken beſchäftigt, und nun erfahre ich dieſe angenehme Nachricht. „Es kündigt ſich oft etwas in unſerm Innern an, ſagte Goethe. Dort liegt der Brief,

nehmen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir her und leſen Sie.“

Ich nahm den Brief, Goethe nahm die Zeitung, und ſo las ich denn ganz ungeſtört die Königlichen Worte. Der Brief war datirt: Rom, den 26. März 1829, und mit einer ſtattlichen Hand ſehr deutlich geſchrieben. Der König meldete Goethen, daß er ſich in Rom ein Beſitzthum gekauft, und zwar die Villa di Malta mit anliegenden Gärten, in der Nähe der Villa Ludoviſi, am nordweſtlichen Ende der Stadt, auf einem Hügel gelegen, ſo daß er das ganze Rom überſchauen könne und gegen Nordoſt einen freyen Anblick von Sanct Peter habe. „Es iſt eine Ausſicht, ſchreibt er, welche zu genießen man weit reiſen würde, und die ich nun bequem zu jeder Stunde des Tages aus den Fenſtern meines Eigenthums habe.“ Er fährt fort ſich glücklich zu preiſen, nun in Rom auf eine ſo ſchöne Weiſe anſäſſig zu ſeyn. „Ich hatte Rom in zwölf Jahren nicht geſehen, ſchreibt er, ich ſehnte mich danach wie man ſich nach einer Geliebten ſehnt; von nun an aber werde ich mit der beruhigten Empfindung zurückkehren, wie man zu einer geliebten Freundin geht.“ Von den erhabenen Kunſtſchätzen und Gebäuden ſpricht er ſodann mit der Begeiſterung eines Kenners, dem das wahrhaft Schöne und deſſen Förderung am Herzen liegt, und der jede Abweichung vom guten Geſchmack lebhaft empfindet. Überall war der Brief durchweg ſo

ſchön und menſchlich empfunden und ausgedrückt, wie man es von ſo hohen Perſonen nicht erwartet. Ich äußerte meine Freude darüber gegen Goethe. „Da ſehen Sie einen Monarchen, ſagte er, der neben der Königlichen Majeſtät ſeine angeborene ſchöne Menſchennatur gerettet hat. Es iſt eine ſeltene Erſcheinung und deßhalb um ſo erfreulicher.“ Ich ſah wieder in den Brief und fand noch einige treffliche Stellen. „Hier in Rom, ſchreibt der König, erhole ich mich von den Sorgen des Thrones; die Kunſt, die Natur, ſind meine täglichen Genüſſe, Künſtler meine Tiſchgenoſſen.“ Er ſchreibt auch, wie er oft an dem Hauſe vorbeygehe wo Goethe gewohnt, und wie er dabey ſeiner gedenke. Aus den römiſchen Elegieen ſind einige Stellen angeführt, woraus man ſieht, daß der König ſie gut im Gedächtniß hat und ſie in Rom, an Ort und Stelle, von Zeit zu Zeit wieder leſen mag. „Ja, ſagte Goethe, die Elegieen liebt er beſonders; er hat mich hier viel damit geplagt, ich ſollte ihm ſagen was an dem Factum ſey, weil es in den Gedichten ſo anmuthig erſcheint, als wäre wirklich was Rechtes daran geweſen. Man bedenkt aber ſelten, daß der Poet meiſtens aus geringen Anläſſen was Gutes zu machen weiß.“

„Ich wollte nur, fuhr Goethe fort, daß des Königs Gedichte jetzt dawären, damit ich in meiner Antwort etwas darüber ſagen könnte. Nach dem Wenigen zu ſchließen was ich von ihm geleſen, werden die Gedichte

gut seyn. In der Form und Behandlung hat er viel von Schiller, und wenn er nun, in so prächtigem Gefäß, uns den Gehalt eines hohen Gemüthes zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten."

„Indessen freue ich mich, daß der König sich in Rom so hübsch angekauft hat. Ich kenne die Villa, die Lage ist sehr schön, und die deutschen Künstler wohnen alle in der Nähe."

Der Bediente wechselte die Teller, und Goethe sagte ihm, daß er den großen Kupferstich von Rom im Decken-Zimmer am Boden ausbreiten möge. „Ich will Ihnen doch zeigen, an welch einem schönen Platz der König sich angekauft hat, damit Sie sich die Localität gehörig denken mögen." Ich fühlte mich Goethen sehr verbunden.

Gestern Abend, versetzte ich, habe ich die Claudine von Villa Bella gelesen und mich sehr daran erbauet. Es ist so gründlich in der Anlage, und so verwegen, locker, frech und froh in der Erscheinung, daß ich den lebhaften Wunsch fühle, es auf dem Theater zu sehen. „Wenn es gut gespielt wird, sagte Goethe, macht es sich gar nicht schlecht." Ich habe schon in Gedanken das Stück besetzt, sagte ich, und die Rollen vertheilt. Herr Genast müßte den Rugantino machen, er ist für die Rolle wie geschaffen. Herr Franke den Don Pedro, denn er ist von einem ähnlichen Wuchs, und es ist gut, wenn zwey Brüder sich ein wenig gleich

ſind. Herr La Roche den Basko, der dieſer Rolle, durch treffliche Maske und Kunſt, den wilden Anſtrich geben würde, deſſen ſie bedarf. „Madam Eberwein, fuhr Goethe fort, dächte ich, wäre eine ſehr gute Lucinde, und Demoiſelle Schmidt machte die Claudine.“ Zum Alonzo, ſagte ich, müßten wir eine ſtattliche Figur haben, mehr einen guten Schauſpieler als Sänger, und ich dächte, Herr Dels oder Herr Graff würden da am Platze ſeyn. Von wem iſt denn die Oper componirt, und wie iſt die Muſik? „Von Reichardt, antwortete Goethe, und zwar iſt die Muſik vortrefflich. Nur iſt die Inſtrumentirung, dem Geſchmack der früheren Zeit gemäß, ein wenig ſchwach. Man müßte jetzt in dieſer Hinſicht etwas nachhelfen, und die Inſtrumentirung ein wenig ſtärker und voller machen. Unſer Lied: Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe ꝛc. iſt dem Componiſten ganz beſonders gelungen.“ Es iſt eigen an dieſem Liede, ſagte ich, daß es in eine Art behaglich träumeriſche Stimmung verſetzt, wenn man es ſich recitirt. „Es iſt aus einer ſolchen Stimmung hervorgegangen, ſagte Goethe, und da iſt denn auch mit Recht die Wirkung eine ſolche.“

Wir hatten abgeſpeiſt. Friedrich kam und meldete, daß er den Kupferſtich von Rom im Deckenzimmer ausgebreitet habe. Wir gingen ihn zu betrachten.

Das Bild der großen Weltſtadt lag vor uns; Goethe fand ſehr bald die Villa Ludoviſi und in der Nähe den

neuen Beſitz des Königs, die Villa di Malta. „Sehen Sie, ſagte Goethe, was das für eine Lage iſt! — Das ganze Rom ſtreckt ſich ausgebreitet vor Ihnen hin, der Hügel iſt ſo hoch, daß Sie gegen Mittag und Morgen über die Stadt hinausſehen. Ich bin in dieſer Villa geweſen und habe oft den Anblick aus dieſen Fenſtern genoſſen. Hier, wo die Stadt jenſeit der Tiber gegen Nordoſt ſpitz ausläuft, liegt Sanct Peter, und hier der Vatikan in der Nähe. Sie ſehen, der König hat aus den Fenſtern ſeiner Villa den Fluß herüber eine freye Anſicht dieſer Gebäude. Der lange Weg hier, von Norden herein zur Stadt, kommt aus Deutſchland; das iſt die Porta del Populo; in einer dieſer erſten Straßen zum Thor herein wohnte ich, in einem Eckhauſe. Man zeigt jetzt ein anderes Gebäude in Rom, wo ich gewohnt haben ſoll, es iſt aber nicht das rechte. Aber es thut nichts; ſolche Dinge ſind im Grunde gleichgültig, und man muß der Tradition ihren Lauf laſſen.“

Wir gingen wieder in unſer Zimmer zurück. — Der Canzler, ſagte ich, wird ſich über den Brief des Königs freuen. „Er ſoll ihn ſehen,“ ſagte Goethe.

„Wenn ich in den Nachrichten von Paris die Reden und Debatten in den Kammern leſe, fuhr Goethe fort, muß ich immer an den Canzler denken, und zwar daß er dort recht in ſeinem Element und an ſeinem Platz ſeyn würde. Denn es gehört zu einer ſolchen Stelle nicht allein, daß man geſcheidt ſey, ſondern daß man

auch den Trieb und die Luſt zu reden habe, welches ſich doch Beydes in unſerm Canzler vereinigt. Napoleon hatte auch dieſen Trieb zu reden, und wenn er nicht reden konnte, mußte er ſchreiben oder dictiren. Auch bey Blücher finden wir, daß er gerne redete, und zwar gut und mit Nachdruck, welches Talent er in der Loge ausgebildet hatte. Auch unſer Großherzog redete gerne, obgleich er lakoniſcher Natur war, und wenn er nicht reden konnte, ſo ſchrieb er. Er hat manche Abhandlung, manches Geſetz abgefaßt, und zwar meiſtentheils gut. Nur hat ein Fürſt nicht die Zeit und die Ruhe, ſich in allen Dingen die nöthige Kenntniß des Details zu verſchaffen. So hatte er in ſeiner letzten Zeit noch eine Ordnung gemacht, wie man reſtaurirte Gemälde bezahlen ſolle. Der Fall war ſehr artig. Denn wie die Fürſten ſind, ſo hatte er die Beurtheilung der Reſtaurationskoſten mathematiſch auf Maß und Zahlen feſtgeſetzt. Die Reſtauration, hatte er verordnet, ſoll fußweiſe bezahlt werden. Hält ein reſtaurirtes Gemälde zwölf Quadratfuß, ſo ſind zwölf Thaler zu zahlen; hält es vier, ſo zahlet vier. Dieß war fürſtlich verordnet, aber nicht künſtleriſch. Denn ein Gemälde von zwölf Quadratfuß kann in einem Zuſtande ſeyn, daß es mit geringer Mühe an einem Tage zu reſtauriren wäre; ein anderes aber von vier, kann ſich der Art befinden, daß zu deſſen Reſtauration kaum der Fleiß und die Mühe einer ganzen Woche hinreichen. Aber

die Fürsten lieben als gute Militairs mathematiſche Beſtimmungen, und gehen gerne nach Maß und Zahl großartig zu Werke."

Ich freute mich dieſer Anecdote. Sodann ſprachen wir noch Manches über Kunſt und derartige Gegenſtände.

„Ich beſitze Handzeichnungen, ſagte Goethe, nach Gemälden von Raphael und Dominichin, worüber Meyer eine merkwürdige Äußerung gemacht hat, die ich Ihnen doch mittheilen will."

„Die Zeichnungen, ſagte Meyer, haben etwas Ungeübtes, aber man ſieht, daß derjenige, der ſie machte, ein zartes richtiges Gefühl von den Bildern hatte, die vor ihm waren, welches denn in die Zeichnungen übergegangen iſt, ſo daß ſie uns das Original ſehr treu vor die Seele rufen. Würde ein jetziger Künſtler jene Bilder copiren, ſo würde er alles weit beſſer und vielleicht auch richtiger zeichnen; aber es iſt vorauszuſagen, daß ihm jene treue Empfindung des Originals fehlen, und daß alſo ſeine beſſere Zeichnung weit entfernt ſeyn würde uns von Raphael und Dominichin einen ſo reinen vollkommenen Begriff zu geben."

„Iſt das nicht ein ſehr artiger Fall? ſagte Goethe. Es könnte ein Ähnliches bey Überſetzungen Statt finden. Voß hat z. B. ſicher eine treffliche Überſetzung vom Homer gemacht; aber es wäre zu denken, daß jemand eine naivere, wahrere Empfindung des Originals hätte

beſitzen und auch wiedergeben können, ohne im Ganzen ein ſo meiſterhafter Überſetzer wie Voß zu ſeyn."

Ich fand dieſes alles ſehr gut und wahr und ſtimmte vollkommen bey. Da das Wetter ſchön und die Sonne noch hoch am Himmel war, ſo gingen wir ein wenig in den Garten hinab, wo Goethe zunächſt einige Baumzweige in die Höhe binden ließ, die zu tief in die Wege herabhingen.

Die gelben Crokus blühten ſehr kräftig. Wir blickten auf die Blumen und dann auf den Weg, wo wir denn vollkommen violette Bilder hatten. „Sie meinten neulich, ſagte Goethe, daß das Grüne und Rothe ſich gegenſeitig beſſer hervorrufe als das Gelbe und Blaue, indem jene Farben auf einer höherer Stufe ſtänden und deßhalb vollkommener, geſättigter und wirkſamer wären als dieſe. — Ich kann das nicht zugeben. Jede Farbe, ſobald ſie ſich dem Auge entſchieden darſtellt, wirkt zur Hervorrufung der geforderten gleich kräftig; es kommt bloß darauf an, daß unſer Auge in der rechten Stimmung, daß ein zu helles Sonnenlicht nicht hindere, und daß der Boden zur Aufnahme des geforderten Bildes nicht ungünſtig ſey. Überall muß man ſich hüten, bey den Farben zu zarte Unterſcheidungen und Beſtimmungen zu machen, indem man gar zu leicht der Gefahr ausgeſetzt wird, vom Weſentlichen ins Unweſentliche, vom Wahren in die Irre, und vom Einfachen in die Verwickelung geführt zu werden."

Ich merkte mir dieſes als eine gute Lehre in meinen Studien. Indeſſen war die Zeit des Theaters herangerückt und ich ſchickte mich an zu gehen. „Sehen Sie zu, ſagte Goethe lachend, indem er mich entließ, daß Sie die Schreckniſſe der dreyßig Jahre aus dem Leben eines Spielers heute gut überſtehen.“

Freytag, den 10. April 1829.

„In Erwartung der Suppe will ich Ihnen indeß eine Erquickung der Augen geben.“ Mit dieſen freundlichen Worten legte Goethe mir einen Band vor, mit Landſchaften von Claude Lorrain.

Es waren die erſten, die ich von dieſem großen Meiſter geſehen. Der Eindruck war außerordentlich, und mein Erſtaunen und Entzücken ſtieg, ſo wie ich ein folgendes und abermals ein folgendes Blatt umwendete. Die Gewalt der ſchattigen Maſſen hüben und drüben, nicht weniger das mächtige Sonnenlicht aus dem Hintergrunde hervor in der Luft und deſſen Wiederglanz im Waſſer, woraus denn immer die große Klarheit und Entſchiedenheit des Eindrucks hervorging, empfand ich als ſtets wiederkehrende Kunſtmaxime des großen Meiſters. So auch hatte ich mit Freude zu bewundern, wie jedes Bild durch und durch eine kleine

Welt für ſich ausmachte, in der nichts exiſtirte was nicht der herrſchenden Stimmung gemäß war und ſie beförderte. War es ein Seehafen mit ruhenden Schiffen, thätigen Fiſchern und dem Waſſer angrenzenden Prachtgebäuden; war es eine einſame dürftige Hügelgegend mit naſchenden Ziegen, kleinem Bach und Brücke, etwas Buſchwerk und ſchattigem Baum, worunter ein ruhender Hirte die Schalmei bläſt; oder war es eine tieferliegende Bruchgegend mit ſtagnirendem Waſſer, das bey mächtiger Sommerwärme die Empfindung behaglicher Kühle giebt, immer war das Bild durch und durch nur Eins, nirgends die Spur von etwas Fremdem, das nicht zu dieſem Element gehörte.

„Da ſehen Sie einmal einen vollkommenen Menſchen, ſagte Goethe, der ſchön gedacht und empfunden hat, und in deſſen Gemüth eine Welt lag, wie man ſie nicht leicht irgendwo draußen antrifft. — Die Bilder haben die höchſte Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinſte Detail auswendig, und er gebrauchte ſie als Mittel, um die Welt ſeiner ſchönen Seele auszudrücken. Und das iſt eben die wahre Idealität, die ſich realer Mittel ſo zu bedienen weiß, daß das erſcheinende Wahre eine Täuſchung hervorbringt als ſey es wirklich.“

Ich dächte, ſagte ich, das wäre ein gutes Wort, und zwar eben ſo gültig in der Poeſie wie in den bildenden Künſten. „Ich ſollte meinen,“ ſagte Goethe.

„Indeſſen, fuhr er fort, wäre es wohl beſſer, Sie ſparten ſich den ferneren Genuß des trefflichen Claude zum Nachtiſch, denn die Bilder ſind wirklich zu gut um viele davon hinter einander zu ſehen.“ Ich fühle ſo, ſagte ich, denn mich wandelt jedesmal eine gewiſſe Furcht an, wenn ich das folgende Blatt umwenden will. Es iſt eine Furcht eigener Art, die ich vor dieſem Schönen empfinde, ſo wie es uns wohl mit einem trefflichen Buche geht, wo gehäufte koſtbare Stellen uns nöthigen inne zu halten, und wir nur mit einem gewiſſen Zaudern weiter gehen.

„Ich habe dem König von Bayern geantwortet, verſetzte Goethe nach einer Pauſe, und Sie ſollen den Brief leſen.“ Das wird ſehr lehrreich für mich ſeyn, ſagte ich, und ich freue mich dazu. „Indeß, ſagte Goethe, ſteht hier in der allgemeinen Zeitung ein Gedicht an den König, das der Canzler mir geſtern vorlas und das Sie doch auch ſehen müſſen.“ Goethe gab mir das Blatt und ich las das Gedicht im Stillen. „Nun, was ſagen Sie dazu?“ ſagte Goethe. Es ſind die Empfindungen eines Dilettanten, ſagte ich, der mehr guten Willen als Talent hat und dem die Höhe der Literatur eine gemachte Sprache überliefert, die für ihn tönet und reimet, während er ſelber zu reden glaubt. „Sie haben vollkommen recht, ſagte Goethe, ich halte das Gedicht auch für ein ſehr ſchwaches Product; es

giebt nicht die Spur von äußerer Anschauung, es ist bloß mental, und das nicht im rechten Sinne."

Um ein Gedicht gut zu machen, sagte ich, dazu gehören bekanntlich große Kenntnisse der Dinge, von denen man redet, und wem nicht, wie Claude Lorrain, eine ganze Welt zu Gebote steht, der wird, bey den besten ideellen Richtungen, selten etwas Gutes zu Tage bringen.

„Und das Eigene ist, sagte Goethe, daß nur das geborene Talent eigentlich weiß, worauf es ankommt, und daß alle Übrigen mehr oder weniger in der Irre gehen."

Das beweisen die Ästhetiker, sagte ich, von denen fast keiner weiß was eigentlich gelehrt werden sollte, und welche die Verwirrung der jungen Poeten vollkommen machen. Statt vom Realen zu handeln, handeln sie vom Idealen, und statt den jungen Dichter darauf hinzuweisen, was er nicht hat, verwirren sie ihm das was er besitzt. Wem z. B. von Haus aus einiger Witz und Humor angeboren wäre, wird sicher mit diesen Kräften am besten wirken, wenn er kaum weiß, daß er damit begabt ist; wer aber die gepriesenen Abhandlungen über so hohe Eigenschaften sich zu Gemüthe führte, würde sogleich in dem unschuldigen Gebrauch dieser Kräfte gestört und gehindert werden, das Bewußtseyn würde diese Kräfte paralysiren und er würde, statt einer gehofften Förderung, sich unsäglich gehindert sehen. „Sie

haben vollkommen Recht, und es wäre über dieſes Capitel Vieles zu ſagen."

„Ich habe indeß, fuhr er fort, das neue Epos von Egon Ebert geleſen und Sie ſollen es auch thun, damit wir ihm vielleicht von hier aus ein wenig nachhelfen. — Das iſt nun wirklich ein recht erfreuliches Talent, aber dieſem neuen Gedicht mangelt die eigentliche poetiſche Grundlage, die Grundlage des Realen. Landſchaften, Sonnen-Auf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die ſeinige war, ſind vollkommen gut und nicht beſſer zu machen. Das Übrige aber, was in vergangenen Jahrhunderten hinauslag, was der Sage angehörte, iſt nicht in der gehörigen Wahrheit erſchienen und es mangelt dieſem der eigentliche Kern. Die Amazonen und ihr Leben und Handeln ſind ins Allgemeine gezogen, in das was junge Leute für poetiſch und romantiſch halten und was dafür in der äſthetiſchen Welt gewöhnlich paſſirt."

Es iſt dieß ein Fehler, ſagte ich, der durch die ganze jetzige Literatur geht. Man vermeidet das ſpecielle Wahre, aus Furcht, es ſey nicht poetiſch, und verfällt dadurch in Gemeinplätze.

„Egon Ebert, ſagte Goethe, hätte ſich ſollen an die Überlieferung der Chronik halten, da hätte aus ſeinem Gedicht etwas werden können. Wenn ich bedenke, wie Schiller die Überlieferung ſtudirte, was er ſich für Mühe mit der Schweiz gab als er ſeinen Tell

ſchrieb, und wie Shakſpeare die Chroniken benutzte und ganze Stellen daraus wörtlich in ſeine Stücke aufgenommen hat, ſo könnte man einem jetzigen jungen Dichter auch wohl dergleichen zumuthen. In meinem Clavigo habe ich aus den Memoiren des Beaumarchais ganze Stellen." Es iſt aber ſo verarbeitet, ſagte ich, daß man es nicht merkt, es iſt nicht ſtoffartig geblieben. „So iſt es recht, ſagte Goethe, wenn es ſo iſt."

Goethe erzählte mir ſodann einige Züge von Beaumarchais. „Er war ein toller Chriſt, ſagte er, und Sie müſſen ſeine Memoiren leſen. — Proceſſe waren ſein Element, worin es ihm erſt eigentlich wohl wurde. Es exiſtiren noch Reden von Advocaten aus einem ſeiner Proceſſe, die zu dem Merkwürdigſten, Talentreichſten und Verwegenſten gehören was je in dieſer Art verhandelt worden. Eben dieſen berühmten Proceß verlor Beaumarchais. Als er die Treppe des Gerichtshofes hinabging, begegnete ihm der Canzler, der hinauf wollte. Beaumarchais ſollte ihm ausweichen, allein dieſer weigerte ſich, und beſtand darauf, daß jeder zur Hälfte Platz machen müſſe. Der Canzler, in ſeiner Würde beleidigt, befahl den Leuten ſeines Gefolges, Beaumarchais auf die Seite zu ſchieben, welches geſchah; worauf denn Beaumarchais auf der Stelle wieder in den Gerichtsſaal zurückging, und einen Proceß gegen den Canzler anhängig machte, den er gewann."

Ich freute mich über dieſe Anecdote und wir unterhielten uns bey Tiſche heiter fort über verſchiedene Dinge.

„Ich habe meinen zweyten Aufenthalt in Rom wieder vorgenommen, ſagte Goethe, damit ich ihn endlich loswerde und an etwas Anderes gehen kann. Meine gedruckte Italieniſche Reiſe habe ich, wie Sie wiſſen, ganz aus Briefen redigirt. Die Briefe aber, die ich während meines zweyten Aufenthaltes in Rom geſchrieben, ſind nicht der Art, um davon vorzüglichen Gebrauch machen zu können; ſie enthalten zu viele Bezüge nach Haus, auf meine Weimariſchen Verhältniſſe, und zeigen zu wenig von meinem italieniſchen Leben. Aber es finden ſich darin manche Äußerungen, die meinen damaligen inneren Zuſtand ausdrücken. Nun habe ich den Plan, ſolche Stellen auszuziehen und einzeln über einander zu ſetzen, und ſie ſo meiner Erzählung einzuſchalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehen wird.“ Ich fand dieſes vollkommen gut und beſtätigte Goethe in dem Vorſatz.

„Man hat zu allen Zeiten geſagt und wiederholt, fuhr Goethe fort, man ſolle trachten ſich ſelber zu kennen. Dieß iſt eine ſeltſame Forderung, der bis jetzt niemand genüget hat und der eigentlich auch niemand genügen ſoll. Der Menſch iſt mit allen ſeinen Sinnen und Trachten aufs Äußere angewieſen, auf die Welt um ihn her, und er

hat zu thun, dieſe inſoweit zu kennen und ſich inſoweit dienſtbar zu machen, als er es zu ſeinen Zwecken bedarf. Von ſich ſelber weiß er bloß wenn er genießt oder leidet, und ſo wird er auch bloß durch Leiden und Freuden über ſich belehrt, was er zu ſuchen oder zu meiden hat. Übrigens aber iſt der Menſch ein dunkeles Weſen, er weiß nicht woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigſten von ſich ſelber. Ich kenne mich auch nicht und Gott ſoll mich auch davor behüten. Was ich aber ſagen wollte iſt dieſes, daß ich in Italien in meinem vierzigſten Jahre klug genug war, um mich ſelber inſoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunſt habe, und daß dieſe meine Tendenz eine falſche ſey. Wenn ich etwas zeichnete, ſo fehlte es mir an genugſamem Trieb für das Körperliche; ich hatte eine gewiſſe Furcht die Gegenſtände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinn. Machte ich eine Landſchaft und kam ich aus den ſchwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, ſo fürchtete ich immer dem Vordergrund die gehörige Kraft zu geben, und ſo that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortſchritte, ohne mich zu üben, und ich mußte immer wieder von vorne anfangen wenn ich eine Zeitlang ausgeſetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, beſonders zu Landſchaften, und Hackert ſagte ſehr oft: wenn Sie achtzehn Monate

bey mir bleiben wollen, ſo ſollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben."

Ich hörte dieſes mit großem Intereſſe. Wie aber, ſagte ich, ſoll man erkennen, daß einer zur bildenden Kunſt ein wahrhaftes Talent habe?

„Das wirkliche Talent, ſagte Goethe, beſitzt einen angeborenen Sinn für die Geſtalt, die Verhältniſſe und die Farbe, ſo daß es alles dieſes unter weniger Anleitung ſehr bald und richtig macht. Beſonders hat es den Sinn für das Körperliche, und den Trieb, es durch die Beleuchtung handgreiflich zu machen. Auch in den Zwiſchenpauſen der Übung ſchreitet es fort und wächſt im Innern. Ein ſolches Talent iſt nicht ſchwer zu erkennen, am beſten aber erkennt es der Meiſter."

„Ich habe dieſen Morgen das Fürſtenhaus beſucht, fuhr Goethe ſehr heiter fort; die Zimmer der Großherzogin ſind höchſt geſchmackvoll gerathen und Coudray hat mit ſeinen Italienern neue Proben großer Geſchicklichkeit abgelegt. Die Maler waren an den Wänden noch beſchäftigt; es ſind ein paar Mayländer; ich redete ſie gleich italieniſch an und merkte, daß ich die Sprache nicht vergeſſen hatte. Sie erzählten mir, daß ſie zuletzt das Schloß des Königs von Würtemberg gemalt, daß ſie ſodann nach Gotha verſchrieben worden, wo ſie indeß nicht hätten einig werden können; man habe zur ſelben Zeit in Weimar von ihnen erfahren, und ſie hieher berufen, um die Zimmer der Großherzogin zu decoriren.

Ich hörte und ſprach das Italieniſche einmal wieder gern, denn die Sprache bringt doch eine Art von Atmoſphäre des Landes mit. Die guten Menſchen ſind ſeit drey Jahren aus Italien heraus; ſie wollen aber, wie ſie ſagten, von hier directe nach Haus eilen, nachdem ſie zuvor in Auftrag des Herrn von Spiegel noch ein Decoration für unſer Theater gemalt haben, worüber Ihr wahrſcheinlich nicht böſe ſeyn werdet. Es ſind ſehr geſchickte Leute; der Eine iſt ein Schüler des erſten Decorations-Malers in Mayland, und Ihr könnt alſo eine gute Decoration hoffen."

Nachdem Friedrich den Tiſch abgeräumt hatte, ließ Goethe ſich einen kleinen Plan von Rom vorlegen. „Für uns Andere, ſagte er, wäre Rom auf die Länge kein Aufenthalt; wer dort bleiben und ſich anſiedeln will, muß heirathen und catholiſch werden, ſonſt hält er es nicht aus und hat eine ſchlechte Exiſtenz. Hackert that ſich nicht wenig darauf zu gute, daß er ſich als Proteſtant ſo lange dort erhalten."

Goethe zeigte mir ſodann auch auf dieſem Grundriß die merkwürdigſten Gebäude und Plätze. „Dieß, ſagte er, iſt der Farneſiſche Garten." War es nicht hier, ſagte ich, wo Sie die Hexenſcene des Fauſt geſchrieben? „Nein, ſagte er, das war im Garten Borgheſe."

Ich erquickte mich darauf ferner an den Landſchaften von Claude Lorrain, und wir ſprachen noch Manches über dieſen großen Meiſter. Sollte ein jetziger

junger Künſtler, ſagte ich, ſich nicht nach ihm bilden können?

„Wer ein ähnliches Gemüth hätte, antwortete Goethe, würde ohne Frage ſich an Claude Lorrain auf das treffliche entwickeln. Allein wen die Natur mit ähnlichen Gaben der Seele im Stiche gelaſſen, würde dieſem Meiſter höchſtens nur Einzelnheiten abſehen und ſich deren nur als Phraſe bedienen."

Sonnabend, den 11. April 1829.

Ich fand heute den Tiſch im langen Saale gedeckt und zwar für mehrere Perſonen. Goethe und Frau v. Goethe empfingen mich ſehr freundlich. Es traten nach und nach herein: Madame Schopenhauer, der junge Graf Reinhard von der franzöſiſchen Geſandtſchaft, deſſen Schwager Herr v. D., auf einer Durchreiſe begriffen, um gegen die Türken in ruſſiſche Dienſte zu gehen; Fräulein Ulrike, und zuletzt Hofrath Vogel.

Goethe war in beſonders heiterer Stimmung; er unterhielt die Anweſenden, ehe man ſich zu Tiſch ſetzte, mit einigen guten Frankfurter Späßen, beſonders zwiſchen Rothſchild und Bethmann, wie der Eine dem Andern die Speculationen verdorben.

Graf Reinhard ging an Hof, wir Andern ſetzten

uns zu Tiſch. Die Unterhaltung war anmuthig belebt, man ſprach von Reiſen, von Bädern, und Madame Schopenhauer intereſſirte beſonders für die Einrichtung ihres neuen Beſitzes am Rhein, in der Nähe der Inſel Nonnenwerth.

Zum Nachtiſch erſchien Graf Reinhard wieder, der wegen ſeiner Schnelle gelobt wurde, womit er während der kurzen Zeit nicht allein bey Hofe geſpeiſt, ſondern ſich auch zweymal umgekleidet hatte.

Er brachte uns die Nachricht, daß der neue Papſt gewählet ſey, und zwar ein Caſtiglione, und Goethe erzählte der Geſellſchaft die Förmlichkeiten, die man bey der Wahl herkömmlich beobachtet.

Graf Reinhard, der den Winter in Paris gelebt, konnte manche erwünſchte Auskunft über bekannte Staatsmänner, Literatoren und Poeten geben. Man ſprach über Chateaubriand, Guizot, Salvandy, Béranger, Merimée und Andere.

Nach Tiſch und als jedermann gegangen war, nahm Goethe mich in ſeine Arbeitsſtube und zeigte mir zwey höchſt merkwürdige Scripta, worüber ich große Freude hatte. Es waren zwey Briefe aus Goethe's Jugendzeit, im Jahre 1770 aus Straßburg an ſeinen Freund Dr. Horn in Frankfurt geſchrieben, der eine im July, der andere im December. In beyden ſprach ſich ein junger Menſch aus, der von großen Dingen eine Ahndung hat die ihm bevorſtehen. In dem letzteren zeigten ſich ſchon

Spuren vom Werther; das Verhältniß in Seſenheim iſt angeknüpft, und der glückliche Jüngling ſcheint ſich in dem Taumel der ſüßeſten Empfindungen zu wiegen und ſeine Tage halb träumeriſch hinzuſchlendern. Die Handſchrift der Briefe war ruhig, rein und zierlich, und ſchon zu dem Character entſchieden, den Goethe's Hand ſpäter immer behalten hat. Ich konnte nicht aufhören, die liebenswürdigen Briefe wiederholt zu leſen, und verließ Goethe in der glücklichſten, dankbarſten Empfindung.

Sonntag, den 12. April 1829.

Goethe las mir ſeine Antwort an den König von Bayern. Er hatte ſich dargeſtellt wie einen der perſönlich die Stufen der Villa hinaufgeht und ſich in des Königs unmittelbarer Nähe mündlich äußert. Es mag ſchwer ſeyn, ſagte ich, das richtige Verhältniß zu treffen wie man ſich in ſolchen Fällen zu halten habe. „Wer wie ich, antwortete Goethe, ſein ganzes Leben hindurch mit hohen Perſonen zu verkehren gehabt, für den iſt es nicht ſchwer. Das Einzige dabey iſt, daß man ſich nicht durchaus menſchlich gehen laſſe, vielmehr ſich ſtets innerhalb einer gewiſſen Convenienz halte."

Goethe ſprach darauf von der Redaction ſeines zweyten Aufenthaltes in Rom, die ihn jetzt beſchäftiget.

„Bey den Briefen, ſagte er, die ich in jener Periode geſchrieben, ſehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewiſſe Avantagen und Desavantagen, in Vergleich zu früheren oder ſpäteren Jahren hat. So war ich in meinem vierzigſten Jahre über einige Dinge vollkommen ſo klar und geſcheidt als jetzt und in manchen Hinſichten ſogar beſſer; aber doch beſitze ich jetzt in meinem achtzigſten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauſchen möchte.“

Während Sie dieſes reden, ſagte ich, ſteht mir die Metamorphoſe der Pflanze vor Augen, und ich begreife ſehr wohl, daß man aus der Periode der Blüthe, nicht in die der grünen Blätter, und aus der des Samens und der Früchte nicht in die des Blüthenſtandes zurücktreten möchte.

„Ihr Gleichniß, ſagte Goethe, drückt meine Meinung vollkommen aus. Denken Sie ſich ein recht ausgezacktes Blatt, fuhr er lachend fort, ob es aus dem Zuſtande der freyeſten Entwickelung in die dumpfe Beſchränktheit der Cotyledone zurückmöchte? — Und nun iſt es ſehr artig, daß wir ſogar eine Pflanze haben, die als Symbol des höchſten Alters gelten kann, indem ſie, über die Periode der Blüthe und der Frucht hinaus, ohne weitere Production noch munter fortwächſt.“

„Das Schlimme iſt, fuhr Goethe fort, daß man im Leben ſo viel durch falſche Tendenzen iſt gehindert

worden und daß man nie eine ſolche Tendenz erkannt, als bis man ſich bereits davon frey gemacht."

Woran aber, ſagte ich, ſoll man ſehen und wiſſen daß eine Tendenz eine falſche ſey?

„Die falſche Tendenz, antwortete Goethe, iſt nicht productiv, und wenn ſie es iſt, ſo iſt das Hervorgebrachte von keinem Werth. Dieſes an Andern gewahr zu werden iſt nicht ſo gar ſchwer, aber an ſich ſelber, iſt ein eigenes Ding und will eine große Freyheit des Geiſtes. Und ſelbſt das Erkennen hilft nicht immer; man zaudert und zweifelt und kann ſich nicht entſchließen, ſo wie es ſchwer hält, ſich von einem geliebten Mädchen los zu machen, von deren Untreue man längſt wiederholte Beweiſe hat. Ich ſage dieſes, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einſah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunſt eine falſche ſey, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen."

Aber doch, ſagte ich, hat Ihnen dieſe Tendenz ſo vielen Vortheil gebracht, daß man ſie kaum eine falſche nennen möchte.

„Ich habe an Einſicht gewonnen, ſagte Goethe, weßhalb ich mich auch darüber beruhigen kann. Und das iſt der Vortheil, den wir aus jeder falſchen Tendenz ziehen. Wer mit unzulänglichem Talent ſich in der Muſik bemühet, wird freylich nie ein Meiſter werden, aber er wird dabey lernen, dasjenige zu erkennen

und zu ſchätzen, was der Meiſter gemacht hat. Trotz aller meiner Beſtrebungen bin ich freylich kein Künſtler geworden, aber, indem ich mich in allen Theilen der Kunſt verſuchte, habe ich gelernt von jedem Strich Rechenſchaft zu geben, und das Verdienſtliche vom Mangelhaften zu unterſcheiden. Dieſes iſt kein kleiner Gewinn, ſo wie denn ſelten eine falſche Tendenz ohne Gewinn bleibt. So z. B. waren die Kreuzzüge zur Befreyung des heiligen Grabes offenbar eine falſche Tendenz; aber ſie hat das Gute gehabt, daß dadurch die Türken immerfort geſchwächt und gehindert worden ſind ſich zu Herren von Europa zu machen."

Wir ſprachen noch über verſchiedene Dinge, und Goethe erzählte ſodann von einem Werk über Peter den Großen von Segür, das ihm intereſſant ſey und ihm manchen Aufſchluß gegeben. „Die Lage von Petersburg, ſagte er, iſt ganz unverzeihlich, um ſo mehr wenn man bedenkt, daß gleich in der Nähe der Boden ſich hebt, und daß der Kaiſer die eigentlich Stadt ganz von aller Waſſersnoth hätte frey halten können, wenn er mit ihr ein wenig höher hinaufgegangen wäre, und bloß den Hafen in der Niederung gelaſſen hätte. Ein alter Schiffer machte ihm auch Gegenvorſtellungen, und ſagte ihm voraus, daß die Population alle ſiebenzig Jahre erſaufen würde. Es ſtand auch ein alter Baum da, mit verſchiedenen Spuren eines hohen Waſſerſtandes. Aber es war alles umſonſt, der Kaiſer blieb bey

ſeiner Grille, und den Baum ließ er umhauen, damit er nicht gegen ihn zeugen möchte."

„Sie werden geſtehen, daß in dieſem Verfahren eines ſo großen Characters durchaus etwas Problematiſches liege. Aber wiſſen Sie wie ich es mir erkläre? Der Menſch kann ſeine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieſes geht ſo weit, daß ſelbſt mangelhafte Dinge, woran er ſich in ſolchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch ſpäter in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet iſt, und er das Fehlerhafte daran nicht einſieht. So wollte denn Peter der Große das liebe Amſterdam ſeiner Jugend in einer Hauptſtadt am Ausfluſſe der Newa wiederholen; ſo wie die Holländer immer verſucht worden ſind, in ihren entfernten Beſitzungen ein neues Amſterdam wiederholt zu gründen."

Montag, den 13. April 1829.

Heute, nachdem Goethe über Tiſch mir manches gute Wort geſagt, erquickte ich mich zum Nachtiſch noch an einigen Landſchaften von Claude Lorrain. „Die Sammlung, ſagte Goethe, führt den Titel: Liber veritatis, ſie könnte eben ſo gut liber naturae et artis heißen, denn es findet ſich hier die Natur und Kunſt auf der höchſten Stufe und im ſchönſten Bunde."

Ich fragte Goethe nach dem Herkommen von Claude Lorrain und in welcher Schule er ſich gebildet. „Sein nächſter Meiſter, ſagte Goethe, war Antonio Taſſo; dieſer aber war ein Schüler von Paul Brill, ſo daß alſo deſſen Schule und Maximen ſein eigentliches Fundament ausmachten und in ihm gewiſſermaßen zur Blüthe kamen; denn dasjenige was bey dieſen Meiſtern noch ernſt und ſtrenge erſcheint, hat ſich bey Claude Lorrain zur heiterſten Anmuth und lieblichſten Freyheit entfaltet. Über ihn konnte man nun weiter nicht hinaus.“

„Übrigens iſt von einem ſo großen Talent, das in einer ſo bedeutenden Zeit und Umgebung lebte, kaum zu ſagen von wem es gelernt. Es ſieht ſich um, und eignet ſich an, wo es für ſeine Intentionen Nahrung findet. Claude Lorrain verdankt ohne Frage der Schule der Carracci's eben ſo viel wie ſeinen nächſten namhaften Meiſtern.“

„So ſagt man gewöhnlich: Julius Roman war ein Schüler von Raphael; aber man könnte eben ſo gut ſagen: er war ein Schüler des Jahrhunderts. Nur Guido Reni hatte einen Schüler, der Geiſt, Gemüth und Kunſt ſeines Meiſters ſo in ſich aufgenommen hatte, daß er faſt daſſelbige wurde und daſſelbige machte, welches indeß ein eigener Fall war, der ſich kaum wiederholt hat. Die Schule der Carracci dagegen war befreyender Art, ſo daß durch ſie jedes Talent in ſeiner

angeborenen Richtung entwickelt wurde, und Meiſter hervorgingen, von denen keiner dem andern gleich ſah. Die Carracci waren zu Lehrern der Kunſt wie geboren; ſie fielen in eine Zeit wo nach allen Seiten hin bereits das Beſte gethan war, und ſie daher ihren Schülern das Muſterhafteſte aus allen Fächern überliefern konnten. Sie waren große Künſtler, große Lehrer, aber ich könnte nicht ſagen daß ſie eigentlich geweſen was man geiſtreich nennt. Es iſt ein wenig kühn, daß ich ſo ſage, allein es will mir ſo vorkommen."

Nachdem ich noch einige Landſchaften von Claude Lorrain betrachtet, ſchlug ich ein Künſtler-Lexicon auf, um zu ſehen, was über dieſen großen Meiſter ausgeſprochen. Wir fanden gedruckt: „Sein Hauptverdienſt beſtand in der Palette." Wir ſahen uns an und lachten. „Da ſehen Sie, ſagte Goethe, wie viel man lernen kann, wenn man ſich an Bücher hält und ſich dasjenige aneignet was geſchrieben ſteht."

Dienſtag, den 14. April 1829.

Als ich dieſen Mittag hereintrat, ſaß Goethe mit Hofrath Meyer ſchon bey Tiſch, in Geſprächen über Italien und Gegenſtände der Kunſt. Goethe ließ einen Band Claude Lorrain vorlegen, worin Meyer uns diejenige Landſchaft ausſuchte und zeigte, von der die

Zeitungen gemeldet, daß Peel sich das Original für viertausend Pfund angeeignet. Man mußte gestehen, daß es ein schönes Stück sey, und daß Herr Peel keinen schlechten Kauf gethan. An der rechten Seite des Bildes fiel der Blick auf eine Gruppe sitzender und stehender Menschen. Ein Hirte bückt sich zu einem Mädchen, das er zu unterrichten scheint wie man die Schalmei blasen müsse. Mitten sah man auf einen See im Glanz der Sonne, und an der linken Seite des Bildes gewahrte man weidendes Vieh im Schatten eines Gehölzes. Beyde Gruppen balancirten sich auf das Beste, und der Zauber der Beleuchtung wirkte mächtig, nach gewohnter Art des Meisters. Es war die Rede, wo das Original sich zeither befunden, und in wessen Besitz Meyer es in Italien gesehen.

Das Gespräch lenkte sich sodann auf das neue Besitzthum des Königs von Bayern in Rom. „Ich kenne die Villa sehr gut, sagte Meyer, ich bin oft darin gewesen und gedenke der schönen Lage mit Vergnügen. Es ist ein mäßiges Schloß, das der König nicht fehlen wird sich auszuschmücken und nach seinem Sinne höchst anmuthig zu machen. Zu meiner Zeit wohnte die Herzogin Amalie darin, und Herder in dem Nebengebäude. Später bewohnte es der Herzog von Sussex und der Graf Münster. Fremde hohe Herrschaften haben es immer wegen der gesunden Lage und herrlichen Aussicht besonders geliebt.“

Ich fragte Hofrath Meyer wie weit es von der Villa di Malta bis zum Vatican ſey. „Von Trinita di Monte, in der Nähe der Villa, ſagte Meyer, wo wir Künſtler wohnten, iſt es bis zum Vatican eine gute halbe Stunde. Wir machten täglich den Weg und oft mehr als einmal.“ Der Weg über die Brücke, ſagte ich, ſcheint etwas um zu ſeyn; ich dächte man käme näher, wenn man ſich über die Tiber ſetzen ließe und durch das Feld ginge. „Es iſt nicht ſo, ſagte Meyer, aber wir hatten auch dieſen Glauben und ließen uns ſehr oft überſetzen. Ich erinnere mich einer ſolchen Überfahrt, wo wir in einer ſchönen Nacht bey hellem Mondſchein vom Vatican zurückkamen. Von Bekannten waren Bury, Hirt und Lips unter uns, und es hatte ſich der gewöhnliche Streit entſponnen, wer größer ſey, Raphael oder Michel Angelo. So beſtiegen wir die Fähre. Als wir das andere Ufer erreicht hatten und der Streit noch in vollem Gange war, ſchlug ein luſtiger Vogel, ich glaube es war Bury, vor, das Waſſer nicht eher zu verlaſſen, als bis der Streit völlig abgethan ſey und die Parteyen ſich vereiniget hätten. Der Vorſchlag wurde angenommen, der Fährmann mußte wieder abſtoßen und zurückfahren. Aber nun wurde das Disputiren erſt recht lebhaft, und wenn wir das Ufer erreicht hatten, mußten wir immer wieder zurück, denn der Streit war nicht entſchieden. So fuhren wir Stundenlang hinüber und herüber, wobey niemand ſich

beſſer ſtand als der Schiffer, dem ſich die Bajoc's bey jeder Überfahrt vermehrten. Er hatte einen zwölfjährigen Knaben bey ſich, der ihm half, und dem die Sache endlich gar zu wunderlich erſcheinen mochte. „Vater, ſagte er, was haben denn die Männer, daß ſie nicht ans Land wollen, und daß wir immer wieder zurück müſſen wenn wir ſie ans Ufer gebracht?" „„Ich weiß nicht mein Sohn, antwortete der Schiffer, aber ich glaube ſie ſind toll."" Endlich, um nicht die ganze Nacht hin und her zu fahren, vereinigte man ſich nothdürftig und wir gingen zu Lande."

Wir freuten uns und lachten über dieſe anmuthige Anecdote von künſtleriſcher Verrücktheit. Hofrath Meyer war in der beſten Laune, er fuhr fort uns von Rom zu erzählen, und Goethe und ich hatten Genuß ihn zu hören.

„Der Streit über Raphael und Michel Angelo, ſagte Meyer, war an der Ordnung und wurde täglich geführt, wo genugſame Künſtler zuſammentrafen, ſo daß von beyden Parteyen ſich einige anweſend fanden. In einer Oſterie, wo man ſehr billigen und guten Wein trank, pflegte er ſich zu entſpinnen; man berief ſich auf Gemälde, auf einzelne Theile derſelben, und wenn die Gegenpartey widerſtritt und dieß und jenes nicht zugeben wollte, entſtand das Bedürfniß der unmittelbaren Anſchauung der Bilder. Streitend verließ man die Oſteri und ging raſchen Schrittes zur Sixtiniſchen Ca-

pelle, wozu ein Schuster den Schlüssel hatte, der immer für vier Groschen aufschloß. Hier, vor den Bildern, ging es nun an Demonstrationen, und wenn man lange genug gestritten, kehrte man in die Osterie zurück, um bey einer Flasche Wein sich zu versöhnen und alle Controversen zu vergessen. So ging es jeden Tag, und der Schuster an der Sixtinischen Capelle erhielt manche vier Groschen."

Bey dieser heiteren Gelegenheit erinnerte man sich eines anderen Schusters, der auf einem antiken Marmorkopf gewöhnlich sein Leder geklopft. „Es war das Portrait eines römischen Kaisers, sagte Meyer; die Antike stand vor des Schusters Thüre, und wir haben ihn sehr oft in in dieser löblichen Beschäftigung gesehen wenn wir vorbeygingen."

Mittwoch, den 15. April 1829.

Wir sprachen über Leute, die, ohne eigentliches Talent, zur Productivität gerufen werden, und über Andere, die über Dinge schreiben die sie nicht verstehen.

„Das Verführerische für junge Leute, sagte Goethe, ist dieses. Wir leben in einer Zeit, wo so viele Cultur verbreitet ist, daß sie sich gleichsam der Atmosphäre mitgetheilt hat, worin ein junger Mensch athmet. Poe-

tiſche und philoſophiſche Gedanken leben und regen ſich in ihm, mit der Luft ſeiner Umgebung hat er ſie eingeſogen, aber er denkt ſie wären ſein Eigenthum, und ſo ſpricht er ſie als das Seinige aus. Nachdem er aber der Zeit wiedergegeben hat was er von ihr empfangen, iſt er arm. Er gleicht einer Quelle, die von zugetragenem Waſſer eine Weile geſprudelt hat, und die aufhört zu rieſeln, ſobald der erborgte Vorrath erſchöpft iſt."

Dienſtag, den 1. September 1829.

Ich erzählte Goethe von einem Durchreiſenden, der bey Hegeln ein Collegium über den Beweis des Daſeyns Gottes gehört. Goethe ſtimmte mir bey, daß dergleichen Vorleſungen nicht mehr an der Zeit ſeyen.

„Die Periode des Zweifels, ſagte er, iſt vorüber; es zweifelt jetzt ſo wenig jemand an ſich ſelber als an Gott. Zudem ſind die Natur Gottes, die Unſterblichkeit, das Weſen unſerer Seele und ihr Zuſammenhang mit dem Körper, ewige Probleme, worin uns die Philoſophen nicht weiter bringen. Ein franzöſiſcher Philoſoph der neueſten Tage fängt ſein Capitel ganz getroſt folgendermaßen an: „Es iſt bekannt, daß der Menſch aus zwey Theilen beſteht, aus Leib und Seele. Wir wollen demnach mit dem Leibe anfangen

und ſodann von der Seele reden." Fichte ging doch ſchon ein wenig weiter und zog ſich etwas klüger aus der Sache, indem er ſagte: Wir wollen handeln vom Menſchen als Leib betrachtet und vom Menſchen als Seele betrachtet. Er fühlte zu wohl, daß ſich ein ſo enge verbundenes Ganzes nicht trennen laſſe. Kant hat unſtreitig am meiſten genützt, indem er die Grenzen zog, wie weit der menſchliche Geiſt zu dringen fähig ſey, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ. Was hat man nicht alles über Unſterblichkeit philoſophirt! und wie weit iſt man gekommen! — Ich zweifle nicht an unſerer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir ſind nicht auf gleiche Weiſe unſterblich, und um ſich künftig als große Entelechie zu manifeſtiren, muß man auch eine ſeyn."

„Während aber die Deutſchen ſich mit Auflöſung philoſophiſcher Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen practiſchen Verſtande aus, und gewinnen die Welt. Jedermann kennt ihre Declamationen gegen den Sclavenhandel, und während ſie uns weiß machen wollen, was für humane Maximen ſolchem Verfahren zu Grunde liegen, entdeckt ſich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Object ſey, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie thun, und welches man hätte wiſſen ſollen. An der weſtlichen Küſte von Afrika gebrauchen ſie die Neger ſelbſt in ihren großen Beſitzungen, und es iſt gegen ihr Intereſſe, daß man ſie dort

ausführe. In Amerika haben sie selbst große Neger-Colonieen angelegt, die sehr productiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von Außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher, nicht ohne Object, gegen den inhumanen Handel. Noch auf dem Wiener Congreß argumentirte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sey, ein allgemeines Weltgericht abzugeben, oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. — Er kannte das englische Object recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte."

Sonntag, den 6. December 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir die erste Scene vom zweyten Act des Faust. Der Eindruck war groß, und verbreitete in meinem Innern ein hohes Glück. Wir sind wieder in Fausts Studirzimmer versetzt, und Mephistopheles findet noch alles am alten Platze wie er es verlassen hat. Fausts alten Studirpelz nimmt er

vom Haken; tauſend Motten und Inſecten flattern heraus, und indem Mephiſtopheles ausſpricht, wo dieſe ſich wieder unterthun, tritt uns die umgebende Localität ſehr deutlich vor die Augen. Er zieht den Pelz an, um, während Fauſt hinter einem Vorhange im paralyſirten Zuſtande liegt, wieder einmal den Herrn zu ſpielen. Er zieht die Klingel; die Glocke giebt in den einſamen alten Kloſter-Hallen einen ſo fürchterlichen Ton, daß die Thüren aufſpringen und die Mauern erbeben. Der Famulus ſtürzt herbey und findet in Fauſts Stuhle den Mephiſtopheles ſitzen, den er nicht kennt, aber vor dem er Reſpect hat. Auf Befragen giebt er Nachricht von Wagner, der unterdeß ein berühmter Mann geworden und auf die Rückkehr ſeines Herrn hofft. Er iſt, wie wir hören, in dieſem Augenblick in ſeinem Laboratorium tief beſchäftigt, einen Homunculus hervorzubringen. Der Famulus wird entlaſſen; es erſcheint der Baccalaureus, derſelbige, den wir vor einigen Jahren als ſchüchternen jungen Studenten geſehen, wo Mephiſtopheles, in Fauſts Rocke, ihn zum Beſten hatte. Er iſt unterdeß ein Mann geworden und ſo voller Dünkel, daß ſelbſt Mephiſtopheles nicht mit ihm auskommen kann, der mit ſeinem Stuhle immer weiter rückt und ſich zuletzt ans Parterre wendet.

Goethe las die Scene bis zu Ende. Ich freute mich an der jugendlich productiven Kraft, und wie alles ſo knapp beyſammen war.

„Da die Conception so alt ist, sagte Goethe, und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist. Die Erfindung des ganzen zweyten Theiles ist wirklich so alt wie ich sage. Aber daß ich ihn erst jetzt schreibe, nachdem ich über die weltlichen Dinge so viel klarer geworden, mag der Sache zu Gute kommen. Es geht mir damit wie Einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfer-Geld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht."

Wir sprachen über die Figur des Baccalaureus. Ist in ihm, sagte ich, nicht eine gewisse Classe ideeller Philosophen gemeint? „Nein, sagte Goethe, es ist die Anmaßlichkeit in ihm personificirt, die besonders der Jugend eigen ist, wovon wir in den ersten Jahren nach unserm Befreyungskriege so auffallende Beweise hatten. Auch glaubt jeder in seiner Jugend, daß die Welt eigentlich erst mit ihm angefangen, und daß Alles eigentlich um seinetwillen da sey. Sodann hat es im Orient wirklich einen Mann gegeben, der jeden Morgen seine Leute um sich versammelte, und sie nicht eher an die Arbeit gehen ließ, als bis er der Sonne geheißen aufzugehen. Aber hiebey war er so klug, diesen Befehl

nicht eher auszuſprechen, als bis die Sonne wirklich auf dem Punkt ſtand von ſelber zu erſcheinen."

Wir ſprachen noch Vieles über den Fauſt und deſſen Compoſition, ſo wie über verwandte Dinge.

Goethe war eine Weile in ſtilles Nachdenken verſunken; dann begann er folgendermaßen.

„Wenn man alt iſt, ſagte er, denkt man über die weltlichen Dinge anders als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menſchheit zu necken und zum Beſten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinſtellen, die ſo anlockend ſind, daß jeder nach ihnen ſtrebt, und ſo groß, daß niemand ſie erreicht. So ſtellten ſie den Raphael hin, bey dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben ſich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So ſtellten ſie den Mozart hin, als etwas Unerreichbares in der Muſik. Und ſo in der Poeſie Shakſpeare. Ich weiß was Sie mir gegen dieſen ſagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborene der Natur. So ſteht Napoleon unerreichbar da. Daß die Ruſſen ſich gemäßigt haben und nicht nach Conſtantinopel hineingegangen ſind, iſt zwar ſehr groß, aber auch ein ſolcher Zug findet ſich in Napoleon, denn auch er hat ſich gemäßigt und iſt nicht nach Rom gegangen."

An dieſes reiche Thema knüpfte ſich viel Verwandtes; bey mir ſelbſt aber dachte ich im Stillen, daß auch mit

Goethe die Dämonen ſo etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur ſey, zu anlockend, um ihm nicht nachzuſtreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.

Mittwoch, den 16. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die zweyte Scene des zweyten Acts von Fauſt, wo Mephiſtopheles zu Wagner geht, der durch chemiſche Künſte einen Menſchen zu machen im Begriff iſt. Das Werk gelingt, der Homunculus erſcheint in der Flaſche, als leuchtendes Weſen, und iſt ſogleich thätig. Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er ab, das Raiſonniren iſt nicht ſeine Sache; er will handeln, und da iſt ihm das Nächſte unſer Held Fauſt, der in ſeinem paralyſirten Zuſtande einer höheren Hülfe bedarf. Als ein Weſen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchſichtig iſt, ſieht der Homunculus das Innere des ſchlafenden Fauſt, den ein ſchöner Traum von der Leda beglückt, wie ſie, in anmuthiger Gegend badend, von Schwänen beſucht wird. Indem der Homunculus dieſen Traum ausſpricht, erſcheint vor unſerer Seele das reizendſte Bild. Mephiſtopheles ſieht davon nichts, und der Homunculus verſpottet ihn wegen ſeiner nordiſchen Natur.

„Überhaupt, ſagte Goethe, werden Sie bemerken,

daß der Mephiſtopheles gegen den Homunculus in Nachtheil zu ſtehen kommt, der ihm an geiſtiger Klarheit gleicht, und durch ſeine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen ſo viel vor ihm voraus hat. Übrigens nennt er ihn Herr Vetter; denn ſolche geiſtige Weſen, wie der Homunculus, die durch eine vollkommene Menſchwerdung noch nicht verdüſtert und beſchränkt worden, zählte man zu den Dämonen, wodurch denn unter Beyden eine Art von Verwandtſchaft exiſtirt."

Gewiß, ſagte ich, erſcheint der Mephiſtopheles hier in einer untergeordneten Stellung; allein ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß er zur Entſtehung des Homunculus heimlich gewirkt hat, ſo wie wir ihn bisher kennen und wie er auch in der Helena immer als heimlich wirkendes Weſen erſcheint. Und ſo hebt er ſich denn im Ganzen wieder, und kann ſich in ſeiner ſuperioren Ruhe im Einzelnen wohl etwas gefallen laſſen.

„Sie empfinden das Verhältniß ſehr richtig, ſagte Goethe; es iſt ſo, und ich habe ſchon gedacht, ob ich nicht dem Mephiſtopheles, wie er zu Wagner geht und der Homunculus im Werden iſt, einige Verſe in den Mund legen ſoll, wodurch ſeine Mitwirkung ausgeſprochen und dem Leſer deutlich würde."

Das könnte nicht ſchaden, ſagte ich. Angedeutet jedoch iſt es ſchon, indem Mephiſtopheles die Scene mit den Worten ſchließt:

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe, dieß könnte dem Aufmerkenden faſt genug ſeyn; indeß will ich doch noch auf einige Verſe ſinnen.“

Aber, ſagte ich, jenes Schlußwort iſt ein großes, das man nicht ſo leicht ausdenken wird.

„Ich dächte, ſagte Goethe, man hätte eine Weile daran zu zehren. Ein Vater, der ſechs Söhne hat, iſt verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Auch Könige und Miniſter, die viele Perſonen zu großen Stellen gebracht haben, mögen aus ihrer Erfahrung ſich etwas dabey denken können.“

Fauſts Traum von der Leda trat mir wieder vor die Seele, und ich überſah dieſes im Geiſt als einen höchſt bedeutenden Zug in der Compoſition.

Es iſt wunderbar, ſagte ich, wie in einem ſolchen Werke die einzelnen Theile auf einander ſich beziehen, auf einander wirken und einander ergänzen und heben. Durch dieſen Traum von der Leda hier im zweyten Act gewinnt ſpäter die Helena erſt das eigentliche Fundament. Dort iſt immer von Schwänen und einer Schwanerzeugten die Rede; aber hier erſcheint dieſe Handlung ſelbſt, und wenn man nun mit dem ſinnlichen Eindruck ſolcher Situation ſpäter zur Helena kommt, wie wird dann alles deutlicher und vollſtändiger erſcheinen! —

Goethe gab mir Recht, und es ſchien ihm lieb, daß ich dieſes bemerkte. „So auch, ſagte er, werden Sie finden, daß ſchon immer in dieſen früheren Acten das Claſſiſche und Romantiſche anklingt und zur Sprache gebracht wird, damit es, wie auf einem ſteigenden Terrain, zur Helena hinaufgehe, wo beyde Dichtungsformen entſchieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.“

„Die Franzoſen, fuhr Goethe fort, fangen nun auch an über dieſe Verhältniſſe richtig zu denken. „„Es iſt alles gut und gleich, ſagen ſie, Claſſiſches wie Romantiſches, es kommt nur darauf an, daß man ſich dieſer Formen mit Verſtand zu bedienen und darin vortrefflich zu ſeyn vermöge. So kann man auch in Beyden abſurd ſeyn, und dann taugt das Eine ſo wenig wie das Andere.““ Ich dächte das wäre vernünftig und ein gutes Wort, womit man ſich eine Weile beruhigen könnte.“

Sonntag, den 20. December 1829.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen vom Canzler, und ich fragte Goethe, ob er ihm bey ſeiner Zurückkunft aus Italien keine Nachricht von Manzoni mitgebracht. „Er hat mir über ihn geſchrieben, ſagte

Goethe. Der Canzler hat Manzoni beſucht, er lebt auf ſeinem Landgute in der Nähe von Mayland und iſt zu meinem Bedauern fortwährend kränklich.“

Es iſt eigen, ſagte ich, daß man ſo häufig bey ausgezeichneten Talenten, beſonders bey Poeten, findet, daß ſie eine ſchwächliche Conſtitution haben.

„Das Außerordentliche was ſolche Menſchen leiſten, ſagte Goethe, ſetzt eine ſehr zarte Organiſation voraus, damit ſie ſeltener Empfindungen fähig ſeyn und die Stimme der Himmliſchen vernehmen mögen. Nun iſt eine ſolche Organiſation, im Conflict mit der Welt und den Elementen, leicht geſtört und verletzt, und wer nicht, wie Voltaire, mit großer Senſibilität eine außerordentliche Zähheit verbindet, iſt leicht einer fortgeſetzten Kränklichkeit unterworfen. Schiller war auch beſtändig krank. Als ich ihn zuerſt kennen lernte, glaubte ich, er lebte keine vier Wochen. Aber auch er hatte eine gewiſſe Zähheit; er hielt ſich noch die vielen Jahre und hätte ſich bey geſünderer Lebensweiſe noch länger halten können.“

Wir ſprachen vom Theater und inwiefern eine gewiſſe Vorſtellung gelungen ſey.

„Ich habe Unzelmann in dieſer Rolle geſehen, ſagte Goethe, bey dem es einem immer wohl wurde, und zwar durch die große Freyheit ſeines Geiſtes, die er

uns mittheilte. Denn es ist mit der Schauspielkunst wie mit allen übrigen Künsten. Was der Künstler thut oder gethan hat, setzt uns in die Stimmung, in der er selber war, da er es machte. Eine freye Stimmung des Künstlers macht uns frey, dagegen eine beklommene macht uns bänglich. Diese Freyheit im Künstler ist gewöhnlich dort, wo er ganz seiner Sache gewachsen ist, weßhalb es uns denn bey niederländischen Gemälden so wohl wird, indem jene Künstler das nächste Leben darstellten, wovon sie vollkommen Herr waren. Sollen wir nun im Schauspieler diese Freyheit des Geistes empfinden, so muß er durch Studium, Phantasie und Naturell vollkommen Herr seiner Rolle seyn, alle körperlichen Mittel müssen ihm zu Gebote stehen, und eine gewisse jugendliche Energie muß ihn unterstützen. Das Studium ist indessen nicht genügend ohne Einbildungskraft, und Studium und Einbildungskraft nicht hinreichend ohne Naturell. Die Frauen thun das Meiste durch Einbildungskraft und Temperament, wodurch denn die Wolff so vortrefflich war."

Wir unterhielten uns ferner über diesen Gegenstand, wobey die vorzüglichsten Schauspieler der Weimarischen Bühne zur Sprache kamen, und mancher einzelnen Rolle mit Anerkennung gedacht wurde.

Mir trat indeß der Faust wieder vor die Seele, und ich gedachte des Homunculus, und wie man diese

Figur auf der Bühne deutlich machen wolle. Wenn man auch das Persönchen selber nicht sähe, sagte ich, doch das Leuchtende in der Flasche müßte man sehen, und das Bedeutende was er zu sagen hat, müßte doch so vorgetragen werden, wie es von einem Kinde nicht geschehen kann.

„Wagner, sagte Goethe, darf die Flasche nicht aus den Händen lassen, und die Stimme müßte so kommen, als wenn sie aus der Flasche käme. Es wäre eine Rolle für einen Bauchredner, wie ich deren gehört habe, und der sich gewiß gut aus der Affaire ziehen würde."

So auch gedachten wir des großen Carnevals und inwiefern es möglich, es auf der Bühne zur Erscheinung zu bringen. Es wäre doch noch ein wenig mehr, sagte ich, wie der Markt von Neapel. „Es würde ein sehr großes Theater erfordern, sagte Goethe, und es ist fast nicht denkbar." Ich hoffe es noch zu erleben, war meine Antwort. Besonders freue ich mich auf den Elephanten, von der Klugheit gelenkt, die Victoria oben, und Furcht und Hoffnung in Ketten an den Seiten. Es ist doch eine Allegorie wie sie nicht leicht besser existiren möchte.

„Es wäre auf der Bühne nicht der erste Elephant, sagte Goethe. In Paris spielt einer eine völlige Rolle; er ist von einer Volkspartey und nimmt dem einen König die Krone ab und setzt sie dem andern auf, welches

freylich grandios seyn muß. Sodann, wenn am Schlusse des Stücks der Elephant herausgerufen wird, erscheint er ganz alleine, macht seine Verbeugung und geht wieder zurück. Sie sehen also, daß bey unserm Carneval auf den Elephanten zu rechnen wäre. Aber das Ganze ist viel zu groß und erfordert einen Regisseur wie es deren nicht leicht giebt."

Es ist aber so voller Glanz und Wirkung, sagte ich, daß eine Bühne es sich nicht leicht wird entgehen lassen. Und wie es sich aufbaut und immer bedeutender wird! Zuerst schöne Gärtnerinnen und Gärtner, die das Theater decoriren und zugleich eine Masse bilden, so daß es den immer bedeutender werdenden Erscheinungen nicht an Umgebung und Zuschauern mangelt. Dann, nach dem Elephanten, das Drachengespann aus dem Hintergrunde durch die Lüfte kommend, über den Köpfen hervor. Ferner die Erscheinung des großen Pan und wie zuletzt alles in scheinbarem Feuer steht und schließlich von herbeyziehenden feuchten Nebelwolken gedämpft und gelöscht wird! — Wenn das alles so zur Erscheinung käme wie Sie es gedacht haben, das Publicum müßte vor Erstaunen dasitzen und gestehen, daß es ihm an Geist und Sinnen fehle, den Reichthum solcher Erscheinungen würdig aufzunehmen.

„Geht nur, sagte Goethe, und laßt mir das Publicum, von dem ich nichts hören mag. Die Hauptsache ist, daß es geschrieben steht; mag nun die Welt damit

gebahren so gut sie kann, und es benutzen so weit sie es fähig ist."

Wir sprachen darauf über den Knabe Lenker.

„Daß in der Maske des Plutus der Faust steckt, und in der Maske des Geizes der Mephistopheles, werden Sie gemerkt haben. Wer aber ist der Knabe Lenker." — Ich zauderte und wußte nicht zu antworten. „Es ist der Euphorion!" sagte Goethe. — Wie kann aber dieser, fragte ich, schon hier im Carneval erscheinen, da er doch erst im dritten Act geboren wird? — „Der Euphorion, antwortete Goethe, ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personificirt, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist. Derselbige Geist, dem es später beliebt Euphorion zu seyn, erscheint jetzt als Knabe Lenker, und er ist darin den Gespenstern ähnlich, die überall gegenwärtig seyn und zu jeder Stunde hervortreten können."

Sonntag, den 27. December 1829.

Heute nach Tisch las Goethe mir die Scene vom Papiergelde.

„Sie erinnern sich, sagte er, daß bey der Reichs-

verſammlung das Ende vom Liede iſt, daß es an Geld fehlt, welches Mephiſtopheles zu verſchaffen verſpricht. Dieſer Gegenſtand geht durch die Maskerade fort, wo Mephiſtopheles es anzuſtellen weiß, daß der Kaiſer in der Maske des großen Pan ein Papier unterſchreibt, welches, dadurch zu Geldeswerth erhoben, tauſendmal vervielfältigt und verbreitet wird."

„In dieſer Scene nun wird die Angelegenheit vor dem Kaiſer zur Sprache gebracht, der noch nicht weiß was er gethan hat. Der Schatzmeiſter übergiebt die Banknoten und macht das Verhältniß deutlich. Der Kaiſer, anfänglich erzürnt, dann bey näherer Einſicht in den Gewinn hoch erfreut, macht mit der neuen Papier-Gabe ſeiner Umgebung reichliche Geſchenke, und läßt im Abgehen noch einige tauſend Kronen fallen, die der dicke Narr zuſammenrafft und ſogleich geht, um das Papier in Grundbeſitz zu verwandeln."

Indem Goethe die herrliche Scene las, freute ich mich über den glücklichen Griff, daß er das Papiergeld von Mephiſtopheles herleitet und dadurch ein Hauptintereſſe des Tages ſo bedeutend verknüpft und verewigt.

Kaum war die Scene geleſen und manches darüber hin und her geſprochen als Goethe's Sohn herunterkam und ſich zu uns an den Tiſch ſetzte. Er erzählte uns von Coopers letztem Roman, den er geleſen und den er in ſeiner anſchaulichen Art auf das Beſte referirte. Von unſerer geleſenen Scene verriethen wir nichts, aber er ſelbſt fing

ſehr bald an, viel über preußiſche Treſorſcheine zu reden und daß man ſie über den Werth bezahle. Während der junge Goethe ſo ſprach, blickte ich den Vater an mit einigem Lächeln, welches er erwiederte und wodurch wir uns zu verſtehen gaben, wie ſehr das Dargeſtellte an der Zeit ſey.

Mittwoch, den 30. December 1829.

Heute nach Tiſch las Goethe mir die fernere Scene.

„Nachdem ſie nun am Kaiſerlichen Hofe Geld haben, ſagte er, wollen ſie amüſirt ſeyn. Der Kaiſer wünſcht Paris und Helena zu ſehen, und zwar ſollen ſie durch Zauberkünſte in Perſon erſcheinen. Da aber Mephiſtopheles mit dem griechiſchen Alterthum nichts zu thun und über ſolche Figuren keine Gewalt hat, ſo bleibt dieſes Werk Fauſten zugeſchoben, dem es auch vollkommen gelingt. Was aber Fauſt unternehmen muß um die Erſcheinung möglich zu machen, iſt noch nicht ganz vollendet, und ich leſe es Ihnen das nächſte Mal. Die Erſcheinung von Paris und Helena ſelbſt aber ſollen Sie heute hören.“

Ich war glücklich im Vorgefühl des Kommenden und Goethe fing an zu leſen. In dem alten Ritter=

ſaale ſah ich Kaiſer und Hof einziehen, um das Schauſpiel zu ſehen. Der Vorhang hebt ſich und das Theater, ein griechiſcher Tempel, iſt mir vor Augen. Mephiſtopheles im Souffleurkaſten, der Aſtrolog auf der einen Seite des Proſceniums, Fauſt auf der andern mit dem Dreyfuß heraufſteigend. Er ſpricht die nöthige Formel aus und es erſcheint, aus dem Weihrauchdampf der Schale ſich entwickelnd, Paris. Indem der ſchöne Jüngling bey ätheriſcher Muſik ſich bewegt, wird er beſchrieben. Er ſetzt ſich, er lehnt ſich, den Arm über den Kopf gebogen, wie wir ihn auf alten Bildwerken dargeſtellt finden. Er iſt das Entzücken der Frauen, die die Reize ſeiner Jugendfülle ausſprechen; er iſt der Haß der Männer, in denen ſich Neid und Eiferſucht regt und die ihn herunterziehen wie ſie nur können. Paris entſchläft und es erſcheint Helena. Sie naht ſich dem Schlafenden, ſie drückt einen Kuß auf ſeine Lippen; ſie entfernt ſich von ihm und wendet ſich, nach ihm zurückzublicken. In dieſer Wendung erſcheint ſie beſonders reizend. Sie macht den Eindruck auf die Männer, wie Paris auf die Frauen. Die Männer zu Liebe und Lob entzündet, die Frauen zu Neid, Haß und Tadel. Fauſt ſelber iſt ganz Entzücken und vergißt, im Anblick der Schönheit die er hervorgerufen, Zeit, Ort und Verhältniß, ſo daß Mephiſtopheles jeden Augenblick nöthig findet, ihn zu erinnern, daß er ja ganz aus der Rolle falle. Neigung

und Einverſtändniß ſcheint zwiſchen Paris und Helena zuzunehmen, der Jüngling umfaßt ſie, um ſie zu entführen; Fauſt will ſie ihm entreißen, aber, indem er den Schlüſſel gegen ihn wendet, erfolgt eine heftige Exploſion, die Geiſter gehen in Dunſt auf und Fauſt liegt paralyſirt am Boden.

1830.

Digitized by Google

Sonntag, den 3. Januar 1830.

Goethe zeigte mir das engliſche Taſchenbuch Keepsake für 1830, mit ſehr ſchönen Kupfern und einigen höchſt intereſſanten Briefen von Lord Byron, die ich zum Nachtiſche las. Er ſelbſt hatte derweil die neueſte franzöſiſche Überſetzung ſeines Fauſt von Gérard zur Hand genommen, worin er blätterte und mitunter zu leſen ſchien.

„Es gehen mir wunderliche Gedanken durch den Kopf, ſagte er, wenn ich bedenke, daß dieſes Buch noch jetzt in einer Sprache gilt, in der vor funfzig Jahren Voltaire geherrſcht hat. Sie können ſich hiebey nicht denken was ich mir denke, und haben keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und ſeine großen Zeitgenoſſen in meiner Jugend hatten, und wie ſie die ganze ſittliche Welt beherrſchten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor was dieſe Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt, und was es mich gekoſtet, mich gegen ſie zu wehren und mich auf eigene

Füße in ein wahreres Verhältniß zur Natur zu ſtellen.“

Wir ſprachen über Voltaire Ferneres, und Goethe recitirte mir das Gedicht les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie ſehr er ſolche Sachen in ſeiner Jugend mußte ſtudirt und ſich angeeignet haben.

Die erwähnte Überſetzung von Gérard, obgleich größtentheils in Proſa, lobte Goethe als ſehr gelungen. „Im Deutſchen, ſagte er, mag ich den Fauſt nicht mehr leſen; aber in dieſer franzöſiſchen Überſetzung wirkt alles wieder durchaus friſch, neu und geiſtreich.“

„Der Fauſt, fuhr er fort, iſt doch ganz etwas Incommenſurabeles, und alle Verſuche, ihn dem Verſtand näher zu bringen, ſind vergeblich. Auch muß man bedenken, daß der erſte Theil aus einem etwas dunkelen Zuſtand des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieſes Dunkel reizt die Menſchen, und ſie mühen ſich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen.“

Sonntag, den 10. Januar 1830.

Heute zum Nachtiſch bereitete Goethe mir einen hohen Genuß, indem er mir die Scene vorlas, wo Fauſt zu den Müttern geht.

Das Neue, Ungeahndete des Gegenſtandes, ſo

wie die Art und Weiſe, wie Goethe mir die Scene vortrug, ergriff mich wunderſam, ſo daß ich mich ganz in die Lage von Fauſt verſetzt fühlte, den bey der Mittheilung des Mephiſtopheles gleichfalls ein Schauer überläuft.

Ich hatte das Dargeſtellte wohl gehört und wohl empfunden, aber es blieb mir ſo vieles räthſelhaft, daß ich mich gedrungen fühlte, Goethe um einigen Aufſchluß zu bitten. Er aber, in ſeiner gewöhnlichen Art, hüllte ſich in Geheimniſſe, indem er mich mit großen Augen anblickte und mir die Worte wiederholte:

Die Mütter! Mütter! 's klingt ſo wunderlich! —

„Ich kann Ihnen weiter nichts verrathen, ſagte er darauf, als daß ich beym Plutarch gefunden, daß im griechiſchen Alterthume von Müttern, als Gottheiten, die Rede geweſen. Dieß iſt alles was ich der Überlieferung verdanke, das Übrige iſt meine eigene Erfindung. Ich gebe Ihnen das Manuſcript mit nach Hauſe, ſtudiren Sie alles wohl und ſehen Sie zu wie Sie zurecht kommen."

Ich war darauf glücklich bey wiederholter ruhiger Betrachtung dieſer merkwürdigen Scene, und entwickelte mir über der Mütter eigentliches Weſen und Wirken, über ihre Umgebung und Aufenthalt, die nachfolgende Anſicht.

Könnte man ſich den ungeheuren Weltkörper unſerer Erde im Innern als leeren Raum denken, ſo daß man

hunderte von Meilen in einer Richtung darin fortzuſtreben vermöchte, ohne auf etwas Körperliches zu ſtoßen, ſo wäre dieſes der Aufenthalt jener unbekannten Göttinnen, zu denen Fauſt hinabgeht. Sie leben gleichſam außer allem Ort, denn es iſt nichts Feſtes das ſie in einiger Nähe umgiebt; auch leben ſie außer aller Zeit, denn es leuchtet ihnen kein Geſtirn, welches auf- oder unterginge und den Wechſel von Tag und Nacht andeutete.

So, in ewiger Dämmerung und Einſamkeit beharrend, ſind die Mütter ſchaffende Weſen, ſie ſind das ſchaffende und erhaltende Prinzip, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Geſtalt und Leben hat. Was zu athmen aufhört, geht als geiſtige Natur zu ihnen zurück, und ſie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Daſeyn zu treten. Alle Seelen und Formen von dem was einſt war und künftig ſeyn wird, ſchweift in dem endloſen Raum ihres Aufenthaltes wolkenartig hin und her; es umgiebt die Mütter, und der Magier muß alſo in ihr Reich gehen, wenn er durch die Macht ſeiner Kunſt über die Form eines Weſens Gewalt haben, und ein früheres Geſchöpf zu einem Scheinleben hervorrufen will.

Die ewige Metamorphoſe des irdiſchen Daſeyns, des Entſtehens und Wachſens, des Zerſtörens und Wiederbildens, iſt alſo der Mütter nie aufhörende Beſchäftigung. Und wie nun bey allem, was auf der Erde

durch Fortzeugung ein neues Leben erhält, das Weibliche hauptsächlich wirksam ist, so mögen jene schaffenden Gottheiten mit Recht weiblich gedacht, und es mag der ehrwürdige Name Mütter ihnen nicht ohne Grund beygelegt werden.

Freylich ist dieses alles nur eine poetische Schöpfung; allein der beschränkte Mensch vermag nicht viel weiter zu dringen, und er ist zufrieden etwas zu finden, wobey er sich beruhigen möchte. Wir sehen auf Erden Erscheinungen und empfinden Wirkungen, von denen wir nicht wissen woher sie kommen und wohin sie gehen. Wir schließen auf einen geistigen Urquell, auf ein Göttliches, wofür wir keine Begriffe und keinen Ausdruck haben, und welches wir zu uns herabziehen und anthropomorphisiren müssen, um unsere dunkelen Ahndungen einigermaßen zu verkörpern und faßlich zu machen.

So sind alle Mythen entstanden, die von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Völkern fortlebten, und ebenso diese neue von Goethe, die wenigstens den Schein einiger Naturwahrheit hat, und die wohl den besten gleichzustellen seyn dürfte, die je gedacht worden.

Sonntag, den 24. Januar 1830.

„Ich habe dieſer Tage einen Brief von unſerm berühmten Salzbohrer in Stotternheim erhalten, ſagte Goethe, der einen merkwürdigen Eingang hat und wovon ich Ihnen erzählen muß.“

„Ich habe eine Erfahrung gemacht, ſchreibt er, die mir nicht verloren ſeyn ſoll.“ Was aber folgt auf ſolchen Eingang? Es handelt ſich um nichts Geringeres, als den Verluſt von wenigſtens Tauſend Thalern. Den Schacht, wo es durch weicheren Boden und Geſtein zwölfhundert Fuß tief zum Steinſalz hinabgeht, hat er unvorſichtiger Weiſe an den Seiten nicht unterſtützt; der weichere Boden hat ſich abgelöſt und die Grube unten ſo verſchlämmt, daß es jetzt einer höchſt koſtſpieligen Operation bedarf, um den Schlamm herauszubringen. Er wird ſodann, die zwölfhundert Fuß hinunter, metallene Röhren einſetzen, um für die Folge vor einem ähnlichen Unglück ſicher zu ſeyn. Er hätte es gleich thun ſollen, und er hätte es auch ſicher gleich gethan, wenn ſolche Leute nicht eine Verwegenheit beſäßen, wovon man keinen Begriff hat, die aber dazu gehört, um eine ſolche Unternehmung zu wagen. Er iſt aber durchaus ruhig bey dem Unfall und ſchreibt ganz getroſt: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren ſeyn ſoll.“ Das nenne ich doch noch einen Menſchen an dem man Freude hat, und der, ohne

zu klagen, gleich wieder thätig ist und immer auf den Füßen steht. Was sagen Sie dazu, ist es nicht artig?"

Es erinnert mich an Sterne, antwortete ich, welcher beklagt, sein Leiden nicht wie ein vernünftiger Mann benutzt zu haben. „Es ist etwas Ähnliches," sagte Goethe.

Auch muß ich an Behrisch denken, fuhr ich fort, wie er Sie belehrt was Erfahrung sey, welches Capitel ich gerade dieser Tage zu abermaliger Erbauung gelesen: „Erfahrung aber ist, daß man erfahrend erfährt, was erfahren zu haben, man nicht gerne erfahren haben möchte." „Ja, sagte Goethe lachend, das sind die alten Späße, womit wir so schändlich unsere Zeit verdarben!" Behrisch, fuhr ich fort, scheint ein Mensch gewesen zu seyn voller Anmuth und Zierlichkeit. Wie artig ist der Spaß im Weinkeller, wo er Abends den jungen Menschen verhindern will zu seinem Liebchen zu gehen, und dieses auf die heiterste Weise vollbringt, indem er seinen Degen umschnallet, bald so und bald so, so daß er Alle zum Lachen bringt, und den jungen Menschen die Stunde des Rendezvous darüber vergessen macht. „Ja, sagte Goethe, es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie denn Behrisch überall für das Theater ein guter Character war."

Wir wiederholten darauf gesprächsweise alle die Wunderlichkeiten, die von Behrisch in Goethe's Leben

erzählt werden. Seine graue Kleidung, wo Seide, Sammt und Wolle gegen einander eine abſtechende Schattirung gemacht, und wie er darauf ſtudirt habe, immer noch ein neues Grau auf ſeinen Körper zu bringen. Dann wie er die Gedichte geſchrieben, den Setzer nachgeäfft und den Anſtand und die Würde des Schreibenden hervorgehoben. Auch wie es ſein Lieblings-Zeitvertreib geweſen, im Fenſter zu liegen, die Vorbeygehenden zu muſtern und ihren Anzug in Gedanken ſo zu verändern, daß es höchſt lächerlich geweſen ſeyn würde, wenn die Leute ſich ſo gekleidet hätten. „Und dann ſein gewöhnlicher Spaß mit dem Poſtboten, ſagte Goethe, wie gefällt Ihnen der, iſt der nicht auch luſtig?“ Der iſt mir unbekannt, ſagte ich, es ſteht davon nichts in Ihrem Leben. „Wunderlich! ſagte Goethe, ſo will ich es Ihnen denn erzählen.“

„Wenn wir zuſammen im Fenſter lagen, und Behriſch in der Straße den Briefträger kommen ſah, wie er von einem Hauſe ins andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groſchen aus der Taſche und legte ihn bey ſich ins Fenſter. Siehſt Du den Briefträger? ſagte er dann zu mir gewendet, er kommt immer näher und wird gleich hier oben ſeyn, das ſehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief, keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechſel, — mit einem Wechſel! ich will nicht ſagen wie ſtark. — Siehſt Du, jetzt kommt er herein. Nein! — Aber er

wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein mein Freund! hier herein! — Er geht vorbey? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer nur so dumm seyn und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechsel nicht bringt, den er für Dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke." So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche und wir hatten etwas zu lachen."

Ich freute mich dieses Scherzes, der den übrigen vollkommen gleich sah. Ich fragte Goethe, ob er Behrisch später nie wieder gesehen.

„Ich habe ihn wieder gesehen, sagte Goethe, und zwar bald nach meiner Ankunft in Weimar, ungefähr im Jahre 1776, wo ich mit dem Herzog eine Reise nach Dessau machte, wohin Behrisch von Leipzig aus als Erzieher des Erbprinzen berufen war. Ich fand ihn noch ganz wie sonst, als feinen Hofmann und vom besten Humor."

Was sagte er dazu, fragte ich, daß Sie in der Zwischenzeit so berühmt geworden?

„Hab' ich es Dir nicht gesagt? war sein Erstes, war es nicht gescheidt, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast bis Du etwas

ganz Gutes machteſt? Freylich, ſchlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn ſonſt hätte ich ſie nicht geſchrieben. Aber wären wir zuſammen geblieben, ſo hätteſt Du auch die andern nicht ſollen drucken laſſen; ich hätte ſie Dir auch geſchrieben und es wäre eben ſo gut geweſen." Sie ſehen, er war noch ganz der Alte. Er war bey Hof ſehr gelitten, ich ſah ihn immer an der fürſtlichen Tafel."

„Zuletzt habe ich ihn im Jahre 1801 geſehen, wo er ſchon alt war, aber immer noch in der beſten Laune. Er bewohnte einige ſehr ſchöne Zimmer im Schloß, deren eines er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine beſondere Liebhaberey trieb. Nun hatten aber die Botaniker unter den Geranien einige Unterſcheidungen und Abtheilungen gemacht, und einer gewiſſen Sorte den Namen Pelargonien beygelegt. Darüber konnte ſich nun der alte Herr nicht zufrieden geben und er ſchimpfte auf die Botaniker. „Die dummen Kerle! ſagte er; ich denke ich habe das ganze Zimmer voll Geranien und nun kommen ſie und ſagen es ſeyen Pelargonien. Was thu ich aber damit wenn es keine Geranien ſind, und was ſoll ich mit Pelargonien!" So ging es nun halbe Stunden lang fort und Sie ſehen, er war ſich vollkommen gleich geblieben."

Wir ſprachen ſodann über die claſſiſche Walpurgisnacht, deren Anfang Goethe mir vor einigen Tagen ge-

leſen. „Der mythologiſchen Figuren, die ſich hiebey zudrängen, ſagte er, ſind eine Unzahl; aber ich hüte mich und nehme bloß ſolche, die bildlich den gehörigen Eindruck machen. Fauſt iſt jetzt mit dem Chiron zuſammen und ich hoffe die Scene ſoll mir gelingen. Wenn ich mich fleißig dazu halte, kann ich in ein paar Monaten mit der Walpurgisnacht fertig ſeyn. Es ſoll mich nun aber auch nichts wieder vom Fauſt abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte ihn zu vollenden! Und möglich iſt es; — der fünfte Act iſt ſo gut wie fertig, und der vierte wird ſich ſodann wie von ſelber machen.“

Goethe ſprach darauf über ſeine Geſundheit, und pries ſich glücklich, ſich fortwährend vollkommen wohl zu befinden. „Daß ich mich jetzt ſo gut halte, ſagte er, verdanke ich Vogel; ohne ihn wäre ich längſt abgefahren. Vogel iſt zum Arzt wie geboren, und überhaupt einer der genialſten Menſchen, die mir je vorgekommen ſind. Doch wir wollen nicht ſagen wie gut er iſt, damit er uns nicht genommen werde.“

Sonntag, den 31. Januar 1830.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Milton. „Ich habe vor nicht langer Zeit ſeinen Simſon

geleſen, ſagte Goethe, der ſo im Sinne der Alten iſt, wie kein anderes Stück irgend eines neueren Dichters. Er iſt ſehr groß; und ſeine eigene Blindheit iſt ihm zu Statten gekommen, um den Zuſtand Simſons mit ſolcher Wahrheit darzuſtellen. Milton war in der That ein Poet und man muß vor ihm allen Reſpect haben."

Es kommen verſchiedene Zeitungen, und wir ſehen in den Berliner Theaternachrichten, daß man Seeungeheuer und Wallfiſche auf dortige Bühne gebracht.

Goethe lieſt in der franzöſiſchen Zeitſchrift, le Temps, einen Artikel über die enorme Beſoldung der engliſchen Geiſtlichkeit, die mehr beträgt, als die in der ganzen übrigen Chriſtenheit zuſammen. „Man hat behauptet, ſagte Goethe, die Welt werde durch Zahlen regiert; das aber weiß ich, daß die Zahlen uns belehren ob ſie gut oder ſchlecht regiert werde."

Mittwoch, den 3. Februar 1830.

Bey Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen über Mozart. „Ich habe ihn als ſiebenjährigen Knaben geſehen, ſagte Goethe, wo er auf einer Durchreiſe ein Concert gab. Ich ſelber war etwa vierzehn Jahr alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in ſeiner Friſur und Degen noch ganz deutlich." Ich machte große Augen,

und es war mir ein halbes Wunder zu hören, daß Goethe alt genug ſey, um Mozart als Kind geſehen zu haben.

Sonntag, den 7. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Mancherley Geſpräche über Fürſt Primas; daß er ihn an der Tafel der Kaiſerin von Öſtreich durch eine geſchickte Wendung zu vertheidigen gewagt. Des Fürſten Unzulänglichkeit in der Philoſophie, ſein dilettantiſcher Trieb zur Malerey, ohne Geſchmack. Bild, der Miß Gore geſchenkt. Seine Gutherzigkeit und Weichheit, Alles wegzugeben, ſo daß er zuletzt in Armuth dageſtanden.

Geſpräche über den Begriff des Desobligeanten.

Nach Tiſch ſtellt ſich der junge Goethe, mit Walter und Wolf, in ſeinem Maskenanzuge als Klingsohr dar und fährt an Hof.

Mittwoch, den 10. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er ſprach mit wahrer Anerkennung über das Feſtgedicht Riemers zur Feyer des 2. Februar. „Überall, fügte Goethe hinzu, was Riemer

macht, kann ſich vor Meiſter und Geſellen ſehen laſſen."

Wir ſprachen ſodann über die claſſiſche Walpurgisnacht, und daß er dabey auf Dinge komme, die ihn ſelber überraſchen. Auch gehe der Gegenſtand mehr auseinander als er gedacht.

„Ich habe jetzt etwas über die Hälfte, ſagte er, aber ich will mich dazu halten und hoffe bis Oſtern fertig zu ſeyn. Sie ſollen früher nichts weiter davon ſehen, aber ſobald es fertig iſt, gebe ich es Ihnen mit nach Hauſe, damit Sie es in der Stille prüfen. Wenn Sie nun den 38ſten und 39ſten Band zuſammenſtellten, ſo daß wir Oſtern die letzte Lieferung abſenden könnten, ſo wäre es hübſch und wir hätten den Sommer zu etwas Großem frey. Ich würde im Fauſt bleiben und den vierten Act zu überwinden ſuchen." Ich freute mich dazu und verſprach ihm meinerſeits jeden Beyſtand.

Goethe ſchickte darauf ſeinen Bedienten, um ſich nach der Großherzogin Mutter zu erkundigen, die ſehr krank geworden und deren Zuſtand ihm bedenklich ſchien.

„Sie hätte den Maskenzug nicht ſehen ſollen, ſagte er; aber fürſtliche Perſonen ſind gewohnt ihren Willen zu haben, und ſo iſt denn alles Proteſtiren des Hofes und der Ärzte vergeblich geweſen. Dieſelbige Willenskraft, mit der ſie Napoleon widerſtand, ſetzt ſie auch ihrer körperlichen Schwäche entgegen; und ſo ſehe ich

es schon kommen: sie wird hingehen, wie der Großherzog, in voller Kraft und Herrschaft des Geistes, wenn der Körper schon aufgehört haben wird zu gehorchen."

Goethe schien sichtbar betrübt und war eine Weile stille. Bald aber sprachen wir wieder über heitere Dinge, und er erzählte mir von einem Buch, zur Rechtfertigung von Hudson Lowe geschrieben.

„Es sind darin Züge der kostbarsten Art, sagte er, die nur von unmittelbaren Augenzeugen herrühren können. Sie wissen, Napoleon trug gewöhnlich eine dunkelgrüne Uniform. Von vielem Tragen und Sonne war sie zuletzt völlig unscheinbar geworden, so daß die Nothwendigkeit gefühlt wurde, sie durch eine andere zu ersetzen. Er wünschte dieselbe dunkelgrüne Farbe, allein auf der Insel waren keine Vorräthe dieser Art; es fand sich zwar ein grünes Tuch, allein die Farbe war unrein und fiel ins Gelbliche. Eine solche Farbe auf seinen Leib zu nehmen, war nun dem Herrn der Welt unmöglich, und es blieb ihm nichts übrig, als seine alte Uniform wenden zu lassen und sie so zu tragen." —

„Was sagen Sie dazu? Ist es nicht ein vollkommen tragischer Zug? Ist es nicht rührend, den Herrn der Könige zuletzt soweit reducirt zu sehen, daß er eine gewendete Uniform tragen muß? Und doch, wenn man bedenkt, daß ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füßen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer

noch ſehr milde; es iſt eine Nemeſis, die nicht umhin kann, in Erwägung der Größe des Helden, immer noch ein wenig galant zu ſeyn. Napoleon giebt uns ein Beyſpiel, wie gefährlich es ſey, ſich ins Abſolute zu erheben und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."

Wir ſprachen noch manches dahin Bezügliche, und ich ging darauf ins Theater um den Stern von Sevilla zu ſehen.

Sonntag, den 14. Februar 1830.

Dieſen Mittag auf meinem Wege zu Goethe, der mich zu Tiſch eingeladen hatte, traf mich die Nachricht von dem ſo eben erfolgten Tode der Großherzogin Mutter. Wie wird das bey ſeinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erſter Gedanke, und ſo betrat ich mit einiger Apprehenſion das Haus. Die Dienerſchaft ſagte mir, daß ſeine Schwiegertochter ſo eben zu ihm gegangen ſey, um ihm die betrübende Botſchaft mitzutheilen. Seit länger als funfzig Jahren, ſagte ich mir, iſt er dieſer Fürſtin verbunden geweſen, er hat ihrer beſonderen Huld und Gnade ſich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit ſolchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer; allein ich war nicht wenig überraſcht, ihn vollkommen heiter und kräf-

tig mit ſeiner Schwiegertochter und ſeinen Enkeln am Tiſch ſitzen und ſeine Suppe eſſen zu ſehen, als ob eben nichts paſſirt wäre. Wir ſprachen ganz heiter fort über gleichgültige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau v. Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todes-Glocken ſein Inneres nicht berühren und erſchüttern möchten; denn wir dachten er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es ſtand in ſeinem Innern gänzlich anders. Er ſaß vor uns, gleich einem Weſen höherer Art, von irdiſchen Leiden unberührbar. Hofrath Vogel ließ ſich melden; er ſetzte ſich zu uns und erzählte die einzelnen Umſtände von dem Hinſcheiden der hohen Verewigten, welches Goethe in ſeiner bisherigen vollkommenſten Ruhe und Faſſung aufnahm. Vogel ging wieder und wir ſetzten unſer Mittagseſſen und Geſpräche fort. Auch vom Chaos war viel die Rede, und Goethe pries die Betrachtungen über das Spiel, in der letzten Nummer, als ganz vorzüglich. Als Frau v. Goethe mit ihren Söhnen hinaufgegangen war blieb ich mit Goethe allein. Er erzählte mir von ſeiner claſſiſchen Walpurgisnacht, daß er damit jeden Tag weiter komme, und daß ihm wunderbare Dinge über die Erwartung gelängen. Dann zeigte er mir einen Brief des Königs von Bayern, den er heute erhalten und den ich mit großem Intereſſe las. Die edle treue Geſinnung des Königs ſprach ſich in jeder Zeile aus, und

Goethen ſchien es beſonders wohl zu thun, daß der König gegen ihn ſich fortwährend ſo gleich bleibe. Hofrath Soret ließ ſich melden und ſetzte ſich zu uns. Er kam mit beruhigenden Troſtesworten der Kaiſerlichen Hoheit an Goethe, die dazu beytrugen, deſſen heitergefaßte Stimmung noch zu erhöhen. Goethe ſetzt ſeine Geſpräche fort; er erwähnt die berühmte Ninon de Lenclos, die in ihrem ſechzehnten Jahre bey großer Schönheit dem Tode nahe geweſen, und die Umſtehenden in völliger Faſſung mit den Worten getröſtet habe: Was iſt's denn weiter? laſſe ich doch lauter Sterbliche zurück! — Übrigens habe ſie fortgelebt und ſey neunzig Jahr alt geworden, nachdem ſie bis in ihr achtzigſtes hunderte von Liebhabern beglückt und zur Verzweiflung gebracht.

Goethe ſpricht darauf über Gozzi und deſſen Theater zu Venedig, wobey die improviſirenden Schauſpieler bloß die Sujets erhielten. Gozzi habe die Meinung gehabt, es gebe nur ſechs und dreyßig tragiſche Situationen; Schiller habe geglaubt, es gebe mehr, allein es ſey ihm nicht einmal gelungen, nur ſo viele zu finden.

Sodann manches Intereſſante über Grimm, deſſen Geiſt und Character und ſehr geringes Vertrauen zum Papiergelde.

Mittwoch, den 17. Februar 1830.

Wir ſprachen über das Theater, und zwar über die Farben der Decorationen und Anzüge. Das Reſultat war folgendes.

Im Allgemeinen ſollen die Decorationen einen für jede Farbe der Anzüge des Vordergrundes günſtigen Ton haben, wie die Decorationen von Beuther, welche mehr oder weniger ins Bräunliche fallen und die Farben der Gewänder in aller Friſche herausſetzen. Iſt aber der Decorationsmaler von einem ſo günſtigen unbeſtimmten Tone abzuweichen genöthigt, und iſt er in dem Fall, etwa ein rothes oder gelbes Zimmer, ein weißes Zelt, oder einen grünen Garten darzuſtellen, ſo ſollen die Schauſpieler klug ſeyn und in ihren Anzügen dergleichen Farben vermeiden. Tritt ein Schauſpieler mit einer rothen Uniform und grünen Beinkleidern in ein rothes Zimmer, ſo verſchwindet der Oberkörper und man ſieht bloß die Beine; tritt er mit demſelbigen Anzuge in einen grünen Garten, ſo verſchwinden ſeine Beine und ſein Oberkörper geht auffallend hervor. So ſah ich einen Schauſpieler mit weißer Uniform und ganz dunkelen Beinkleidern, deſſen Oberkörper, in einem weißen Zelt, und deſſen Beine, auf einem dunkelen Hintergrund, gänzlich verſchwanden.

„Und ſelbſt, fügte Goethe hinzu, wenn der Decorationsmaler in dem Fall wäre, ein rothes oder gelbes Zimmer, oder einen grünen Garten oder Wald zu ma-

chen, ſo ſollen dieſe Farben immer etwas ſchwach und duftig gehalten werden, damit jeder Anzug im Vordergrunde ſich ablöſe und die gehörige Wirkung thue."

Wir ſprechen über die Ilias, und Goethe macht mich auf das ſchöne Motiv aufmerkſam, daß der Achill eine Zeitlang in Unthätigkeit verſetzt werde, damit die übrigen Helden zum Vorſchein kommen und ſich entwickeln mögen.

Von ſeinen Wahlverwandtſchaften ſagt er, daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich ſo, wie er erlebt worden. Daſſelbe von der Geſchichte in Seſenheim.

Nach Tiſch ein Portefeuille der niederländiſchen Schule durchgeſehen. Ein Hafenſtück, wo Männer auf der einen Seite friſches Waſſer einnehmen und auf der andern Würfel auf einer Tonne ſpielen, gab Anlaß zu ſchönen Betrachtungen, wie das Reale vermieden, um der Wirkung der Kunſt nicht zu ſchaden. Der Deckel der Tonne hat das Hauptlicht; die Würfel ſind geworfen, wie man an den Geberden der Männer ſieht, aber ſie ſind auf der Fläche des Deckels nicht gezeichnet, weil ſie das Licht unterbrochen und alſo nachtheilig gewirkt haben würden.

Sodann die Studien von Ruysdael zu ſeinem Kirchhof betrachtet, woraus man ſah, welche Mühe ſich ein ſolcher Meiſter gegeben.

Sonntag, den 21. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er zeigt mir die Luftpflanze die ich mit großem Intereſſe betrachte. Ich bemerke darin ein Beſtreben, ihre Exiſtenz ſo lange wie möglich fortzuſetzen, ehe ſie einem folgenden Individuum erlaubt, ſich zu manifeſtiren.

„Ich habe mir vorgenommen, ſagte Goethe darauf, in vier Wochen ſo wenig den Temps als Globe zu leſen. Die Sachen ſtehen ſo, daß ſich innerhalb dieſer Periode etwas ereignen muß, und ſo will ich die Zeit erwarten, bis mir von Außen eine ſolche Nachricht kommt. Meine claſſiſche Walpurgisnacht wird dabey gewinnen, und ohnehin ſind Jenes Intereſſen wovon man nichts hat, welches in manchen Fällen nicht genug bedacht wird.“

Er giebt mir ſodann einen Brief von Boiſſerée aus München, der ihm Freude gemacht und den ich gleichfalls mit hohem Vergnügen leſe. Boiſſerée ſpricht beſonders über den zweyten Aufenthalt in Rom, ſo wie über einige Punkte des letzten Heftes von Kunſt und Alterthum. Er urtheilt über dieſe Dinge ſo wohlwollend als gründlich, und wir finden Veranlaſſung, über die ſeltene Bildung und Thätigkeit dieſes bedeutenden Mannes viel zu reden.

Goethe erzählt mir darauf von einem neuen Bilde von Cornelius, als ſehr brav durchdacht und ausge-

führt, und es kommt zur Sprache, daß die Gelegenheit zur guten Färbung eines Bildes in der Compoſition liege.

Später, auf einem Spaziergange, kommt mir die Luftpflanze wieder vor die Seele, und ich habe den Gedanken, daß ein Weſen ſeine Exiſtenz fortſetzt ſo lange es geht, dann aber ſich zuſammennimmt, um wieder ſeines Gleichen hervorzubringen. Es erinnert mich dieſes Naturgeſetz an jene Legende, wo wir uns die Gottheit im Urbeginn der Dinge alleine denken, ſodann aber den Sohn erſchaffend, welcher ihr gleich iſt. So auch haben gute Meiſter nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich gute Schüler zu bilden, in denen ſie ihre Grundſätze und Thätigkeiten fortgeſetzt ſehen. Nicht weniger iſt jedes Werk eines Künſtlers, oder Dichters, als ſeines Gleichen zu betrachten, und in demſelbigen Grade, wie ein ſolches Werk vortrefflich iſt, wird der Künſtler oder Dichter vortrefflich geweſen ſeyn, da er es machte. Ein treffliches Werk eines Andern ſoll daher niemals Neid in mir erregen, indem es mich auf einen vortrefflichen Menſchen zurückſchließen läßt, der es zu machen werth war.

Mittwoch, den 24. Februar 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Wir ſprechen über den Homer. Ich bemerke, daß ſich die Einwirkung der Götter unmittelbar ans Reale anſchließe. — „Es iſt unendlich zart und menſchlich, ſagte Goethe, und ich danke Gott, daß wir aus den Zeiten heraus ſind, wo die Franzoſen dieſe Einwirkung der Götter Maſchinerie nannten. Aber freylich! ſo ungeheure Verdienſte nachzuempfinden, bedurfte einiger Zeit, denn es erforderte eine gänzliche Umwandlung ihrer Cultur.“

Goethe ſagte mir ſodann, daß er in die Erſcheinung der Helena noch einen Zug hineingebracht, um ihre Schönheit zu erhöhen, welches durch eine Bemerkung von mir veranlaßt worden, und meinem Gefühl zur Ehre gereiche.

Nach Tiſch zeigte Goethe mir den Umriß eines Bildes von Cornelius: den Orpheus vor Pluto's Throne darſtellend, um die Eurydice zu befreyen. Das Bild erſchien uns wohl überlegt und das Einzelne vortrefflich gemacht, doch wollte es nicht recht befriedigen und dem Gemüth kein rechtes Behagen geben. Vielleicht, dachten wir, bringt die Färbung eine größere Harmonie hinein; vielleicht auch wäre der folgende Moment günſtiger geweſen, wo Orpheus über das Herz des Pluto bereits geſiegt hat und ihm die Eurydice zurückgegeben wird. Die Situation hätte ſodann nicht mehr

das Geſpannte, Erwartungsvolle, vielmehr würde ſie vollkommene Befriedigung gewähren.

Montag, den 1. März 1830.

Bey Goethe zu Tiſch mit Hofrath Voigt aus Jena. Die Unterhaltung geht um lauter naturhiſtoriſche Gegenſtände, wobey Hofrath Voigt die vielſeitigſten Kenntniſſe entwickelt. Goethe erzählt, daß er einen Brief erhalten, mit der Einwendung, daß die Cotyledonen keine Blätter ſeyen, und zwar, weil ſie kein Auge hinter ſich hätten. Wir überzeugen uns aber an verſchiedenen Pflanzen, daß die Cotyledonen allerdings Augen hinter ſich haben, ſo gut wie jedes folgende Blatt. Voigt ſagt, daß das Aperçu von der Metamorphoſe der Pflanze eine der fruchtbarſten Entdeckungen ſey, welche die neuere Zeit im Fache der Naturforſchung erfahren.

Wir reden über Sammlungen ausgeſtopfter Vögel, wobey Goethe erzählt, daß ein Engländer mehrere Hunderte lebendiger Vögel in großen Behältern gefüttert habe. Von dieſen ſeyen einige geſtorben und er habe ſie ausſtopfen laſſen. Dieſe ausgeſtopften hätten ihm nun ſo gefallen, daß ihm der Gedanke gekommen: ob es nicht beſſer ſey, ſie alle todtſchlagen und ausſtopfen

zu laſſen, welchen Gedanken er denn auch alſobald ausgeführt habe.

Hofrath Voigt erzählt, daß er im Begriff ſey Cuviers Naturgeſchichte, in fünf Bänden, zu überſetzen und mit Ergänzungen und Erweiterungen herauszugeben.

Nach Tiſche, als Voigt gegangen war, zeigt Goethe mir das Manuſcript ſeiner Walpurgisnacht, und ich bin erſtaunt über die Stärke, zu der es in den wenigen Wochen herangewachſen.

Mittwoch, den 3. März 1830.

Mit Goethe vor Tiſch ſpazieren gefahren. Er ſpricht günſtig über mein Gedicht in Bezug auf den König von Bayern, indem er bemerkt, daß Lord Byron vortheilhaft auf mich gewirkt. Mir fehle jedoch noch dasjenige was man Convenienz heiße, worin Voltaire ſo groß geweſen. Dieſen wolle er mir zum Muſter vorſchlagen.

Darauf bey Tiſch reden wir viel über Wieland, beſonders über den Oberon, und Goethe iſt der Meinung, daß das Fundament ſchwach ſey, und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden. Daß zur Herbeyſchaffung der Barthaare und Backen-

zähne ein Geiſt benutzt werde, ſey gar nicht wohl erfunden, beſonders weil der Held ſich dabey ganz unthätig verhalte. Die anmuthige, ſinnliche und geiſtreiche Ausführung des großen Dichters aber mache das Buch dem Leſer ſo angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke und darüber hinausleſe.

Wir reden fort über viele Dinge und ſo kommen wir auch wieder auf die Entelechie. „Die Hartnäckigkeit des Individuums und daß der Menſch abſchüttelt was ihm nicht gemäß iſt, ſagte Goethe, iſt mir ein Beweis daß ſo etwas exiſtire.“ Ich hatte ſeit einigen Minuten daſſelbige gedacht und ſagen wollen, und ſo war es mir doppelt lieb, daß Goethe es ausſprach. „Leibnitz, fuhr er fort, hat ähnliche Gedanken über ſolche ſelbſtſtändige Weſen gehabt, und zwar, was wir mit dem Ausdruck Entelechie bezeichnen, nannte er Monaden.“

Ich nahm mir vor das Weitere darüber in Leibnitz an Ort und Stelle nachzuleſen.

Sonntag, den 7. März 1830.

Um zwölf Uhr zu Goethe, den ich heute beſonders friſch und kräftig fand. Er eröffnete mir, daß er ſeine claſſiſche Walpurgisnacht habe zurücklegen müſſen, um

die letzte Lieferung fertig zu machen. „Hiebey aber, ſagte er, bin ich klug geweſen, daß ich aufgehört habe, wo ich noch in gutem Zuge war, und noch viel bereits Erfundenes zu ſagen hatte. Auf dieſe Weiſe läßt ſich viel leichter wieder anknüpfen, als wenn ich ſo lange fortgeſchrieben hätte bis es ſtockte.“ Ich merkte mir dieſes als eine gute Lehre.

Es war die Abſicht geweſen, vor Tiſch eine Spazierfahrt zu machen; allein wir fanden es beyderſeits ſo angenehm im Zimmer, daß die Pferde abbeſtellt wurden.

Unterdeſſen hatte der Bediente Friedrich eine große von Paris angekommene Kiſte ausgepackt. Es war eine Sendung vom Bildhauer David, in Gips abgegoſſene Portraits, Basreliefs, von ſieben und funfzig berühmten Perſonen. Friedrich trug die Abgüſſe in verſchiedenen Schiebläden herein, und es gab große Unterhaltung, alle die intereſſanten Perſönlichkeiten zu betrachten. Beſonders erwartungsvoll war ich auf Mérimée; der Kopf erſchien ſo kräftig und verwegen, wie ſein Talent, und Goethe bemerkte, daß er etwas Humoriſtiſches habe. Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, zeigten ſich als reine, freye, heitere Köpfe. Auch erfreuten uns die Portraits der Demoiſelle Gay, der Madame Taſtú und anderer junger Schriftſtellerinnen. Das kräftige Bild von Fabvier erinnerte an Menſchen früherer Jahrhunderte, und wir hatten Genuß, es wiederholt zu betrachten. So gingen

wir von einer bedeutenden Perſon zur andern, und Goethe konnte nicht umhin wiederholt zu äußern, daß er durch dieſe Sendung von David einen Schatz beſitze, wofür er dem trefflichen Künſtler nicht genug danken könne. Er werde nicht unterlaſſen, dieſe Sammlung Durchreiſenden vorzuzeigen und ſich mündlich über einzelne ihm noch unbekannte Perſonen unterrichten zu laſſen.

Auch Bücher waren in der Kiſte verpackt geweſen, die er in die vorderen Zimmer tragen ließ, wohin wir folgten und uns zu Tiſch ſetzten. Wir waren heiter und ſprachen von Arbeiten und Vorſätzen hin und her. „Es iſt nicht gut daß der Menſch alleine ſey, ſagte Goethe, und beſonders nicht daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Theilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen ſoll. Ich verdanke Schillern die Achilleïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es ſich zurechnen, wenn ich den zweyten Theil des Fauſt zu Stande bringe. Ich habe es Ihnen ſchon oft geſagt, aber ich muß es wiederholen, damit Sie es wiſſen.“ Ich freute mich dieſer Worte, im Gefühl daß daran viel Wahres ſeyn möge.

Beym Nachtiſch öffnete Goethe eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Brief den Goethe mir zu leſen gab. Hier ſah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethen auf das neue Leben der franzöſiſchen Literatur

zugeſtanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geiſtiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethe's Jugend Shakſpeare gewirkt. Von Voltaire läßt ſich nicht ſagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß ſie ſich in ſeinem Geiſt verſammelten und ihn als ihren Herrn und Meiſter erkannten. Überall war der Brief von Emile Deschamps mit ſehr liebenswürdiger herzlicher Freyheit geſchrieben. „Man blickt in den Frühling eines ſchönen Gemüths," ſagte Goethe.

Ferner befand ſich unter der Sendung von David ein Blatt mit dem Hute Napoleons, in den verſchiedenſten Stellungen. „Das iſt etwas für meinen Sohn," ſagte Goethe, und ſendete das Blatt ſchnell hinauf. Es verfehlte auch ſeine Wirkung nicht, indem der junge Goethe ſehr bald herunter kam, und voller Freude dieſe Hüte ſeines Helden für das non plus ultra ſeiner Sammlung erklärte. Ehe fünf Minuten vergingen befand ſich das Bild unter Glas und Rahmen und an ſeinem Ort, unter den übrigen Attributen und Denkmälern des Helden.

Dienstag, den 16. März 1830.

Morgens besucht mich Herr v. Goethe und eröffnet mir, daß seine lange beabsichtigte Reise nach Italien entschieden, daß von seinem Vater die nöthigen Gelder bewilligt worden, und daß er wünsche daß ich mitgehe. Wir freuen uns gemeinschaftlich über diese Nachricht und bereden viel wegen der Vorbereitung.

Als ich darauf gegen Mittag bey Goethe's Hause vorbeygehe, winkt Goethe mir am Fenster, und ich bin schnell zu ihm hinauf. Er ist in den vorderen Zimmern und sehr heiter und frisch. Er fängt sogleich an von der Reise seines Sohnes zu reden, daß er sie billige, sie vernünftig finde, und sich freue daß ich mitgehe. „Es wird für Euch beyde gut seyn, sagte er, und Ihre Cultur insbesondere wird sich nicht schlecht dabey befinden."

Er zeigt mir sodann einen Christus mit zwölf Aposteln, und wir reden über das Geistlose solcher Figuren, als Gegenstände der Darstellung für den Bildhauer. „Der eine Apostel, sagte Goethe, ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Character und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bey dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyclus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist."

„Zuerſt Adam, der ſchönſte Mann, ſo vollkommen wie man ſich ihn nur zu denken fähig iſt. Er mag die eine Hand auf einen Spaten legen, als ein Symbol, daß der Menſch berufen ſey die Erde zu bauen."

„Nach ihm Noah, womit wieder eine neue Schöpfung angeht. Er cultivirt den Weinſtock, und man kann dieſer Figur etwas von einem indiſchen Bachus geben."

„Nächſt dieſem Moſes, als erſten Geſetzgeber."

„Sodann David, als Krieger und König."

„Auf dieſen Jeſaias, ein Fürſt und Prophet."

„Daniel ſodann, der auf Chriſtus, den künftigen, hindeutet."

„Chriſtus."

„Ihm zunächſt Johannes, der den gegenwärtigen liebt. Und ſo wäre denn Chriſtus von zwey jugendlichen Figuren eingeſchloſſen, von denen der eine (Daniel) ſanft und mit langen Haaren zu bilden wäre, der andere (Johannes) leidenſchaftlich mit kurzem Lockenhaar. Nun, auf den Johannes, wer kommt?"

„Der Hauptmann von Capernaum, als Repräſentant der Gläubigen, eine unmittelbare Hülfe Erwartenden."

„Auf dieſen die Magdalena, als Symbol der reuigen, der Vergebung bedürfenden, der Beſſerung ſich zuwendenden Menſchheit. In welchen beyden Figuren der Inbegriff des Chriſtenthums enthalten wäre."

„Dann mag Paulus folgen, welcher die Lehre am kräftigsten verbreitet hat.“

„Auf diesen Jacobus, der zu den entferntesten Völkern ging, und die Missionaire repräsentirt.“

„Petrus machte den Schluß. Der Künstler müßte ihn in die Nähe der Thür stellen und ihm einen Ausdruck geben, als ob er die Hereintretenden forschend betrachte, ob sie denn auch werth seyen, das Heiligthum zu betreten.“

„Was sagen Sie zu diesem Cyclus? — Ich dächte er wäre reicher als die zwölf Apostel, wo jeder aussieht wie der andere. Den Moses und die Magdalene würde ich sitzend bilden.“

Ich war sehr glücklich dieses Alles zu hören und bat Goethe, daß er es zu Papier bringen möge, welches er mir versprach. „Ich will es noch alles durchdenken, sagte er, und es dann nebst andern neuesten Dingen Ihnen zum neununddreyßigsten Band geben.“

Mittwoch, den 17. März 1830.

Mit Goethe zu Tisch. Ich sprach mit ihm über eine Stelle in seinen Gedichten, ob es heißen müsse: „Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung verhieß“ wie in allen älteren Ausgaben steht; oder: „Wie es dein Priester Properz ꝛc.“ welches die neue Ausgabe hat.

„Zu dieſer letzteren Lesart, ſagte Goethe, habe ich mich durch Göttling verleiten laſſen. Prieſter Properz klingt zudem ſchlecht, und ich bin daher für die frühere Lesart.“

So, ſagte ich, ſtand auch in dem Manuſcript Ihrer Helena, daß Theſeus ſie entführet als ein zehnjährig ſchlankes Reh. Auf Göttling's Einwendungen dagegen haben Sie nun drucken laſſen: ein ſiebenjährig ſchlankes Reh, welches gar zu jung iſt, ſowohl für das ſchöne Mädchen, als für die Zwillingsbrüder Caſtor und Pollux, die ſie befreyen. Das Ganze liegt ja ſo in der Fabelzeit, daß niemand ſagen kann wie alt ſie eigentlich war, und zudem iſt die ganze Mythologie ſo verſatil, daß man die Dinge brauchen kann wie es am bequemſten und hübſcheſten iſt.

„Sie haben Recht, ſagte Goethe; ich bin auch dafür, daß ſie zehn Jahr alt geweſen ſey als Theſeus ſie entführet, und ich habe daher auch ſpäter geſchrieben: vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt. In der künftigen Ausgabe mögt Ihr daher aus dem ſiebenjährigen Reh immer wieder ein zehnjähriges machen.“

Zum Nachtiſch zeigte Goethe mir zwey friſche Hefte von Neureuther, nach ſeinen Balladen, und wir bewunderten vor allen den freyen heitern Geiſt des liebenswürdigen Künſtlers.

Sonntag, den 21. März 1830.

Mit Goethe zu Tiſch. Er ſpricht zunächſt über die Reiſe ſeines Sohnes, und daß wir uns über den Erfolg keine zu große Illuſion machen ſollen. „Man kommt gewöhnlich zurück wie man gegangen iſt, ſagte er, ja man muß ſich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die ſpäter für unſere Zuſtände nicht paſſen. So brachte ich aus Italien den Begriff der ſchönen Treppen zurück, und ich habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen ſind als ſie hätten ſollen. Die Hauptſache iſt, daß man lerne ſich ſelbſt zu beherrſchen. Wollte ich mich ungehindert gehen laſſen, ſo läge es wohl in mir, mich ſelbſt und meine Umgebung zu Grunde zu richten.“

Wir ſprachen ſodann über krankhafte körperliche Zuſtände, und über die Wechſelwirkung zwiſchen Körper und Geiſt.

„Es iſt unglaublich, ſagte Goethe, wie viel der Geiſt zur Erhaltung des Körpers vermag. Ich leide oft an Beſchwerden des Unterleibes, allein der geiſtige Wille und die Kräfte des oberen Theiles halten mich im Gange. Der Geiſt muß nur dem Körper nicht nachgeben! — So arbeite ich bey hohem Barometerſtande leichter als bey tiefem; da ich nun dieſes weiß, ſo ſuche ich, bey tiefem Barometer, durch größere Anſtrengung

die nachtheilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir."

„In der Poeſie jedoch laſſen ſich gewiſſe Dinge nicht zwingen, und man muß von guten Stunden erwarten, was durch geiſtigen Willen nicht zu erreichen iſt. So laſſe ich mir jetzt in meiner Walpurgisnacht Zeit, damit Alles die gehörige Kraft und Anmuth erhalten möge. Ich bin gut vorgerückt und hoffe es zu vollenden bevor Sie gehen."

„Was darin von Piquen vorkommt, habe ich ſo von den beſonderen Gegenſtänden abgelöſt und ins Allgemeine geſpielt, daß es zwar dem Leſer nicht an Beziehungen fehlen, aber niemand wiſſen wird, worauf es eigentlich gemeint iſt. Ich habe jedoch geſtrebt, daß Alles, im antiken Sinne, in beſtimmten Umriſſen daſtehe, und daß nichts Vages, Ungewiſſes vorkomme, welches dem romantiſchen Verfahren gemäß ſeyn mag."

„Der Begriff von claſſiſcher und romantiſcher Poeſie, der jetzt über die ganze Welt geht und ſo viel Streit und Spaltungen verurſacht, fuhr Goethe fort, iſt urſprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poeſie die Maxime des objectiven Verfahrens, und wollte nur dieſes gelten laſſen. Schiller aber, der ganz ſubjectiv wirkte, hielt ſeine Art für die rechte, und, um ſich gegen mich zu wehren, ſchrieb er den Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich ſelber, wider Willen, romantiſch ſey,

und meine Iphigenie, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs ſo claſſiſch und im antiken Sinne ſey, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben ſie weiter, ſo daß ſie ſich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Claſſicismus und Romanticismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte."

Ich lenkte das Geſpräch wieder auf den Cyclus der zwölf Figuren, und Goethe ſagte mir noch Einiges zur Ergänzung.

„Den Adam müßte man bilden wie ich geſagt, jedoch nicht ganz nackt, indem ich ihn mir am beſten nach dem Sündenfall denke; man müßte ihn mit einem dünnen Rehfellchen bekleiden. Und zugleich, um auszudrücken, daß er der Vater der Menſchheit, ſo würde man wohl thun, ihm ſeinen älteſten Sohn beyzugeben, einen trotzigen, kühn um ſich blickenden Knaben, einen kleinen Herkules, in der Hand eine Schlange erdrückend."

„Auch wegen Noah haben ich einen anderen Gedanken gehabt, der mir beſſer gefällt; ich würde ihn nicht dem indiſchen Bachus anähneln, ſondern ich würde ihn als Winzer darſtellen, wobey man ſich eine Art von Erlöſer denken könnte, der, als erſter Pfleger des Weinſtocks, die Menſchheit von der Qual der Sorgen und Bedrängniſſe frey machte."

Ich war beglückt über dieſe guten Gedanken und nahm mir vor ſie zu notiren.

Goethe zeigte mir ſodann das Blatt von Neureuther zu ſeiner Legende vom Hufeiſen. Der Künſtler, ſagte ich, hat dem Heiland nur acht Jünger beygegeben. „Und ſchon dieſe acht, fiel Goethe ein, waren ihm zu viel, und er hat ſehr klug getrachtet, ſie durch zwey Gruppen zu trennen und die Monotonie eines geiſtloſen Zuges zu vermeiden.“

Mittwoch, den 24. März 1830.

Bey Goethe zu Tiſch in den heiterſten Geſprächen. Er erzählt mir von einem franzöſiſchen Gedicht, das als Manuſcript in der Sammlung von David mitgekommen, unter dem Titel: le rire de Mirabeau. „Das Gedicht iſt voller Geiſt und Verwegenheit, ſagte Goethe, und Sie müſſen es ſehen. Es iſt als hätte der Mephiſtopheles dem Poeten dazu die Tinte präparirt. Es iſt groß, wenn er es geſchrieben, ohne den Fauſt geleſen zu haben, und eben ſo groß, wenn er ihn geleſen.“

Mittwoch, den 21. April 1830.

Ich nahm heute Abschied von Goethe, indem die Abreise nach Italien mit seinem Sohn dem Kammerherrn auf morgen früh bestimmt war. Wir sprachen manches auf die Reise Bezügliche durch, besonders empfahl er mir, gut zu beobachten, und ihm dann und wann zu schreiben.

Ich fühlte eine gewisse Rührung Goethe zu verlassen; doch tröstete mich der Anblick seiner festen Gesundheit, und die Zuversicht, ihn glücklich wiederzusehen.

Als ich ging schenkte er mir ein Stammbuch, worin er sich mit folgenden Worten eingeschrieben:

„Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde,
Und verwandelt sich eh' ich's merke."

Hiob.

Den Reisenden

Weimar
den 21. April 1830.

Goethe.

Frankfurt, Sonnabend den 24. April 1830.

Ich machte gegen eilf Uhr einen Spaziergang um die Stadt und durch die Gärten, nach dem Taunusgebirge zu, und freute mich an dieser herrlichen Natur

und Vegetation. Vorgeſtern, in Weimar, waren die Bäume noch in Knospen; hier aber fand ich die neuen Triebe der Kaſtanien ſchon einen Fuß lang, die der Linden eine Viertel-Elle; das Laub der Birken war ſchon dunkelgrün, die Eichen waren alle ausgeſchlagen. Das Gras ſah ich einen Fuß hoch, ſo daß am Thor mir Mädchen begegneten, die ſchwere Graskörbe hereintrugen.

Ich ging durch die Gärten, um eine freye Anſicht des Taunusgebirges zu gewinnen; es war ein muntrer Wind, die Wolken zogen aus Südweſt, und warfen ihre Schatten auf das Gebirge, ſo wie ſie nach Nordoſt vorbeyzogen. Zwiſchen den Gärten ſah ich einige Störche niedergehen, und ſich wieder aufheben, welches in dem Sonnenſchein, zwiſchen den ziehenden weißen Wolken und blauen Himmel, ein ſchöner Anblick war und den Character der Gegend vollendete. Als ich zurückging, kamen mir vor dem Thore die ſchönſten Kühe entgegen, braun, weiß, gefleckt und von glänzender Haut.

Die hieſige Luft iſt anmuthig und wohlthätig, das Waſſer von ſüßlichem Geſchmack. Beefſteaks habe ich ſeit Hamburg nicht ſo gute gegeſſen als hier; auch freue ich mich über das treffliche Weißbrod.

Es iſt Meſſe, und das Getreibe und Geleyer und Gedudel auf der Straße geht vom Morgen bis ſpät in die Nacht. Ein Savoyardenknabe war mir merkwürdig, der eine Leyer drehte, und hinter ſich einen Hund zog,

auf welchem ein Affe ritt. Er pfiff und ſang zu uns herauf, und reizte uns lange, ihm etwas zu geben. Wir warfen ihm hinunter, mehr als er erwarten konnte, und ich dachte er würde einen Blick des Dankes heraufſenden. Er that aber nicht dergleichen, ſondern ſteckte ſein Geld ein und blickte ſogleich nach Anderen, die ihm geben ſollten.

Frankfurt, Sonntag den 25. April 1830.

Wir machten dieſen Morgen eine Spazierfahrt um die Stadt, in einem ſehr eleganten Wagen unſeres Wirthes. Die reizenden Anlagen, die prächtigen Gebäude, der ſchöne Strom, die Gärten und einladenden Gartenhäuſer erquickten die Sinne; ich machte jedoch bald die Bemerkung, daß es ein Bedürfniß des Geiſtes ſey, den Gegenſtänden einen Gedanken abzugewinnen, und daß, ohne dieſes, am Ende alles gleichgültig und ohne Bedeutung an uns vorübergehe.

Mittags, an Table d'hôte, ſah ich viele Geſichter, allein wenige von ſolchem Ausdruck, daß ſie mir merkwürdig ſeyn konnten. Der Oberkellner jedoch intereſſirte mich in hohem Grade, ſo daß denn meine Augen nur ihm und ſeinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Menſch! Gegen zweyhundert Gäſte

ſaßen wir an langen Tiſchen, und es klingt beynahe unglaublich, wenn ich ſage, daß dieſer Oberkellner faſt allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufſetzte und abnahm, und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabey wurde nie etwas verſchüttet, auch nie jemand der Speiſenden berührt, ſondern alles geſchah luftartig, behende, wie durch Geiſtergewalt. Und ſo flogen Tauſend von Schüſſeln und Tellern aus ſeinen Händen auf den Tiſch, und wiederum vom Tiſch in die Hände ihm folgender Bedienung. Ganz in ſeine Intention vertieft war der ganze Menſch bloß Blick und Hand, und er öffnete ſeine geſchloſſenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er beſorgte nicht bloß den Tiſch, ſondern auch die einzelnen Beſtellungen an Wein und dergleichen; und dabey merkte er ſich alles, ſo daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld eincaſſirte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geiſtes und das große Gedächtniß dieſes merkwürdigen jungen Mannes. Dabey war er immer vollkommen ruhig und ſich bewußt, und immer bereit zu einem Scherz und einer geiſtreichen Erwiederung, ſo daß ein beſtändiges Lächeln auf ſeinen Lippen ſchwebte. Ein franzöſiſcher Rittmeiſter der alten Garde beklagte ihn gegen Ende der Tafel, daß die Damen ſich entfernten; er antwortete ſchnell ablehnend: C'est pour vous autres; nous sommes sans passion. Das Franzöſiſche

ſprach er vollkommen, ebenſo das Engliſche, und man verſicherte mich, daß er noch drey andere Sprachen in ſeiner Gewalt habe. Ich ließ mich ſpäter mit ihm in ein Geſpräch ein, und hatte nach allen Seiten hin eine ſeltene Bildung an ihm zu ſchätzen.

Abends im Don Juan hatten wir Urſache, mit Liebe an Weimar zu denken. Im Grunde waren alles gute Stimmen und hübſche Talente, allein ſie ſpielten und redeten faſt alle wie Naturaliſten, die keinem Meiſter etwas ſchuldig geworden. Sie waren undeutlich, und thaten als ob kein Publicum da wäre. Das Spiel einiger Perſonen gab zu der Bemerkung Anlaß, daß das Unedle, ohne Character, ſogleich gemein und unerträglich werde, während es durch Character ſich ſogleich in die höhere Sphäre der Kunſt erhebt. Das Publicum war ſehr laut und ungeſtüm, und es fehlte nicht an vielfältigem Da Capo- und Hervorgerufe. Der Zerline ging es gut und übel zugleich, indem die eine Hälfte des Hauſes ziſchte, während die andere applaudirte, ſo daß ſich die Parteyen ſteigerten, und es jedesmal mit einem wüſten Lärm und Tumult endigte.

Mailand, den 28. May 1830.

Ich bin nun bald drey Wochen hier und es ist wohl Zeit, daß ich Einiges aufschreibe.

Das große Theater della Scala ist zu unserm Bedauren geschlossen; wir waren darin und sahen es angefüllt mit Gerüsten. Man nimmt verschiedene Reparaturen vor und bauet, wie man sagt, noch eine Reihe Logen. Die ersten Sänger und Sängerinnen haben diesen Zeitpunct wahrgenommen und sind auf Reisen gegangen. Einige, sagt man, sind in Wien, andere in Paris.

Das Marionetten-Theater habe ich gleich nach meiner Ankunft besucht, und habe mich gefreut an der außerordentlichen Deutlichkeit der redenden Personen. Dieß Marionetten-Theater ist vielleicht das beste in der Welt; es ist berühmt, und man hört davon reden, so wie man Mailand nahe kommt.

Das Theater della Canobiana, mit fünf Reihen Logen über einander, ist nach der Scala das größte. Es faßt dreytausend Menschen. Es ist mir sehr angenehm; ich habe es oft besucht und immer dieselbige Oper und dasselbige Ballet gesehen. Man giebt seit drey Wochen il Conte Ory, Oper von Rossini, und das Ballet l'Orfana di Genevra. Die Decorationen von San Quirico oder unter dessen Anleitung gemacht, wirken durchaus angenehm, und sind bescheiden genug, um sich

von den Anzügen der ſpielenden Figuren überbieten zu laſſen. San Quirico, ſagt man, hat viele geſchickte Leute in ſeinem Dienſt; alle Beſtellungen gehen an ihn, er überträgt ſie ferner, und giebt die Anleitungen, ſo daß alles unter ſeinem Namen geht und er ſelbſt ſehr wenig macht. Er ſoll vielen geſchickten Künſtlern jährlich ein ſchönes Fixum geben, und dieſes auch bezahlen, wenn ſie krank ſind und das ganze Jahr nichts zu thun haben.

Bey der Oper ſelbſt war es mir zunächſt lieb, keinen Souffleurkaſten zu ſehen, der ſonſt, ſo unangenehm, immer die Füße der handelnden Perſonen verdeckt.

Sodann gefiel mir der Platz des Capellmeiſters. Er ſtand ſo, daß er ſein ganzes Orcheſter überſieht, und rechts und links winken und leiten kann, und von Allen geſehen wird, ein wenig erhöht, in der Mitte, zunächſt am Parket, ſo daß er, über das Orcheſter hinaus, frey auf die Bühne ſieht. In Weimar dagegen ſteht der Capellmeiſter ſo, daß er zwar frey auf die Bühne ſieht, aber das Orcheſter im Rücken hat, ſo daß er ſich immer umwenden muß, wenn er jemanden etwas bedeuten will.

Das Orcheſter ſelbſt iſt ſehr ſtark beſetzt, ich zählte ſechzehn Bäſſe, und zwar an jedem äußerſten Ende acht. Das gegen hundert Perſonen ſich belaufende Perſonal iſt von beyden Seiten zu nach innen auf den Capellmeiſter gewendet, und zwar ſo, daß ſie den Rücken gegen die ins Proſcenium hineingehenden Parterre-Logen

haben, und mit dem einen Auge auf die Bühne und mit dem andern ins Parterre ſehen; grade aus aber auf den Capellmeiſter.

Die Stimmen der Sänger und Sängerinnen betreffend, ſo entzückte mich dieſer reine Klang und die Stärke der Töne, dieſes leichte Anſprechen und freye Herausgehen ohne die geringſte Anſtrengung. Ich dachte an Zelter und wünſchte ihn an meiner Seite zu ſeyn. Vor allen beglückte mich die Stimme der Signora Corradi-Pantanelli, welche den Pagen ſang. Ich ſprach über dieſe treffliche Sängerin gegen Andere, und hörte, ſie ſey auf nächſten Winter für die Scala engagirt. Die Prima-Donna, als Conteſſa Adele, war eine junge Anfängerin, Signora Albertini; in ihrer Stimme liegt etwas ſehr Zartes, Hellreines, wie das Licht der Sonne. Jeden aus Deutſchland Kommenden muß ſie in hohem Grade erfreuen. Sodann ein junger Baſſiſt ragte hervor. Seine Stimme hat den gewaltigſten Ton, iſt jedoch noch ein wenig unbeholfen, ſo wie auch ſein Spiel, obgleich frey, auf die Jugend ſeiner Kunſt ſchließen ließ.

Die Chöre gingen vortrefflich und mit dem Orcheſter auf das Präciſeſte.

Die Körperbewegung der ſpielenden Perſonen anlangend, ſo war mir eine gewiſſe Mäßigkeit und Ruhe merkwürdig, indem ich Äußerungen des lebhaften italieniſchen Characters erwartet hatte.

Die Schminke war nur ein Hauch von Röthe, so wie man es in der Natur gerne ſieht, und ſo, daß man nicht an geſchminkte Wangen erinnert wird.

Bey der ſtarken Beſetzung des Orcheſters war es mir merkwürdig, daß es nie die Stimmen der Sänger übertönte, ſondern daß dieſe immer die herrſchenden blieben. Ich ſprach darüber an Table d'hôte, und hörte einen verſtändigen jungen Mann Folgendes erwiedern.

„Die deutſchen Orcheſter, ſagte er, ſind egoiſtiſch und wollen als Orcheſter ſich hervorthun und etwas ſeyn. Ein italieniſches Orcheſter dagegen iſt discret. Es weiß recht gut, daß in der Oper der Geſang der menſchlichen Stimmen die Hauptſache iſt, und daß die Begleitung des Orcheſters dieſen nur tragen ſoll. Zudem hält der Italiener dafür, daß der Ton eines Inſtruments nur ſchön ſey, wenn man ihn nicht forcirt. Mögen daher in einem italieniſchen Orcheſter noch ſo viele Geigen, Clarinetten, Trompeten und Bäſſe geſpielt und geblaſen werden, der Total-Eindruck des Ganzen wird immer ſanft und angenehm bleiben, während ein deutſches Orcheſter, bey dreyfach ſchwächerer Beſetzung, ſehr leicht laut und rauſchend wird."

Ich konnte ſo überzeugenden Worten nicht widerſprechen, und freute mich, mein Problem ſo klar gelöſt zu ſehen.

Aber ſollten nicht auch, verſetzte ich, die neueſten

Componiſten ſchuld ſeyn, indem ſie die Orcheſter-Begleitung der Oper zu ſtark inſtrumentiren?

„Allerdings, erwiederte der Fremde, ſind neuere Componiſten in dieſen Fehler gefallen; allein niemals wirklich große Meiſter wie Mozart und Roſſini. Ja es findet ſich ſogar bey dieſen, daß ſie, in der Begleitung, eigene, von der Melodie des Geſanges unabhängige, Motive ausgeführt haben; allein demungeachtet haben ſie ſich immer ſo mäßig gehalten, daß die Stimme des Geſanges immer das Herrſchende und Vorwaltende geblieben iſt. Neueſte Meiſter dagegen übertönen, bey wirklicher Armuth an Motiven in der Begleitung, durch eine gewaltſame Inſtrumentirung ſehr oft den Geſang."

Ich gab dem verſtändigen jungen Fremden meinen Beyfall. Mein Tiſchnachbar ſagte mir, es ſey ein junger liefländiſcher Baron, der ſich lange in Paris und London aufgehalten und nun ſeit fünf Jahren hier ſey und viel ſtudire.

Noch etwas muß ich erwähnen, das ich in der Oper bemerkt, und welches mir Freude machte zu bemerken. Es iſt nämlich dieſes, daß die Italiener auf dem Theater die Nacht nicht als wirkliche Nacht, ſondern nur ſymboliſch behandeln. Auf deutſchen Theatern war es mir immer unangenehm, daß in nächtlichen Scenen eine vollkommene Nacht eintrat, wo denn der Ausdruck der handelnden Figuren, ja oft die Perſonen ſelber, ganz verſchwanden, und man eben nichts mehr ſah als die

leere Nacht. Die Italiener behandeln das weiser. Ihre Theater-Nacht ist nie eine wirkliche, sondern nur eine Andeutung. Nur der Hintergrund des Theaters verdunkelte sich ein Weniges, und die spielenden Personen zogen sich so sehr in den Vordergrund, daß sie durchaus beleuchtet blieben, und kein Zug in dem Ausdruck ihrer Gesichter uns entging. In der Malerey sollte es billig auch so seyn, und es soll mich wundern, ob ich Bilder finden werde, wo die Nacht die Gesichter so verdunkelt hat, daß der Ausdruck unkenntlich wird. Ich hoffe von guten Meistern kein solches Bild zu finden.

Dieselbige schöne Maxime fand ich auch im Ballet angewendet. Eine nächtliche Scene war vorgestellt, wo ein Mädchen von einem Räuber überfallen wird. Das Theater ist nur ein Weniges verdunkelt, so daß man alle Bewegungen und den Ausdruck der Gesichter vollkommen sieht. Auf das Geschrey des Mädchens entflieht der Mörder, und die Landleute eilen aus ihren Hütten herzu mit Lichtern. Aber nicht mit Lichtern von trüber Flamme, sondern dem Weißfeuer ähnlichen, so daß uns durch diesen Contrast der hellesten Beleuchtung erst fühlbar wird, daß es in der vorigen Scene Nacht war.

Was man mir in Deutschland von dem lauten italienischen Publicum voraussagte, habe ich bestätigt gefunden, und zwar nimmt die Unruhe des Publicums zu, je länger eine Oper gegeben wird. Vor vierzehn Tagen sah ich eine der ersten Vorstellungen von dem Conte

Dry. Die beſten Sänger und Sängerinnen empfing man bey ihrem Auftreten mit Applaus; man ſprach wohl in gleichgültigen Scenen, allein bey dem Eintritt guter Arien wurde alles ſtille, und ein allgemeiner Beyfall lohnte den Sänger. Die Chöre gingen vortrefflich, und ich bewunderte die Präciſion, wie Orcheſter und Stimmen ſtets zuſammentrafen. Jetzt aber, nachdem man die Oper ſeit der Zeit jeden Abend gegeben hat, iſt beym Publicum jede Aufmerkſamkeit hin, ſo daß alles redet und das Haus von einem lauten Getöſe ſummet. Es regt ſich kaum eine Hand mehr, und man begreift kaum wie man auf der Bühne noch die Lippe öffnen und im Orcheſter noch einen Strich thun mag. Man bemerkt auch keinen Eifer und keine Präciſion mehr, und der Fremde, der gerne etwas hören möchte, wäre in Verzweiflung, wenn man in ſo heiterer Umgebung überall verzweifeln könnte.

Mailand, den 30. May 1830,
am 1. Pfingſttage.

Ich will noch Einiges notiren was mir bis jetzt in Italien zu bemerken Freude machte, oder ſonſt ein Intereſſe erweckte.

Oben auf dem Simplon, in der Einöde von Schnee

und Nebel, in der Nähe einer Refuge, kam ein Knabe mit ſeinem Schweſterchen den Berg herauf an unſern Wagen. Beyde hatten kleine Körbe auf dem Rücken, mit Holz, das ſie in dem untern Gebirge, wo noch einige Vegetation iſt, geholt hatten. Der Knabe reichte uns einige Bergkriſtalle und ſonſtiges Geſtein, wofür wir ihm einige kleine Münze gaben. Nun hat ſich mir als unvergeßlich eingeprägt, mit welcher Wonne er verſtohlen auf ſein Geld blickte, indem er an unſerm Wagen herging. Dieſen himmliſchen Ausdruck von Glückſeligkeit habe ich nie vorher geſehen. Ich hatte zu bedenken, daß Gott alle Quellen und alle Fähigkeiten des Glücks in das menſchliche Gemüth gelegt hat, und daß es zum Glück völlig gleich iſt, wo und wie einer wohnt.

Ich wollte in meinen Mittheilungen fortfahren, allein ich ward unterbrochen, und kam während meines ferneren Aufenthaltes in Italien, wo freylich kein Tag ohne bedeutende Eindrücke und Beobachtungen verging, nicht wieder zum Schreiben. Erſt nachdem ich mich von Goethe dem Sohne getrennt und die Alpen im Rücken hatte, richtete ich Folgendes wieder an Goethe.

Genf, Sonntag den 12. September 1830.

Ich habe Ihnen dießmal ſoviel mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und wo ich endigen ſoll.

Eure Excellenz haben oft im Scherz geſagt, daß das Fortreiſen eine recht gute Sache ſey, wenn nur das Wiederkommen nicht wäre. Ich finde dieß nun zu meiner Qual beſtätigt, indem ich mich an einer Art von Scheideweg befinde, und nicht weiß welchen ich einſchlagen ſoll.

Mein Aufenthalt in Italien, ſo kurz er auch war, iſt doch wie billig nicht ohne große Wirkung für mich geweſen. Eine reiche Natur hat mit ihren Wundern zu mir geſprochen und mich gefragt, wie weit ich denn gekommen, um ſolche Sprache zu vernehmen. Große Werke der Menſchen, große Thätigkeiten, haben mich angeregt und mich auf meine eigenen Hände blicken laſſen, um zu ſehen was denn ich ſelbſt vermöge. Exiſtenzen tauſendfacher Art haben mich berührt und mich gefragt, wie denn die meinige beſchaffen. Und ſo ſind drey große Bedürfniſſe in mir lebendig: Mein Wiſſen zu vermehren, meine Exiſtenz zu verbeſſern, und, daß beydes möglich ſey, vor allen Dingen etwas zu thun.

Was nun dieſes letztere betrifft, ſo bin ich über das, was zu thun ſey, keineswegs in Zweifel. Es liegt mir

ſeit lange ein Werk am Herzen, womit ich mich dieſe Jahre her in freyen Stunden beſchäftiget habe, und das ſo weit fertig iſt, wie ungefähr ein neugebautes Schiff, dem noch das Tauwerk und die Segel fehlen um in die See zu gehen.

Es ſind dieß jene Geſpräche über große Maximen in allen Fächern des Wiſſens und der Kunſt, ſo wie Aufſchlüſſe über höhere menſchliche Intereſſen, Werke des Geiſtes und vorzügliche Perſonen des Jahrhunderts, wozu ſich im Laufe der ſechs Jahre, die ich in Ihrer Nähe zu ſeyn das Glück hatte, die häufigſten Anläſſe fanden. Es ſind dieſe Geſpräche für mich ein Fundament von unendlicher Cultur geworden, und wie ich im höchſten Grade beglückt war, ſie zu hören und in mich aufzunehmen, ſo wollte ich auch anderen Guten dieſes Glück bereiten, indem ich ſie niederſchrieb und ſie der beſſeren Menſchheit bewahrte.

Eure Excellenz haben von dieſen Converſationen hin und wieder einige Bogen geſehen, Sie haben ſelbigen Ihren Beyfall geſchenkt, und mich wiederholt aufgemuntert, in dieſem Unternehmen fortzufahren. Solches iſt denn periodenweiſe geſchehen, wie mein zerſtreutes Leben in Weimar es zuließ, ſo daß ſich etwa zu zwey Bänden reichliche Materialien geſammelt finden.

Vor meiner Abreiſe nach Italien habe ich dieſe wichtigen Manuſcripte nicht mit meinen übrigen Schriften und Sachen in meine Koffer verpackt, ſondern ich habe

ſie, in einem beſonderen Paket verſiegelt, unſerm Freunde Soret zur Aufbewahrung vertraut, mit dem Erſuchen, im Fall mir auf der Reiſe ein Unheil zuſtieße und ich nicht zurückkäme, ſie in Ihre Hände zu geben.

Nach dem Beſuche in Venedig, bey unſerm zweyten Aufenthalt in Mailand, überfiel mich ein Fieber, ſo daß ich einige Nächte ſehr krank war und eine ganze Woche, ohne Neigung zu der geringſten Nahrung, ganz ſchmählich danieder lag. In dieſen einſamen verlaſſenen Stunden gedachte ich vorzüglich jenes Manuſcripts, und es beunruhigte mich, daß es ſich nicht in einem ſo klaren abgeſchloſſenen Zuſtand befinde, um davon entſchieden Gebrauch zu machen. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit der Bleyfeder geſchrieben, daß einige Stellen undeutlich und nicht gehörig ausgedrückt, daß Manches ſich nur in Andeutungen befinde, und, mit einem Wort, eine gehörige Redaction und die letzte Hand fehle.

In ſolchen Zuſtänden und bey ſolchem Gefühl erwachte in mir ein dringendes Verlangen nach jenen Papieren. Die Freude, Neapel und Rom zu ſehen, verſchwand, und eine Sehnſucht ergriff mich, nach Deutſchland zurückzukehren, um, von allem zurückgezogen, einſam, jenes Manuſcript zu vollenden.

Ohne von dem was tiefer in mir vorging zu reden, ſprach ich mit Ihrem Herrn Sohn über meine körperlichen Zuſtände; er empfand das Gefährliche, mich in

der großen Hitze weiter mitzuſchleppen, und wir wurden eins, daß ich noch Genua verſuchen, und wenn dort mein Befinden ſich nicht beſſern ſollte, es meiner Wahl überlaſſen ſey, nach Deutſchland zurückzugehen.

So hatten wir uns einige Zeit in Genua aufgehalten, als ein Brief von Ihnen uns erreichte, worin Sie aus der Ferne her zu empfinden ſchienen, wie es ungefähr mit uns ſtehen möchte, und worin Sie ausſprachen, daß, im Fall ich etwa Neigung hätte zurückzukehren, ich Ihnen willkommen ſeyn ſolle.

Wir verehrten Ihren Blick, und waren erfreut, daß Sie jenſeits der Alpen Ihre Zuſtimmung zu einer Angelegenheit gaben, die ſo eben unter uns ausgemacht worden. Ich war entſchloſſen ſogleich zu gehen, Ihr Herr Sohn jedoch fand es artig, wenn ich noch bleiben und an demſelbigen Tage mit ihm zugleich abreiſen wollte.

Dieſes that ich mit Freuden, und ſo war es denn Sonntag den 25. July Morgens vier Uhr, als wir uns auf der Straße in Genua zum Lebewohl umarmten. Zwey Wagen ſtanden, der eine um an der Küſte hinauf nach Livorno zu gehen, welchen Ihr Herr Sohn beſtieg, der andere über das Gebirge nach Turin bereit, worin ich mich zu anderen Gefährten ſetzte. So fuhren wir auseinander, in entgegengeſetzten Richtungen, beyde gerührt und mit den treueſten Wünſchen für unſer wechſelſeitiges Wohl.

Nach einer dreytägigen Reiſe, in großer Hitze und Staub, über Novi, Alexandria und Aſti, kam ich nach Turin, wo es nöthig war, mich einige Tage zu erholen und umzuſehen, und eine weitere paſſende Gelegenheit über die Alpen zu erwarten. Dieſe fand ſich Montag den 2. Auguſt über den Mont Cenis nach Chambery, wo wir Abends den 6. ankamen. Am 7., Nachmittags, fand ich weitere Gelegenheit nach Aix, und am 8. ſpät, in Dunkelheit und Regen erreichte ich Genf, wo ich im Gaſthof zur Krone ein Unterkommen fand.

Hier war alles voll von Engländern, die, von Paris geflohen, als Augenzeugen der dortigen außerordentlichen Auftritte viel zu erzählen hatten. Sie können denken, welchen Eindruck das erſte Erfahren jener welterſchüttern-den Begebenheiten auf mich machte, mit welchem In-tereſſe ich die Zeitungen las, die im Piemonteſiſchen unterdrückt waren, und wie ich den Erzählungen der täglich neu Ankommenden, ſo wie dem Hin- und Wie-derreden und Streiten politiſirender Menſchen an Table d'hôte zuhörte. Alles war in der höchſten Aufregung, und man verſuchte die Folgen zu überſehen, die aus ſo großen Gewaltſchritten für das übrige Europa hervor-gehen könnten. Ich beſuchte Freundin Sylveſtre, Soretz Eltern und Bruder, und da jeder in ſo auf-geregten Tagen eine Meinung haben mußte, ſo bildete ich mir die, daß die franzöſiſchen Miniſter vorzüglich deßwegen ſtrafbar ſeyen, weil ſie den Monarchen zu

Schritten verleitet, wodurch beym Volke das Vertrauen und das Königliche Anſehen verletzt worden.

Es war meine Abſicht geweſen, Ihnen bey meiner Ankunft in Genf ſogleich ausführlich zu ſchreiben; allein die Aufregung und Zerſtreuung der erſten Tage war zu groß, als daß ich die Sammlung finden konnte, um mich Ihnen mitzutheilen wie ich es wollte. Sodann am 15. Auguſt erreichte mich ein Brief unſers Freundes Sterling aus Genua, mit einer Nachricht, die mich im Tiefſten betrübte und mir jede Communication nach Weimar unterſagte. Jener Freund meldete, daß Ihr Herr Sohn, am Tage ſeiner Trennung von mir, bey einem Umſturz mit dem Wagen, das Schlüſſelbein gebrochen habe und in Spezzia danieder liege. Ich ſchrieb ſogleich als Erwiederung, daß ich bereit ſey, auf den erſten Wink über die Alpen zurückzukommen, und daß ich Genf auf keinen Fall zur Fortſetzung meiner Reiſe nach Deutſchland verlaſſen würde, bis nicht durchaus beruhigende Nachrichten aus Genua bey mir eingegangen. In Erwartung ſolcher, richtete ich mich in einem Privatlogis wirthſchaftlich ein, und benutzte meinen Aufenthalt zu meiner weiteren Ausbildung in der franzöſiſchen Sprache.

Endlich, am 28. Auguſt, ward mir ein doppelter Feſttag bereitet, indem an dieſem Tage ein zweyter Brief von Sterling des Inhalts mich beglückte, daß Ihr Herr Sohn von ſeinem Unfall in kurzer Zeit völlig hergeſtellt

ſey, und durchaus heiter, wohl und ſtark ſich in Livorno befinde. So waren denn alle meine Beſorgniſſe von jener Seite mit einem Mal völlig gehoben, und ich betete in der Stille meines Herzens die Verſe:

Du, danke Gott wenn er dich preßt,
Und dank' ihm wenn er dich wieder entläßt.

Ich ſchickte mich nun ernſtlich an Ihnen Nachricht von mir zu geben; ich wollte Ihnen ſagen was ungefähr auf den vorliegenden Blättern enthalten; ich wollte ferner erſuchen, ob es mir nicht vergönnt ſeyn wolle, jenes Manuſcript, das mir ſo ſehr am Herzen liegt, von Weimar entfernt, in ſtiller Zurückgezogenheit zu vollenden; indem ich nicht eher völlig frey und froh zu werden glaube, als bis ich Ihnen jenes lange gehegte Werk in deutlicher Reinſchrift, geheftet, zur Genehmigung der Publication vorlegen könne.

Nun aber erhalte ich Briefe aus Weimar, woraus ich ſehe, daß meine baldige Zurückkunft erwartet wird, und daß man die Abſicht hat, mir eine Stelle zu geben. Solches Wohlwollen habe ich zwar mit Dank zu erkennen, allein es durchkreuzt meine jetzigen Pläne, und bringt mich in einen wunderlichen Zwieſpalt mit mir ſelber.

Käme ich jetzt nach Weimar zurück, ſo wäre an eine ſchnelle Vollendung meiner nächſten literariſchen Vorſätze gar nicht zu denken. Ich käme dort ſogleich wieder in die alte Zerſtreuung; ich wäre in der kleinen Stadt,

wo Einer dem Andern auf dem Halſe liegt, ſogleich wieder von verſchiedenen kleinen Verhältniſſen hin und hergezerrt, die mich zerſtören, ohne mir und Andern entſchieden zu nutzen.

Zwar enthält ſie viel Gutes und Treffliches, das ich ſeit lange geliebt habe und das ich ewig lieben werde; denke ich aber daran zurück, ſo iſt es mir, als ſähe ich vor den Thoren der Stadt einen Engel mit einem feurigen Schwerdt, um mir den Eingang zu wehren und mich davon hinwegzutreiben.

Ich bin, wie ich mich kenne, ein wunderliches Weſen von einem Menſchen. An gewiſſen Dingen hänge ich treu und feſt, ich halte an Vorſätzen durch viele Jahre hindurch, und führe ſie aus, hartnäckig, durch tauſend Umwege und Schwierigkeiten; aber in einzelnen Berührungen des täglichen Lebens iſt niemand abhängiger, wankender, beſtimmbarer, allerley Eindrücke fähiger, als ich, welches beydes denn das höchſt veränderliche und wiederum feſte Geſchick meines Lebens bildet. Sehe ich auf meine durchlaufene Bahn zurück, ſo ſind die Verhältniſſe und Zuſtände, durch die ich gegangen, höchſt bunt und verſchieden; blicke ich aber tiefer, ſo ſehe ich durch alle hindurch einen gewiſſen einfachen Zug eines höheren Hinaufſtrebens hindurchgehen, ſo daß es mir denn auch gelungen iſt, von Stufe zu Stufe mich zu veredeln und zu verbeſſern.

Aber eben jene große Beſtimmbarkeit und Fügſam-

keit meines Weſens macht es von Zeit zu Zeit nöthig, meine Lebensverhältniſſe zu rectificiren; ſo wie ein Schiffer, den die Launen verſchiedener Winde von ſeiner Bahn gebracht, immer wieder die alte Richtung ſucht.

Eine Stelle anzunehmen, iſt mit meinen ſo lange zurückgedrängten literariſchen Zwecken jetzt nicht zu vereinigen. Stunden an junge Engländer zu geben, iſt nicht ferner meine Abſicht. Ich habe die Sprache gewonnen, und das iſt alles was mir fehlte und worüber ich nun froh bin. Ich verkenne nicht das Gute, das mir aus dem langen Verkehr mit den jungen Fremdlingen erwachſen iſt, allein jedes Ding hat ſeine Zeit und ſeinen Wechſel.

Überall iſt das mündliche Lehren und Wirken gar nicht meine Sache. Es iſt ein Metier, wozu ich ſo wenig Talent als Ausbildung beſitze. Es fehlt mir alle redneriſche Gabe, indem jedes lebendige vis-à-vis gewöhnlich eine ſolche Gewalt über mich ausübt, daß ich mich ſelber vergeſſe, daß es mich in ſein Weſen und Intereſſe zieht, daß ich mich dadurch bedingt fühle, und ſelten zur Freyheit und zu kräftigem Hinwirken des Gedankens gelange.

Dagegen, dem Papiere gegenüber, fühle ich mich durchaus frey und ganz im Beſitz meiner ſelbſt; das ſchriftliche Entwickeln meiner Gedanken iſt daher auch meine eigentliche Luſt und mein eigentliches Leben, und ich halte jeden Tag für verloren, an dem ich nicht einige Seiten geſchrieben habe, die mir Freude machen.

Meine ganze Natur drängt mich jetzt, aus mir selber heraus auf einen größeren Kreis zu wirken, in der Literatur Einfluß zu gewinnen, und zu weiterem Glück mir endlich einigen Namen zu machen.

Zwar ist der literarische Ruhm, an sich betrachtet, kaum der Mühe werth; ja ich habe gesehen, daß er etwas sehr Lästiges und Störendes seyn kann; allein doch hat er das Gute, daß er den Thätig-Strebenden gewahr werden läßt, daß seine Wirkungen einen Boden gefunden, und dieß ist ein Gefühl göttlicher Art, welches erhebt und Gedanken und Kräfte giebt, wozu man sonst nicht gekommen wäre.

Wenn man sich dagegen zu lange in engen kleinen Verhältnissen herumdrückt, so leidet der Geist und Character, man wird zuletzt großer Dinge unfähig, und hat Mühe sich zu erheben.

Hat die Frau Großherzogin wirklich die Absicht, etwas für mich zu thun, so finden so hohe Personen sehr leicht eine Form, um ihre gnädigen Gesinnungen auszulassen. Will sie meine nächsten literarischen Schritte unterstützen und begünstigen, so wird sie ein gutes Werk thun, dessen Früchte nicht verloren seyn sollen.

Vom Prinzen kann ich sagen, daß er eine besondere Stelle in meinem Herzen hat. Ich hoffe viel Gutes von seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Character, und werde gern meine wenigen Kenntnisse zu seiner Disposition stellen. Ich werde mich immer weiter aus-

zubilden ſuchen, und er wird immer älter werden, um das empfangen zu können, was ich etwa Beſſeres zu geben hätte.

Zunächſt aber liegt mir vor allen Dingen die völlige Ausarbeitung jenes mehr erwähnten Manuſcripts am Herzen. Ich möchte einige Monate in ſtiller Zurückgezogenheit, bey meiner Geliebten und deren Verwandten in der Nähe von Göttingen, mich dieſer Sache widmen, damit ich, von einer alten Bürde mich befreyend, zu künftigen neuen mich wieder geneigt und bereit machte. Mein Leben iſt ſeit einigen Jahren in Stocken gerathen und ich möchte gern, daß es noch einmal einigen friſchen Cours bekäme. Zudem iſt meine Geſundheit ſchwach und wankend, ich bin meines langen Bleibens nicht ſicher, und ich möchte gern etwas Gutes zurücklaſſen, das meinen Namen in dem Andenken der Menſchen eine Weile erhielte.

Nun aber vermag ich nichts ohne Sie, ohne Ihre Zuſtimmung und Ihren Segen. Ihre ferneren Wünſche in Bezug auf mich ſind mir verborgen, auch weiß ich nicht was man höchſten Orts vielleicht Gutes mit mir im Sinne hat. So aber, wie ich es ausgeſprochen, ſteht es mit mir, und da ich Ihnen nun klar vorliege, ſo werden Sie leicht ſehen, ob wichtigere Gründe zu meinem Glück meine nächſte Zurückkunft wünſchen laſſen, oder ob ich getroſt vor der Hand meinen eigenen geiſtigen Vorſätzen folgen kann.

Ich gehe in einigen Tagen von hier über Neufchatel, Colmar und Straßburg, mit gehöriger Muße und Umherſchauung, nach Frankfurt, ſo wie ich die Reiſegelegenheit finde. Nun würde es mich ſehr beglücken, wenn ich in Frankfurt einige Zeilen von Ihnen erwarten könnte, die ich dorthin poste restante an mich gehen zu laſſen bitte.

Ich bin nun froh, daß ich dieſe ſchwere Beichte von der Seele habe, und freue mich, in einem nächſten Brief über Dinge leichterer Art mich Euer Excellenz mitzutheilen.

Ich bitte um einen herzlichen Gruß an Hofrath Meyer, Oberbaudirector Coudray, Profeſſor Riemer, Canzler von Müller und was Ihnen ſonſt nahe iſt und meiner gedenken mag.

Sie ſelbſt aber drücke ich zu meinem Herzen, und verharre in den Geſinnungen der höchſten Verehrung und Liebe, wo ich auch ſey, ganz der Ihrige.

E.

Genf, den 14. September 1830.

Zu meiner großen Freude habe ich aus einem Ihrer letzten Briefe in Genua erſehen, daß die Lücken und das Ende der claſſiſchen Walpurgisnacht glücklich erobert worden. Die drey erſten Acte wären alſo vollkommen

fertig, die Helena verbunden, und demnach das Schwierigſte gethan. Das Ende iſt, wie Sie mir ſagten, ſchon da, und ſo wird, wie ich hoffe, der vierte Act ſich Ihnen bald überwunden ergeben, und etwas Großes wäre zu Stande gebracht, woran künftige Jahrhunderte ſich erbauen und üben möchten. Ich freue mich dazu ganz außerordentlich, und werde jede Nachricht, die mir das Vorrücken der poetiſchen Mächte vermeldet, mit Jubel empfangen.

Ich habe auf meiner Reiſe häufige Gelegenheit gehabt, des Fauſt zu gedenken, und daraus einige claſſiſche Stellen anzuwenden. Wenn ich in Italien die ſchönen Menſchen und das Gedeihen der friſchen Kinder ſah, waren mir die Verſe zugegen:

Hier iſt das Wohlbehagen erblich!
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob, noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind.

Dagegen wenn ich, von dem Anblick der ſchönen Natur hingeriſſen, Herz und Augen an Seen, Bergen und Thälern weidete, ſchien irgend ein unſichtbarer kleiner Teufel ſein Spiel mit mir zu treiben, indem er mir jedesmal die Verſe zuflüſterte:

Und hätt' ich nicht gerüttelt und geſchüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön?

Alle vernünftige Anſchauung war ſodann mit einem Mal verſchwunden, die Abſurdität fing an zu herrſchen, ich fühlte eine Art Umwälzung in meinem Innern, und es war keine Hülfe, als jedesmal mit Lachen zu endigen.

Bey ſolchen Gelegenheiten habe ich recht empfunden, daß der Poet eigentlich immer poſitiv ſeyn ſollte. Der Menſch gebraucht den Dichter, um das auszuſprechen, was er ſelbſt nicht auszudrücken vermag. Von einer Erſcheinung, von einer Empfindung wird er ergriffen, er ſucht nach Worten, ſeinen eigenen Vorrath findet er unzulänglich, und ſo muß ihm der Dichter zu Hülfe kommen, der ihn frey macht, indem er ihn befriedigt.

In dieſem Gefühl habe ich denn jene erſteren Verſe wiederholt geſegnet, und die letzteren täglich lachend verwünſcht. Wer aber möchte ſie an der Stelle entbehren, für die ſie gemacht ſind, und wo ſie im ſchönſten Sinne wirken!

Ein eigentliches Tagebuch habe ich in Italien nicht geführt; die Erſcheinungen waren zu groß, zu viel, zu ſchnell wechſelnd, als daß man ſich ihrer im nächſten Augenblick hätte bemächtigen mögen und können. Ich habe jedoch meine Augen und Ohren immer offen gehabt und mir Vieles gemerkt. Solche Erinnerungen will ich nun zu einander gruppiren und unter einzelnen Rubriken behandeln. Beſonders habe ich hübſche Bemerkungen zur Farbenlehre gemacht, auf deren nächſte Darſtellung ich mich freue. Es iſt natürlich nichts

Neues, allein immer iſt es erwünſcht, neue Manifeſtationen des alten Geſetzes zu finden.

In Genua hat Sterling für die Lehre ein großes Intereſſe gezeigt. Was ihm von Newtons Theorie überliefert worden, hat ihm nicht genügt, und ſo hatte er denn offene Ohren für die Grundzüge, die ich ihm von Ihrer Lehre in wiederholten Geſprächen habe geben können. Wenn man Gelegenheit hätte, ein Exemplar des Werks nach Genua zu ſpediren, ſo könnte ich wohl ſagen, daß ihm ein ſolches Geſchenk nicht unwillkommen ſeyn würde.

Hier in Genf habe ich ſeit drey Wochen eine wißbegierige Schülerin an Freundin Sylveſtre gefunden. Ich habe dabey die Bemerkung gemacht, daß das Einfache ſchwerer zu faſſen iſt als man denkt, und daß es eine große Übung erfordert, in den mannigfaltigſten Einzelnheiten der Erſcheinung immer das Grundgeſetz zu finden. Dem Geiſt aber giebt es eine große Gewandtheit, indem die Natur ſehr delicat iſt, und man immer auf der Hut ſeyn muß, durch einen zu raſchen Ausſpruch ihr nicht Gewalt zu thun.

Übrigens findet man hier in Genf an einer ſo großen Sache auch nicht die Spur einer Theilnahme. Nicht allein, daß man auf hieſiger Bibliothek Ihre Farbenlehre nicht hat, ja man weiß nicht einmal, daß ſo etwas in der Welt iſt. Hieran mögen nun die Deutſchen mehr

Schuld seyn als die Genfer, allein es verdrießt mich doch und reizt mich zu schalkhaften Bemerkungen.

Bekanntlich hat Lord Byron einige Zeit sich hier aufgehalten, und da er die Gesellschaft nicht liebte, so hat er sein Wesen bey Tag und Nacht in der Natur und auf dem See getrieben, wovon man hier noch zu erzählen hat, und wovon in seinem Childe Harold ein schönes Denkmal geblieben. Auch die Farbe der Rhone hat er bemerkt, und wenn er auch die Ursache nicht ahnen konnte, so hat er doch ein empfängliches Auge gezeigt. Er sagt in einer Bemerkung zum dritten Gesange:

„The colour of the Rhone at Geneva is blue, to a depth of tint which I have never seen equalled in water, salt or fresh, except in the Mediterranean and Archipelago.“

Die Rhone, wie sie sich zusammendrängt um durch Genf zu gehen, theilt sich in zwey Arme, über welche vier Brücken führen, auf denen hin und hergehend man die Farbe des Wassers recht gut beobachten kann.

Nun ist merkwürdig, daß das Wasser des einen Armes blau ist, wie Byron es gesehen hat, das des andern aber grün. Der Arm, wo das Wasser blau erscheint, ist reißender, und hat den Grund so tief gehöhlt, daß kein Licht hinabdringen kann und also unten vollkommene Finsterniß herrschet. Das sehr klare Wasser wirkt als ein trübes Mittel und es entsteht aus

den bekannten Geſetzen das ſchönſte Blau. Das Waſſer des anderen Armes geht nicht ſo tief, das Licht erreicht noch den Grund, ſo daß man Steine ſieht, und da es unten nicht finſter genug iſt, um blau zu werden, aber nicht flach und der Boden nicht rein, weiß und glänzend genug, um gelb zu ſeyn, ſo bleibt die Farbe in der Mitte, und manifeſtirt ſich als grün.

Wäre ich nun, wie Byron, zu tollen Streichen aufgelegt, und hätte ich die Mittel, ſie auszuführen, ſo würde ich folgendes Experiment machen.

Ich würde in dem grünen Arm der Rhone, in der Nähe der Brücke, wo täglich Tauſende von Menſchen paſſiren, ein großes ſchwarzes Bret, oder ſo etwas, ſo tief befeſtigen laſſen, daß ein reines Blau entſtände, und nicht weit davon ein ſehr großes Stück weißes glänzendes Blech, in ſolcher Tiefe des Waſſers, daß im Schein der Sonne ein entſchiedenes Gelb erglänzte. Wenn nun die Menſchen vorbeygingen und in dem grünen Waſſer den gelben und blauen Fleck erblickten, ſo würde ihnen das ein Räthſel ſeyn, das ſie neckte, und das ſie nicht löſen könnten. Man kommt auf Reiſen zu allerley Späßen; dieſer aber ſcheint mir zu den guten zu gehören, worin einiger Sinn vorhanden iſt und einiger Nutzen ſeyn könnte.

Vor einiger Zeit war ich in einem Buchladen, wo in dem erſten kleinen Duodezbändchen, das ich zur

Hand nahm, mir eine Stelle vor Augen trat, die in meiner Überſetzung alſo lautet:

„Aber jetzt ſaget mir: wenn man eine Wahrheit entdeckt hat, muß man ſie den anderen Menſchen mittheilen? Wenn ihr ſie bekannt macht, ſo werdet ihr von einer Unzahl von Leuten verfolgt, die von dem entgegengeſetzten Irrthum leben, indem ſie verſichern, daß eben dieſer Irrthum die Wahrheit, und alles was dahin geht, ihn zu zerſtören, der größte Irrthum ſelber ſey.“

Dieſe Stelle ſchien mir auf die Art, wie die Männer vom Fach Ihre Farbenlehre aufgenommen, eine Anwendung zu finden, als wäre ſie dafür geſchrieben worden, und ſie gefiel mir dermaßen, daß ich ihr zu Liebe das ganze Buch kaufte. Es enthielt Paul und Virginia und „La Chaumière indienne“ von Bernardin de Saint Pierre, und ich hatte alſo auch übrigens meinen Kauf nicht zu bereuen. Ich las das Buch mit Freuden; der reine herrliche Sinn des Verfaſſers erquickte mich, und ſeine zarte Kunſt, beſonders wie er bekannte Gleichniſſe ſchicklich anwendet, wußte ich zu erkennen und zu ſchätzen.

Auch die erſte Bekanntſchaft mit Rouſſeau und Montesquieu habe ich hier gemacht; damit aber mein Brief nicht ſelbſt zum Buche werde, ſo will ich über dieſe, ſo wie über vieles Andere, das ich noch ſagen möchte, für heute hinweggehen.

Seitdem ich den langen Brief von vorgestern von der Seele habe, fühle ich mich heiter und frey, wie nicht seit Jahren, und ich möchte immer schreiben und reden. Es ist mir wirklich das höchste Bedürfniß, mich wenigstens vor der Hand von Weimar entfernt zu halten; ich hoffe, daß Sie es billigen, und sehe schon die Zeit, wo Sie sagen werden, daß ich recht gethan.

Morgen wird das hiesige Theater mit dem Barbier von Sevilla eröffnet, welches ich noch sehen will; dann aber gedenke ich ernstlich abzureisen. Das Wetter scheint sich auch aufklären und mich begünstigen zu wollen. Es hat hier geregnet seit Ihrem Geburtstage, wo es schon morgens früh mit Gewittern anfing, die den ganzen Tag, in der Richtung von Lyon her, die Rhone herauf über den See zogen nach Lausanne zu, so daß es fast den ganzen Tag donnerte. Ich habe ein Zimmer für 16 Sous täglich, das mir die schönste Aussicht auf den See und das Gebirge gewährt. Gestern regnete es unten, es war kalt, und die höchsten Spitzen des Jura zeigten sich nach vorbeygezogenem Schauer zum ersten Mal weiß mit Schnee, der aber heute schon wieder verschwunden ist. Die Vorgebirge des Montblanc fangen schon an sich mit bleibendem Weiß zu umhüllen; an der Küste des See's hinauf, in dem Grün der reichen Vegetation, stehen schon einige Bäume gelb und braun; die Nächte werden kalt, und man sieht, daß der Herbst vor der Thür ist.

Ich grüße Frau v. Goethe, Fräulein Ulrike, und Walter, Wolf und die Alma herzlich. Ich habe an Frau v. Goethe Vieles über Sterling zu ſchreiben, welches morgen geſchehen ſoll.

Ich freue mich, von Ew. Excellenz einen Brief in Frankfurt zu erhalten, und bin glücklich in dieſer Hoffnung.

Mit den beſten Wünſchen und treueſten Geſinnungen verharrend.

E.

Ich reiſte am 21. September von Genf ab, und nachdem ich mich in Bern ein paar Tage aufgehalten, kam ich am 27. nach Straßburg, wo ich abermals einige Tage verweilte.

Hier, an dem Fenſter eines Friſeurs vorbeygehend, ſah ich eine kleine Büſte Napoleons, die, von der Straße zu gegen das Dunkel des Zimmers betrachtet, alle Abſtufungen von Blau zeigte, vom milchigen Hellblau bis zum tiefen Violet. Ich hatte eine Ahndung, daß, vom Innern des Zimmers gegen das Licht angeſehen, die Büſte mir alle Abſtufungen des Gelben gewähren würde, und ſo konnte ich einem augenblicklichen lebhaften Trieb nicht widerſtehen, zu den mir ganz unbekannten Perſonen geradezu hineinzutreten.

Mein erſter Blick war nach der Büſte, wo mir denn die herrlichſten Farben der activen Seite, vom blaſſeſten Gelb bis zum dunkelen Rubinroth, zu großer Freude entgegenglänzten. Ich fragte lebhaft, ob man nicht geneigt ſeyn wolle, mir dieſes Bruſtbild des großen Helden zu überlaſſen? — Der Wirth erwiederte mir, daß er, aus gleicher Anhänglichkeit für den Kaiſer, ſich vor kurzem die Büſte aus Paris mitgebracht habe; da jedoch meine Liebe die ſeinige noch um ein gutes Theil zu übertreffen ſcheine, wie er aus meiner enthuſiaſtiſchen Freude ſchließe, ſo gebühre mir auch der Vorzug des Beſitzes, und er wolle ſie mir gerne überlaſſen.

In meinen Augen hatte dieß gläſerne Bild einen unſchätzbaren Werth, und ich konnte daher nicht umhin, den guten Eigenthümer mit einiger Verwunderung anzuſehen, als er es für wenige Franken in meine Hände gab.

Ich ſchickte es, nebſt einer in Mailand gekauften, gleichfalls merkwürdigen Medaille, als ein kleines Reiſegeſchenk an Goethe, der es denn nach Verdienſt zu ſchätzen wußte.

In Frankfurt und ſpäter erhielt ich von ihm folgende Briefe.

Erſter Brief.

„Nur mit dem Wenigſten vermelde: daß Ihre beyden Schreiben von Genf glücklich angekommen ſind,

freylich erſt am 26. September. Ich eile daher nur ſo viel zu ſagen: bleiben Sie ja in Frankfurt, bis wir wohl überlegt haben, wo Sie Ihren künftigen Winter zubringen wollen."

„Ich lege für dießmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rath von Willemer bey, welches ich baldigſt abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelſten Sinne mit mir verbunden ſind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können."

„Soviel alſo für dießmal. Schreiben Sie mir alſobald wenn Sie dieſen Brief erhalten haben."

Unwandelbar

Weimar
den 26. Septbr. 1830. Goethe.

Zweyter Brief.

„Zum allerſchönſten begrüße ich Sie, mein Theuerſter, in meiner Vaterſtadt, und hoffe, Sie werden die wenigen Tage in vertraulichem Vergnügen mit meinen vortrefflichen Freunden zugebracht haben."

„Wenn Sie nach Nordheim abzugehen und daſelbſt einige Zeit zu verweilen wünſchen, ſo wüßt' ich nichts entgegen zu ſetzen. Wollen Sie ſich in ſtiller

Zeit mit dem Manuſcripte beſchäftigen, das in Sorets Händen iſt, ſo ſoll es mir um deſto angenehmer ſeyn, weil ich zwar keine baldige Publication deſſelben wünſche, es aber gern mit Ihnen durchgehen und rectificiren möchte. Es wird ſeinen Werth erhöhen, wenn ich bezeugen kann, daß es ganz in meinem Sinne aufgefaßt ſey."

„Mehr ſage ich nicht, überlaſſe Ihnen und erwarte das Weitere. Man grüßt Sie freundlich aus meinem Hauſe; von den übrigen Theilnehmern habe, ſeit dem Empfang Ihres Briefes, niemand geſprochen."

„Alles Gute wünſchend

Weimar treulichſt

den 12. Octbr. 1830.

J. W. v. Goethe."

Dritter Brief.

„Der lebhafte Eindruck, den Sie beym Anblick des merkwürdigen, Farbe vermittelnden Bruſtbildes erfuhren, die Begierde, ſich ſolches anzueignen, das artige Abenteuer, welches Sie deßhalb beſtanden, und der gute Gedanke, mir ſolches als Reiſegabe zu verehren, das alles deutet darauf: wie durchdrungen Sie ſind von dem herrlichen Urphänomen, welches hier in allen ſeinen

Äußerungen hervortritt. Dieſer Begriff, dieſes Gefühl wird Sie mit ſeiner Fruchtbarkeit durch Ihr ganzes Leben begleiten, und ſich noch auf manche productive Weiſe bey Ihnen legitimiren. Der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menſchlichen Geiſte; Bücher mögen ſich durch Bücher vermehren, indeſſen der Verkehr mit lebendigen Urgeſetzen dem Geiſte gefällt, der das Einfache zu erfaſſen weiß, das Verwickelte ſich entwirrt und das Dunkle ſich aufklärt."

„Wenn Ihr Dämon Sie wieder nach Weimar führt, ſollen Sie jenes Bild in der heftigen klaren Sonne ſtehen ſehen, wo, unter dem ruhigen Blau des durchſcheinenden Angeſichts, die derbe Maſſe der Bruſt und der Epauletten von dem mächtigſten Rubinroth in allen Schattirungen auf- und abwärts leuchtet, und wie das Granitbild Memnons in Tönen, ſo ſich hier das trübe Glasbild in Farbenpracht manifeſtirt. Man ſieht hier wirklich den Helden auch für die Farbenlehre ſieghaft. Haben Sie den ſchönſten Dank für dieſe unerwartete Bekräftigung der mir ſo werthen Lehre."

„Auch mit der Medaille haben Sie mein Cabinet doppelt und dreyfach bereichert; ich bin auf einen Mann aufmerkſam worden mit Namen Dupré. Ein vortrefflicher Bildhauer, Erzgießer, Medailleur; er war es, der das Bildniß Heinrichs des Vierten auf dem Pontneuf modellirte und goß. Durch die geſendete Medaille angeregt, ſah ich meine übrigen durch, fand noch

ſehr vorzügliche mit demſelben Namen, andere vermuthlich von ihm, und ſo hat Ihre Gabe auch hier eine ſchöne Anregung veranlaßt."

„Mit meiner Metamorphoſe, die Soretſche Überſetzung an der Seite, ſind wir erſt am fünften Bogen; ich wußte lange nicht, ob ich dieſem Unternehmen mit Fluch oder Segen gedenken ſollte. Nun aber, da es mich wieder in die Betrachtung der organiſchen Natur hineindrängt, freu' ich mich daran und folge dem Berufe willig. Die für mich nun über vierzig Jahr alte Maxime gilt noch immer fort; man wird durch ſie in dem ganzen labyrinthiſchen Kreiſe des Begreiflichen glücklich umher geleitet, und bis an die Grenze des Unbegreiflichen geführt, wo man ſich denn, nach großem Gewinn, gar wohl beſcheiden kann. Alle Philoſophen der alten und neuen Welt vermochten auch nicht weiter zu gelangen. Mehr darf man ſich in Schriften auszuſprechen kaum anmaßen."

J. W. v. Goethe.

Bey meinem Aufenthalte zu Nordheim, wo ich, nach einigem Verweilen zu Frankfurt und Caſſel, erſt gegen Ende Octobers angekommen war, vereinigten ſich alle Umſtände dahin, um meine Rückkehr nach Weimar erwünſcht zu machen.

Die baldige Herausgabe meiner Converſationen hatte Goethe nicht gebilligt, und ſomit war denn an eine erfolgreiche Eröffnung einer rein literariſchen Laufbahn nicht mehr zu denken.

Sodann das Wiederſehen meiner ſeit Jahren innigſt Geliebten, und das täglich erneute Gefühl ihrer großen Tugenden, erregten den Wunſch ihres baldigen Beſitzes und das Verlangen nach einer ſichern Exiſtenz auf das lebhafteſte.

Unter ſolchen Umſtänden erreichte mich eine Botſchaft aus Weimar, von der Frau Großherzogin befohlen, die ich mit Freuden ergriff, wie aus folgendem Brief an Goethe näher hervorgeht.

Nordheim, den 6. November 1830.

Der Menſch denkt und Gott lenkt, und ehe man eine Hand umwendet, ſind unſere Zuſtände und Wünſche anders als wir es voraus dachten.

Vor einigen Wochen hatte ich eine gewiſſe Furcht, nach Weimar zurückzukehren, und jetzt ſtehen die Sachen ſo, daß ich nicht allein bald und gerne zurückkomme, ſondern auch mit Gedanken umgehe, mich dort häuslich einzurichten und für immer zu befeſtigen.

Ich habe vor einigen Tagen ein Schreiben von

Soret erhalten, mit dem Anerbieten eines fixen Gehaltes von Seiten der Frau Großherzogin, wenn ich zurückkommen und in meinem bisherigen Unterricht mit dem Prinzen fortfahren wolle. Noch anderes Gute will Soret mir mündlich mittheilen, und ſo ſehe ich denn aus allem, daß man gnädige Geſinnungen gegen mich hegen mag.

Ich ſchriebe nun gerne eine zuſtimmende Antwort an Soret; allein ich höre, er iſt zu den Seinigen nach Genf gereiſet, und ſo bleibt mir weiter nichts übrig als mich an Eure Excellenz mit der Bitte zu wenden: der Kaiſerlichen Hoheit den Entſchluß meiner baldigen Zurückkunft geneigteſt mitzutheilen.

Ihnen ſelbſt hoffe ich zugleich durch dieſe Nachricht einige Freude zu machen, indem doch mein Glück und meine Beruhigung Ihnen ſeit lange am Herzen liegt.

Ich ſende die ſchönſten Grüße allen lieben Ihrigen und hoffe ein baldiges frohes Wiederſehen.

E.

Am 20. November Nachmittags reiſte ich von Nordheim ab, auf dem Wege nach Göttingen, das ich in der Dunkelheit erreichte.

Abends an Table d'hôte, als der Wirth hörte, daß ich aus Weimar ſey und dahin zurückwolle, äußerte

er in gemüthlicher Ruhe, daß doch der große Dichter Goethe in ſeinem hohen Alter noch ein ſchweres Leid habe erfahren müſſen, indem, wie er heut in den Zeitungen geleſen, ſein einziger Sohn in Italien am Schlage geſtorben ſey.

Man mag denken, was ich bey dieſen Worten empfand. Ich nahm ein Licht und ging auf mein Zimmer, um nicht die anweſenden Fremden zu Zeugen meiner inneren Bewegung zu machen.

Ich verbrachte die Nacht ſchlaflos. Das mich ſo nahe berührende Ereigniß war mir beſtändig vor der Seele. Die folgenden Tage und Nächte unterwegs, und in Mühlhauſen und Gotha, vergingen mir nicht beſſer. Einſam im Wagen, bey den trüben Novembertagen, und in den öden Feldern, wo nichts Äußeres mich zu zerſtreuen und aufzuheitern geeignet war, bemühte ich mich vergebens, andere Gedanken zu faſſen, und in den Gaſthöfen unter Menſchen hörte ich, als von einer Neuigkeit des Tages, immer von dem mich ſo nahe betreffenden traurigen Fall. Meine größte Beſorgniß war, daß Goethe in ſeinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überſtehen möchte. „Und welchen Eindruck, ſagte ich mir, wird deine Ankunft machen, da du mit ſeinem Sohne gegangen biſt und nun alleine zurückkommſt! Er wird ihn erſt zu verlieren glauben, wenn er dich wiederſieht.“

Unter ſolchen Gedanken und Empfindungen erreichte

ich Dienstag den 23. November Abends sechs Uhr das letzte Chausseehaus vor Weimar. Ich fühlte abermals in meinem Leben, daß das menschliche Daseyn schwere Momente habe, durch die man hindurch müsse. Meine Gedanken verkehrten mit höheren Wesen über mir, als mich ein Blick des Mondes traf, der auf einige Secunden aus dichtem Gewölk glänzend hervortrat und sich dann wieder finster verhüllte wie zuvor. War dieses nun Zufall oder war es etwas mehr, genug ich nahm es als ein günstiges Zeichen von oben, und gewann daraus eine unerwartete Stärkung.

Kaum daß ich meine Wirthsleute begrüßt hatte, so war mein erster Weg in das Goethesche Haus. Ich ging zuerst zu Frau v. Goethe. Ich fand sie bereis in tiefer Trauerkleidung, jedoch ruhig und gefaßt, und wir hatten viel gegen einander auszusprechen.

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir setzten uns und sprachen sogleich von geschiedten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bey ihm zu seyn. Er zeigte mir zwey angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches Andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Sylbe gedacht.

Donnerstag, den 25. November 1830.

Goethe ſendete mir am Morgen einige Bücher, die als Geſchenk engliſcher und deutſcher Autoren für mich angekommen waren. Mittags ging ich zu ihm zu Tiſch. Ich fand ihn eine Mappe mit Kupferſtichen und Handzeichnungen betrachtend, die ihm zum Verkauf zugeſendet waren. Er erzählte mir, daß die Frau Großherzogin ihn am Morgen mit einem Beſuche erfreut, und daß er Ihr meine Ankunft verkündiget habe.

Frau v. Goethe geſellte ſich zu uns und wir ſetzten uns zu Tiſch. Ich mußte von meiner Reiſe erzählen. Ich ſprach über Venedig, über Mailand, über Genua, und es ſchien ihm beſonders intereſſant, nähere Nachrichten über die Familie des dortigen engliſchen Conſuls zu vernehmen. Ich erzählte ſodann von Genf, und er erkundigte ſich theilnehmend nach der Familie Soret und Herrn von Bonſtetten. Von letzterem wünſchte er eine nähere Schilderung, die ich ihm gab ſo gut es gelingen wollte.

Nach Tiſch war es mir lieb, daß Goethe von meinen Converſationen zu reden anfing. „Es muß Ihre erſte Arbeit ſeyn, ſagte er, und wir wollen nicht eher nachlaſſen, als bis alles vollkommen gethan und im Reinen iſt.“

Übrigens erſchien Goethe mir heute beſonders ſtille und oft in ſich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.

Dienstag, den 30. November 1830.

Goethe ſetzte uns vorigen Freytag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutſturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, ſechs Pfund Blut, welches bey ſeinem achtzigjährigen Alter viel ſagen will. Die große Geſchicklichkeit ſeines Arztes, des Hofraths Vogel, verbunden mit ſeiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch dießmal geſiegt, ſo daß er mit raſchen Schritten ſeiner Geneſung entgegengeht, ſchon wieder den beſten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder ſchläft. Es darf niemand zu ihm, das Reden iſt ihm verboten, doch ſein ewig reger Geiſt kann nicht ruhen, er denkt ſchon wieder an ſeine Arbeiten. Dieſen Morgen erhielt ich von ihm folgendes Billet, das er mit der Bleyfeder im Bette geſchrieben.

„Haben Sie die Güte, mein beſter Doctor, beykommende ſchon bekannte Gedichte nochmals durchzugehen und die voranliegenden neuen einzuordnen, damit es ſich zum Ganzen ſchicke. Fauſt folgt hierauf!

Ein frohes Wiederſehen!

W. d. 30. Nov.

1830. Goethe.“

Nach Goethe's raſch erfolgender völligen Geneſung wendete er ſein ganzes Intereſſe auf den vierten Act des Fauſt, ſo wie auf die Vollendung des vierten Bandes von Wahrheit und Dichtung.

Mir empfahl er die Redaction ſeiner kleinen bis dahin ungedruckten Schriften, deßgleichen eine Durchſicht ſeiner Tagebücher und abgegangenen Briefe, damit es uns klar werden möchte, wie damit bey künftiger Herausgabe zu verfahren.

An eine Redaction meiner Geſpräche mit ihm war nicht mehr zu denken; auch hielt ich es für vernünftiger, anſtatt mich mit dem bereits Geſchriebenen zu befaſſen, den Vorrath ferner durch Neues zu vermehren, ſo lange ein gütiges Geſchick geneigt ſeyn wolle, es mir zu vergönnen.

1 8 3 1.

Digitized by Google

Sonnabend, den 1. Januar 1831.

Von Goethe's Briefen an verschiedene Personen, wovon die Concepte seit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden sind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge sorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachstehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben, die bey einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

§. 1.

Zunächst ist die Frage entstanden, ob es gerathen sey, diese Briefe stellenweise und gleichsam im Auszuge mitzutheilen.

Hierauf sage ich, daß es im Allgemeinen Goethe's Natur und Verfahren ist, auch bey den kleinsten Gegenständen mit einiger Intention zu Werke zu gehen, welches denn auch vorzüglich in diesen Briefen erscheint, wo der Verfasser immer als ganzer Mensch bey der Sache gewesen, so daß jedes Blatt von Anfang bis zu

Ende nicht allein vollkommen gut geſchrieben iſt, ſondern auch darin eine ſuperiore Natur und vollendete Bildung ſich in keiner Zeile verläugnet hat.

Ich bin demnach dafür, die Briefe ganz zu geben von Anfang bis zu Ende, zumal da einzelne bedeutende Stellen durch das Vorangehende und Nachfolgende oft erſt ihren wahren Glanz und wirkſamſtes Verſtändniß erhalten.

Und genau beſehen, und dieſe Briefe vis-à-vis einer mannigfaltigen großen Welt betrachtet, wer wollte ſich denn anmaßen und ſagen, welche Stelle bedeutend und alſo mitzutheilen ſey und welche nicht? — Hat doch der Grammatiker, der Biograph, der Philoſoph, der Ethiker, der Naturforſcher, der Künſtler, der Poet, der Academiker, der Schauſpieler, und ſo ins Unendliche, hat doch jeder ſeine verſchiedenen Intereſſen, ſo daß der eine grade über die Stelle hinausliefet, die der andere als höchſt bedeutend ergreift und ſich aneignet.

So findet ſich z. B. in dem erſten Hefte von 1807 ein Brief an einen Freund, deſſen Sohn ſich dem Forſtfache widmen will, und dem Goethe die Carriere vorzeichnet, die der junge Mann zu machen hat. Einen ſolchen Brief wird vielleicht ein junger Literator überſchlagen, während ein Forſtmann ſicher mit Freuden bemerken wird, daß der Dichter auch in ſein Fach hineingeblickt, und auch darin guten Rath hat ertheilen wollen.

Ich wiederhole daher, daß ich dafür bin, dieſe Briefe, ohne Zerſtückelung, ganz ſo zu geben wie ſie ſind, und zwar um ſo mehr, als ſie in der Welt in ſolcher Geſtalt verbreitet exiſtiren, und man ſicher darauf rechnen kann, daß die Perſonen, die ſie erhalten, ſie einſt ganz ſo werden drucken laſſen, wie ſie geſchrieben worden.

§. 2.

Fänden ſich jedoch Briefe, deren unzerſtückte Publication bedenklich wäre, die aber im Einzelnen gute Sachen enthielten, ſo ließe man dieſe Stellen ausſchreiben, und vertheilte ſie entweder in das Jahr, wohin ſie gehören, oder machte auch daraus nach Gutbefinden eine beſondere Sammlung.

§. 3.

Es könnte der Fall vorkommen, daß ein Brief uns in dem erſten Hefte, wo wir ihm begegnen, von keiner ſonderlichen Bedeutung erſchiene und wir alſo nicht für ſeine Mittheilung geſtimmt wären. Fände ſich nun aber in den ſpäteren Jahrgängen, daß ein ſolcher Brief Folge gehabt, und alſo als Anfangsglied einer ferneren Kette zu betrachten wäre, ſo würde er durch dieſen Umſtand bedeutend werden und unter die Mitzutheilenden aufzunehmen ſeyn.

§. 4.

Man könnte zweifeln, ob es beſſer ſey, die Briefe nach den Perſonen zuſammen zu ſtellen, an die ſie

geſchrieben worden; oder ſie, nach den verſchiedenen Jahren, bunt durch einander fortlaufen zu laſſen.

Ich bin für dieſes Letztere, zunächſt, weil es eine ſchöne immer wieder anfriſchende Abwechſelung gewähren würde, indem, einer anderen Perſon gegenüber, nicht allein immer ein anders nüancirter Ton des Vortrages eintritt, ſondern auch ſtets andere Sachen zur Sprache gebracht werden, ſo daß denn Theater, poetiſche Arbeiten, Naturſtudien, Familienangelegenheiten, Bezüge zu höchſten Perſonen, freundſchaftliche Verhältniſſe u. ſ. w. ſich abwechſelnd darſtellen.

Sodann aber bin ich für eine gemiſchte Herausgabe nach Jahren auch aus dem Grunde, weil die Briefe eines Jahres, durch die Berührung deſſen was gleichzeitig lebte und wirkte, nicht allein den Character des Jahres tragen, ſondern auch die Zuſtände und Beſchäftigungen der ſchreibenden Perſon nach allen Seiten und Richtungen hin zur Sprache bringen, ſo daß denn ſolche Jahres-Briefe ganz geeignet ſeyn möchten, die bereits gedruckte ſummariſche Biographie der Tag- und Jahres-Hefte mit dem friſchen Detail des Augenblicks zu ergänzen.

§. 5.

Briefe, die andere Perſonen bereits haben drucken laſſen, indem ſie vielleicht eine Anerkennung ihrer Verdienſte, oder ſonſt ein Lob und eine Merkwürdigkeit enthalten, ſoll man in dieſer Sammlung noch einmal brin-

gen, indem sie theils in die Reihe gehören, anderntheils aber jenen Personen damit ein Wille geschehen möchte, indem sie dadurch vor der Welt bestätiget sehen, daß ihre Documente echt waren.

§. 6.

Die Frage, ob ein Empfehlungsbrief in die Sammlung aufzunehmen sey oder nicht, soll in Erwägung der empfohlenen Person entschieden werden. Ist aus ihr nichts geworden, so soll man den Brief, im Fall er nicht sonstige gute Dinge enthält, nicht aufnehmen; hat aber die empfohlene Person sich in der Welt einen rühmlichen Namen gemacht, so soll man den Brief aufnehmen.

§. 7.

Briefe an Personen, die aus Goethe's Leben bekannt sind, wie z. B. Lavater, Jung, Behrisch, Kniep, Hackert und Andere, haben an sich Interesse, und ein solcher Brief wäre mitzutheilen, wenn er auch außerdem eben nichts Bedeutendes enthalten sollte.

§. 8.

Man soll überhaupt in Mittheilung dieser Briefe nicht zu ängstlich seyn, indem sie uns von Goethe's breiter Existenz und mannigfaltiger Wirkung nach allen Ecken und Enden einen Begriff geben, und indem sein Benehmen gegen die verschiedensten Personen und in

den mannigfaltigſten Lagen als im hohen Grade lehrreich zu betrachten iſt.

§. 9.

Wenn verſchiedene Briefe über eine und dieſelbe Thatſache reden, ſo ſoll man die vorzüglichſten auswählen, und wenn ein gewiſſer Punct in verſchiedenen Briefen vorkommt, ſo ſoll man ihn in einigen unterdrücken und ihn dort ſtehen laſſen, wo er am beſten ausgeſprochen iſt.

§. 10.

In den Briefen von 1811 und 1812 dagegen kommen vielleicht zwanzig Stellen vor, wo um Handſchriften merkwürdiger Menſchen gebeten wird. Solche und ähnliche Stellen müſſen nicht unterdrückt werden, indem ſie als durchaus characteriſirend und liebenswürdig erſcheinen.

Vorſtehende Paragraphen ſind durch Betrachtung der Briefe von den Jahren 1807, 1808 und 1809 angeregt. Was ſich im ferneren Verlauf der Arbeit an allgemeinen Bemerkungen noch ergeben möchte, ſoll Gegenwärtigem nachträglich hinzugefügt werden.

W. d. 1. Januar 1831.

E.

Heute nach Tiſch beſprach ich mit Goethe die vorſtehende Angelegenheit punctweiſe, wo er denn dieſen meinen Vorſchlägen ſeine beyfällige Zuſtimmung gab. „Ich werde, ſagte er, in meinem Teſtament Sie zum Herausgeber dieſer Briefe ernennen, und darauf hindeuten, daß wir über das dabey zu beobachtende Verfahren im Allgemeinen mit einander einig geworden."

Mittwoch, den 9. Februar 1831.

Ich las geſtern mit dem Prinzen in Voſſens Luiſe weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen Manches zu bemerken. Die großen Verdienſte der Darſtellung der Localität und äußeren Zuſtände der Perſonen entzückten mich; jedoch wollte mir erſcheinen, daß das Gedicht eines höheren Gehaltes entbehre, welche Bemerkung ſich mir beſonders an ſolchen Stellen aufdrang, wo die Perſonen in wechſelſeitigen Reden ihr Inneres auszuſprechen in dem Fall ſind. Im Vicar of Wakefield iſt auch ein Landprediger mit ſeiner Familie dargeſtellt, allein der Poet beſaß eine höhere Weltcultur, und ſo hat ſich dieſes auch ſeinen Perſonen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der Luiſe ſteht Alles auf dem Niveau einer beſchränkten mittleren Cultur, und ſo iſt freylich immer

genug da, um einen gewiſſen Kreis von Leſern durchaus zu befriedigen. Die Verſe betreffend, ſo wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für ſolche beſchränkte Zuſtände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert ſey, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen um bequem geleſen zu werden.

Ich äußerte mich über dieſen Punct heute Mittag bey Tiſch gegen Goethe. „Die früheren Ausgaben jenes Gedichts, ſagte er, ſind in ſolcher Hinſicht weit beſſer, ſo daß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgeleſen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünſtelt, und aus techniſchen Grillen das Leichte, Natürliche der Verſe verdorben. Überhaupt geht Alles jetzt aufs Techniſche aus, und die Herren Critiker fangen an zu quängeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. — Wäre ich noch jung und verwegen genug, ſo würde ich abſichtlich gegen alle ſolche techniſche Grillen verſtoßen, ich würde Allitterationen, Aſſonanzen und falſche Reime, Alles gebrauchen wie es mir käme und bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptſache losgehen, und ſo gute Dinge zu ſagen ſuchen, daß jeder gereizt werden ſollte, es zu leſen und auswendig zu lernen.“

Freytag, den 11. Februar 1831.

Heute bey Tiſch erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des Fauſt angefangen habe und ſo fortzufahren gedenke, welches mich ſehr beglückte.

Sodann ſprach er mit großem Lob über Carl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Coſtume in den Stücken des Euripides geſchrieben, und, bey großer Gelehrſamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe, als eben zu ſeinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich, ſagte Goethe, wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit ſich gar zu viel mit dem Techniſchen und mit langen und kurzen Sylben zu ſchaffen gemacht haben.“

„Es iſt immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn ſie ſo ins Kleinliche des Techniſchen geht, und eben ſo iſt es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es ſich mit dergleichen befaßt.“

„Und dann ſind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden ſich z. B. im Grafen Platen faſt alle Haupterforderniſſe eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geiſt, Productivität beſitzt er im hohen Grade; auch findet ſich bey ihm eine vollkommene techniſche Ausbildung, und ein Studium und ein Ernſt wie bey wenigen Andern; allein ihn hindert ſeine unſelige polemiſche Richtung.“

„Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der romantische Ödipus trägt Spuren daß, besonders was das Technische betrifft, grade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein, nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen!“

„Und dann, was nie genug bedacht wird, solche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freyen Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur, von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken.“

Sonnabend, den 12. Februar 1831.

Ich lese im neuen Testament, und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt, und Petrus, ihm auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

„Es iſt dieß eine der ſchönſten Legenden, ſagte Goethe, die ich vor allen lieb habe. Es iſt darin die hohe Lehre ausgeſprochen, daß der Menſch durch Glauben und friſchen Muth im ſchwierigſten Unternehmen ſiegen werde; dagegen bey anwandelndem geringſten Zweifel ſogleich verloren ſey."

Sonntag, den 13. Februar 1831.

Bey Goethe zu Tiſch. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des Fauſt fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang ſo gelungen wie er es gewünſcht. „Das, was geſchehen ſollte, ſagte er, hatte ich, wie Sie wiſſen, längſt; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da iſt es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen ſind. Ich werde nun dieſe ganze Lücke, von der Helena bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederſchreiben, damit ich ſodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen, und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächſt anmuthen. Dieſer Act bekommt wieder einen ganz eigenen Character, ſo daß er, wie eine für ſich beſtehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt, und nur durch einen leiſen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden ſich dem Ganzen anſchließt."

Er wird alſo, ſagte ich, völlig im Character des Übrigen ſeyn; denn im Grunde ſind doch der Auerbachſche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die claſſiſche Walpurgisnacht, die Helena, lauter für ſich beſtehende kleine Weltenkreiſe, die, in ſich abgeſchloſſen, wohl auf einander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszuſprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinander zu reihen was er Luſt hat. Es iſt mit der Odyſſee und dem Gil-Blas auch nicht anders.

„Sie haben vollkommen Recht, ſagte Goethe; auch kommt es bey einer ſolchen Compoſition bloß darauf an, daß die einzelnen Maſſen bedeutend und klar ſeyen, während es als ein Ganzes immer incommenſurabel bleibt, aber eben deßwegen, gleich einem unaufgelösten Problem, die Menſchen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte ſodann von dem Brief eines jungen Militairs, dem ich, nebſt anderen Freunden, gerathen hatte in ausländiſche Dienſte zu gehen, und der nun, da er die fremden Zuſtände nicht nach ſeinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen ſchilt, die ihm gerathen.

„Es iſt mit dem Rathgeben ein eigenes Ding, ſagte Goethe, und wenn man eine Weile in der Welt geſehen

hat, wie die geſcheidteſten Dinge mißlingen, und das Abſurdeſte oft zu einem glücklichen Ziele führt, ſo kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rath ertheilen zu wollen. Im Grunde iſt es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beſchränktheit, und von dem, der ihn giebt, eine Anmaßung. Man ſollte nur Rath geben in Dingen, in denen man ſelber mitwirken will. Bittet mich ein Anderer um guten Rath, ſo ſage ich wohl, daß ich bereit ſey ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er verſprechen wolle, nicht danach zu handeln."

Das Geſpräch lenkte ſich auf das neue Teſtament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgeleſen wo Chriſtus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. Wenn man die Evangeliſten lange nicht geleſen, ſagte ich, ſo erſtaunt man immer wieder über die ſittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unſere moraliſche Willenskraft auch eine Art von categoriſchem Imperativ. „Beſonders, ſagte Goethe, finden Sie den categoriſchen Imperativ des Glaubens, welches ſodann Mahomet noch weiter getrieben hat." Übrigens, ſagte ich, ſind die Evangeliſten, wenn man ſie näher anſieht, voller Abweichungen und Widerſprüche, und die Bücher müſſen wunderliche Schickſale gehabt haben, ehe ſie ſo beyſammen gebracht ſind, wie wir ſie nun haben. „Es iſt ein Meer auszutrinken, ſagte Goethe, wenn man ſich in

eine hiſtoriſche und critiſche Unterſuchung dieſerhalb einläßt. Man thut immer beſſer, ſich ohne Weiteres an das zu halten, was wirklich da iſt, und ſich davon anzueignen, was man für ſeine ſittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens iſt es hübſch, ſich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Beſſeres empfehlen, als das herrliche Buch von Röhr über Paläſtina. Der verſtorbene Großherzog hatte über dieſes Buch eine ſolche Freude, daß er es zweymal kaufte, indem er das erſte Exemplar, nachdem er es geleſen, der Bibliothek ſchenkte, und das andere für ſich behielt, um es immer in ſeiner Nähe zu haben."

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an ſolchen Dingen. „Darin, ſagte Goethe, war er groß. Er hatte Intereſſe für Alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach ſchlagen in welches es wollte. Er war immer vorſchreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, ſuchte er bey ſich einheimiſch zu machen. Wenn etwas mißlang, ſo war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dieß oder jenes Verfehlte bey ihm entſchuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterſte Weiſe, und ging immer ſogleich wieder auf etwas Neues los. Es war dieſes eine eigene Größe ſeines Weſens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, ſondern angeboren."

Zum Nachtiſch betrachteten wir einige Kupfer nach neueſten Meiſtern, beſonders im landſchaftlichen Fach, wobey mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falſches wahrzunehmen. „Es iſt ſeit Jahrhunderten ſo viel Gutes in der Welt, ſagte Goethe, daß man ſich billig nicht wundern ſollte wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft.“ Es iſt nur das Üble, ſagte ich, daß es ſo viele falſche Lehren giebt, und daß ein junges Talent nicht weiß welchem Heiligen es ſich widmen ſoll. „Davon haben wir Proben, ſagte Goethe; wir haben ganze Generationen an falſchen Maximen verloren gehen und leiden ſehen, und haben ſelber darunter gelitten. Und nun in unſern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck ſogleich allgemein predigen zu können! Mag ein ſolcher Kunſtrichter nach einigen Jahren auch beſſer denken, und mag er auch ſeine beſſere Überzeugung öffentlich verbreiten, ſeine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig, gleich einem Schlingkraut, neben dem Guten immer fortwirken. Mein Troſt iſt nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irre zu leiten und nicht zu verderben iſt.“

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es ſind wirklich gute Sachen, ſagte Goethe; Sie ſehen reine hübſche Talente, die was gelernt und die ſich Geſchmack und Kunſt in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlet dieſen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie ſich dieſes Wort und

unterſtreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewiſſe zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten ſich überall ausſprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerey, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Es lebt ein ſchwächeres Geſchlecht, von dem ſich nicht ſagen läßt ob es ſo iſt durch die Zeugung, oder durch eine ſchwächere Erziehung und Nahrung."

Man ſieht aber dabey, ſagte ich, wie viel in den Künſten auf eine große Perſönlichkeit ankommt, die freylich in früheren Jahrhunderten beſonders zu Hauſe war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Titian und Paul Veroneſe ſteht, ſo empfindet man den gewaltigen Geiſt dieſer Männer, in ihrem erſten Aperçü von dem Gegenſtande, wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energiſches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und dieſe höhere Gewalt der künſtleriſchen Perſönlichkeit dehnet unſer eigenes Weſen aus und erhebt uns über uns ſelbſt wenn wir ſolche Werke betrachten. Dieſer männliche Geiſt, von dem Sie ſagen, findet ſich auch ganz beſonders in den Rubensſchen Landſchaften. Es ſind freylich auch nur Bäume, Erdboden, Waſſer, Felſen und Wolken, allein ſeine kräftige Geſinnung iſt in die Formen gefahren, und ſo ſehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir ſehen ſie von der Gewalt des Künſtlers durchdrungen und nach ſeinem Sinne von neuem hervorgebracht.

„Allerdings, ſagte Goethe, iſt in der Kunſt und Poeſie die Perſönlichkeit alles; allein doch hat es unter den Critikern und Kunſtrichtern der neueſten Zeit ſchwache Perſonagen gegeben, die dieſes nicht zugeſtehen, und die eine große Perſönlichkeit, bey einem Werke der Poeſie oder Kunſt, nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wiſſen.“

„Aber freylich, um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum ſelber etwas ſeyn. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe, und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten und auch wirklich machten als ſie waren.“

Montag, den 14. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Er hatte die Memoiren des General Rapp geleſen, wodurch das Geſpräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müſſe gehabt haben, ſich als Mutter ſo vieler Helden und einer ſo gewaltigen Familie zu wiſſen. Sie hatte Napoleon, ihren zweyten Sohn, geboren als ſie achtzehn Jahr alt war und ihr Gemahl dreyundzwanzig,

ſo daß alſo die friſcheſte Jugendkraft der Eltern ſeinem phyſiſchen Theile zu Gute kam. Neben ihm gebiert ſie drey andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energiſch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewiſſen poetiſchen Talent. Auf ſolche vier Söhne folgen drey Töchter, und zuletzt Jerome, der am ſchwächſten von Allen ausgeſtattet geweſen zu ſeyn ſcheint.

Das Talent iſt freylich nicht erblich, allein es will eine tüchtige phyſiſche Unterlage, und da iſt es denn keineswegs einerley, ob jemand der Erſt- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von ſchwachen und alten Eltern iſt gezeugt worden.

Merkwürdig iſt, ſagte ich, daß ſich von allen Talenten das muſikaliſche am früheſten zeigt, ſo daß Mozart in ſeinem fünften, Beethoven in ſeinem achten, und Hummel in ſeinem neunten Jahre ſchon die nächſte Umgebung durch Spiel und Compoſitionen in Erſtaunen ſetzten.

„Das muſikaliſche Talent, ſagte Goethe, kann ſich wohl am früheſten zeigen, indem die Muſik ganz etwas Angeborenes, Inneres iſt, das von Außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freylich, eine Erſcheinung wie Mozart, bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären iſt. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn ſie es nicht zuweilen

in außerordentlichen Individuen verſuchte, die wir anſtaunen und nicht begreifen woher ſie kommen."

Dienſtag, den 15. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich erzähle ihm vom Theater; er lobt das geſtrige Stück, Heinrich III. von Dümas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publicum nicht die rechte Speiſe geweſen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt, ſagte er, denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem Standhaften Prinzen für Noth gehabt, um ihn beym Publicum einzuſchwärzen, der doch noch weit menſchlicher und poetiſcher iſt und im Grunde weit näher liegt als Heinrich der Dritte."

Ich rede vom Groß-Cophta, den ich in dieſen Tagen abermals geleſen. Ich gehe die einzelnen Scenen geſprächsweiſe durch und ſchließe mit dem Wunſch, es einmal auf der Bühne zu ſehen.

„Es iſt mir lieb, ſagte Goethe, daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden, was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine geringe Operation, ein ganz reales Factum erſt poetiſch, und dann theatraliſch zu machen. Und doch werden Sie

zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht iſt. Schiller war auch ſehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es ſich denn für höhere Menſchen wirklich brillant machte. Für das Publicum im Allgemeinen jedoch iſt es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehenſives, wobey es den Leuten nicht heimlich iſt. Es fällt, ſeinem verwegenen Character nach, ganz in den Kreis der Clara Gazul, und der franzöſiſche Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein ſo gutes Süjet vorweggenommen. Ich ſage ein ſo gutes Süjet, denn im Grunde iſt es nicht bloß von ſittlicher, ſondern auch von großer hiſtoriſcher Bedeutung; das Factum geht der franzöſiſchen Revolution unmittelbar voran und iſt davon gewiſſermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandsgeſchichte ſo nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und ſo hatte ſie denn in der Meinung des Volkes den Standpunct verloren, um unantaſtbar zu ſeyn. Der Haß ſchadet niemanden, aber die Verachtung iſt es was den Menſchen ſtürzet. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten ſich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewiſſe Journale erſt verächtlich machen."

Donnerstag, den 17. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Ich bringe ihm seinen Aufenthalt in Carlsbad vom Jahre 1807, dessen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer, sagte Goethe lachend, man müsse alt werden um gescheidt zu seyn; im Grunde aber hat man bey zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein Anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein Besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre Recht haben, als in seinem sechzigsten."

„Man sieht freylich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunct ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr Recht hätte, als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke grade und treu gesagt habe wie er

gedacht. Dann wird ſein Geſchriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entſtanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag ſich auch ſpäter entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab dieſen guten Worten meine vollkommene Beyſtimmung. „Es kam mir in dieſen Tagen ein Blatt Maculatur in die Hände, fuhr Goethe fort, das ich las. Hm! ſagte ich zu mir ſelber, was da geſchrieben ſteht, iſt gar nicht ſo unrecht, du denkſt auch nicht anders, und würdeſt es auch nicht viel anders geſagt haben. Als ich aber das Blatt recht beſehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken. Denn da ich immer vorwärts ſtrebe, ſo vergeſſe ich was ich geſchrieben habe, wo ich denn ſehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzuſehen."

Ich erkundigte mich nach dem Fauſt und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los, ſagte Goethe, ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuſcript des zweyten Theiles heute heften laſſen, damit es mir als eine ſinnliche Maſſe vor Augen ſey. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es iſt keine Frage, daß das Fertige anlocket und reizet, um das zu vollenden was noch zu thun iſt. Es liegt in ſolchen ſinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geiſtigen mit allerley Künſten zu Hülfe kommen."

Goethe ließ den geheften neuen Faust hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuscript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

Es ist doch alles, sagte ich, seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bey dem andern Vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.

„Davon überzeugt man sich besonders wenn man älter wird, sagte Goethe, während die Jugend glaubt, es müsse alles an Einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist, und ich mich ferner wohl befinde, so hoffe ich in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Act sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Act, wie Sie wissen, längst erfunden; allein da sich das Übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der früheren Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischen-Stück durch neue Erfindungen so heranheben, daß es dem Anderen gleich werde."

Es kommt doch in diesem zweyten Theil, sagte ich, eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten.

„Ich sollte denken, sagte Goethe. Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen,

welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl thun mag. Im zweyten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und Einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

Es sind darin einige Denkübungen, sagte ich, und es möchte auch mitunter einige Gelehrsamkeit erfordert werden. Es ist mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren gelesen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famösen Stelle der classischen Walpurgisnacht deuten.

„Ich habe immer gefunden, sagte Goethe lachend, daß es gut sey etwas zu wissen."

Freytag, den 18. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der Einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht mehr wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delicatesse auf die Länge nicht durchkomme, in-

dem man eine gemiſchte und mitunter verruchte Welt zu behandeln und in Reſpect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeſchäft ein ſehr großes Metier ſey, das den ganzen Menſchen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künſten habe, wodurch nicht allein das Intereſſe des Fürſten, ſondern auch die Kräfte des Staates gewiſſen nöthigeren Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künſten ſey mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir ſodann, daß ſeine Metamorphoſe der Pflanzen mit Sorets Überſetzung gut vorrücke, und daß ihm bey der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, beſonders der Spirale, ganz unerwartet günſtige Dinge von Außen zu Hülfe kommen. „Wir beſchäftigen uns, ſagte er, wie Sie wiſſen, mit dieſer Überſetzung ſchon länger als ſeit einem Jahre, es ſind tauſend Hinderniſſe dazwiſchen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig geſtockt, und ich habe es oft im Stillen verwünſcht. Nun aber komme ich in den Fall alle dieſe Hinderniſſe zu verehren, indem im Laufe dieſer Zögerungen, außerhalb, bey andern trefflichen Menſchen, Dinge herangereift ſind, die jetzt als das ſchönſte Waſſer auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiter bringen, und meiner Arbeit einen Abſchluß erlangen laſſen, wie es vor einem Jahre nicht

wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

Sonnabend, den 19. Februar 1831.

Bey Goethe zu Tisch mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Brochüre über die Insel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Interesse las und uns das Wesentlichste daraus mittheilte.

Nach den Gesprächen über eine so eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte, als das Neueste des Tages, von den natürlichen Blattern, die, trotz aller Impfung, mit einem Male wieder in Eisenach hervorgebrochen seyen und in kurzer Zeit bereits viele Menschen hingerafft hätten.

„Die Natur, sagte Vogel, spielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Gesetz machte. Nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht

die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und ſchwächt die Motive für das Anſehen des Geſetzes."

„Dennoch aber, ſagte Goethe, bin ich dafür, daß man von dem ſtrengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem ſolche kleine Ausnahmen gegen die unüberſehbaren Wohlthaten des Geſetzes gar nicht in Betracht kommen."

„Ich bin auch der Meinung, ſagte Vogel, und möchte ſogar behaupten, daß in allen ſolchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht geſichert, die Impfung mangelhaft geweſen iſt. Soll nämlich die Impfung ſchützen, ſo muß ſie ſo ſtark ſeyn, daß Fieber entſteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber ſchützt nicht. Ich habe daher heute in der Seſſion den Vorſchlag gethan, eine verſtärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen."

„Ich hoffe daß Ihr Vorſchlag durchgegangen iſt, ſagte Goethe, ſo wie ich immer dafür bin, ſtrenge auf ein Geſetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgiebt als billig."

Es kam ſodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und ſchlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugniſſe und Gutachten oft dahingehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbey zu helfen. Bey dieſer Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Phyſikus, der in ähn-

lichen Fällen immer Character zeige, und der noch kürzlich, bey dem Zweifel eines Gerichtes, ob eine gewisse Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, sein Zeugniß dahin ausgestellt habe, daß sie es allerdings sey.

Sonntag, den 20. Februar 1831.

Mit Goethe zu Tisch. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß sie nämlich aus dem Wiederschein des blauen Himmels entstehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch Beydes zugleich wirken, sagte er, und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erscheinung verstärken." Ich gebe dieses vollkommen zu, und freue mich daß Goethe mir endlich beystimmet.

Es ärgert mich nur, sagte ich, daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monterosa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeschrieben habe. Das Hauptresultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden, Mittags bei der hellesten Sonne, der Schnee gelb, ja röthlich gelb erschien, während die schneefreyen dunkelen Theile des Gebirgs im entschiedensten Blau herübersahen. Das Phänomen überraschte mich nicht, indem ich mir hätte

vorherſagen können, daß die gehörige Maſſe von zwiſchenliegender Trübe dem, die Mittagsſonne reflectirenden, weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde; aber das Phänomen freute mich beſonders aus dem Grunde, weil es die irrige Anſicht einiger Naturforſcher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenſchaft beſitze, ſo ganz entſchieden widerlegt. Denn wäre die Luft in ſich bläulich, ſo hätte eine Maſſe von zwanzig Stunden, wie ſie zwiſchen mir und dem Monteroſa lag, den Schnee müſſen hellblau oder weißbläulich durchſcheinen laſſen, aber nicht gelb und gelbröthlich.

„Die Beobachtung, ſagte Goethe, iſt von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus.“

Im Grunde, ſagte ich, iſt die Lehre vom Trüben ſehr einfach, ſo daß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne ſie einem Andern in wenig Tagen und Stunden überliefern. Das Schwierige aber iſt, nun mit dem Geſetz zu operiren und ein Urphänomen in tauſendfältig bedingten und verhüllten Erſcheinungen immer wieder zu erkennen.

„Ich möchte es dem Whiſt vergleichen, ſagte Goethe, deſſen Geſetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern ſind, das man aber ſehr lange geſpielt haben muß, um darin ein Meiſter zu ſeyn. Überhaupt lernet niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer ſich in gewiſſen Dingen nicht ſelbſt thätig bemühet, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb.“

Goethe erzählte mir ſodann von dem Buche eines jungen Phyſikers, das er loben müſſe, wegen der Klarheit mit der es geſchrieben, und dem er die teleologiſche Richtung gerne nachſehe.

„Es iſt dem Menſchen natürlich, ſagte Goethe, ſich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten, und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf ſich, und in ſo fern ſie ihm dienen und nützen. Er bemächtiget ſich der vegetabiliſchen und animaliſchen Welt, und, indem er andere Geſchöpfe als paſſende Nahrung verſchlingt, erkennet er ſeinen Gott, und preiſet deſſen Güte, die ſo väterlich für ihn geſorget. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch daß ſie dazu ſind geſchaffen worden. Ja er kann ſich nicht denken, daß nicht auch das kleinſte Kraut für ihn da ſey, und wenn er deſſen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, ſo glaubt er doch, daß ſolches ſich künftig ihm gewiß entdecken werde.“

„Und wie der Menſch nun im Allgemeinen denkt, ſo denkt er auch im Beſondern, und er unterläßt nicht, ſeine gewohnte Anſicht aus dem Leben auch in die Wiſſenſchaft zu tragen, und auch bey den einzelnen Theilen eines organiſchen Weſens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.“

„Dieß mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wiſſenſchaft eine Weile damit durchkommen;

allein gar bald wird er auf Erſcheinungen ſtoßen, wo er mit einer ſo kleinen Anſicht nicht ausreicht, und wo er, ohne höheren Halt, ſich in lauter Widerſprüchen verwickelt."

„Solche Nützlichkeitslehrer ſagen wohl: der Ochſe habe Hörner um ſich damit zu wehren. Nun frage ich aber: warum hat das Schaf keine? und, wenn es welche hat, warum ſind ſie ihm um die Ohren gewickelt, ſo daß ſie ihm zu nichts dienen?"

„Etwas Anderes aber iſt es, wenn ich ſage: der Ochſe wehrt ſich mit ſeinen Hörnern weil er ſie hat."

„Die Frage nach dem Zweck, die Frage warum? iſt durchaus nicht wiſſenſchaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? — Denn wenn ich frage: wie hat der Ochſe Hörner? ſo führet mich das auf die Betrachtung ſeiner Organiſation, und belehret mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann."

„So hat der Menſch in ſeinem Schädel zwey unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehret, daß dieſe Höhlen Reſte des thieriſchen Schädels ſind, die ſich bey ſolchen geringeren Organiſationen in ſtärkerem Maße befinden, und die ſich beym Menſchen, trotz ſeiner Höhe, noch nicht ganz verloren haben."

„Die Nützlichkeitslehrer würden glauben ihren Gott

zu verlieren, wenn ſie nicht den anbeten ſollen, der dem Ochſen die Hörner gab, damit er ſich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichthum ſeiner Schöpfung ſo groß war, nach tauſendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tauſendfältigen Thieren ein Weſen das ſie alle enthält: den Menſchen."

„Man verehre ferner den, der dem Vieh ſein Futter giebt und dem Menſchen Speiſe und Trank ſo viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine ſolche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteſte Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geſchöpfen wimmelt, ſo daß Krieg, Peſt, Waſſer und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das iſt mein Gott! —"

Montag, den 21. Februar 1831.

Goethe lobte ſehr die neueſte Rede von Schelling, womit dieſer die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede, ſagte er, iſt durch und durch gut, und man freuet ſich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in dieſem Falle ein trefflicher Gegenſtand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichſte gelungen iſt. Könnte

man von dem Gegenſtande und Zweck ſeiner Kabirenſchrift daſſelbige ſagen, ſo würden wir ihn auch da rühmen müſſen, denn ſeine rhetoriſchen Talente und Künſte hat er auch da bewieſen."

Schellings Kabiren brachten das Geſpräch auf die claſſiſche Walpurgisnacht, und wie ſich dieſe von den Brockenſcenen des erſten Theiles unterſcheide.

„Die alte Walpurgisnacht, ſagte Goethe, iſt monarchiſch, indem der Teufel dort überall als entſchiedenes Oberhaupt reſpectirt wird. Die claſſiſche aber iſt durchaus republicaniſch, indem Alles in der Breite neben einander ſteht, ſo daß der Eine ſo viel gilt wie der Andere, und niemand ſich ſubordinirt und ſich um den Andern bekümmert."

Auch, ſagte ich, ſondert ſich in der claſſiſchen alles in ſcharf umriſſene Individualitäten, während auf dem deutſchen Blocksberg jedes Einzelne ſich in eine allgemeine Hexenmaſſe auflöſet.

„Deßhalb, ſagte Goethe, weiß auch der Mephiſtopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus ihm von theſſaliſchen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bey dem Wort theſſaliſche Hexen ſich auch Einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

Das Alterthum, ſagte ich, mußte Ihnen doch ſehr lebendig ſeyn, um alle jene Figuren wieder ſo friſch ins Leben treten zu laſſen, und ſie mit ſolcher Freyheit

zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.

„Ohne eine lebenslängliche Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt, ſagte Goethe, wäre es mir nicht möglich geweſen. Das Schwierige indeſſen war, ſich bey ſo großer Fülle mäßig zu halten, und alle ſolche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyen, und einigen andern Ungeheuern, keinen Gebrauch gemacht."

Aber was Sie in jener Nacht erſcheinen laſſen, ſagte ich, iſt alles ſo zuſammengehörig und ſo gruppirt, daß man es ſich in der Einbildungskraft leicht und gerne zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden ſich ſo gute Anläſſe auch gewiß nicht entgehen laſſen; beſonders freue ich mich den Mephiſtopheles bey den Phorkyaden zu ſehen, wo er im Profil die famöſe Maske probirt.

„Es ſtecken darin einige gute Späße, ſagte Goethe, welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weiſe benutzen wird. Wenn die Franzoſen nur erſt die Helena gewahr werden, und ſehen was daraus für ihr Theater zu machen iſt! Sie werden das Stück, wie es iſt, verderben; aber ſie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das iſt alles was man erwarten und wünſchen kann. Der Phorkyas werden ſie ſicher einen

Chor von Ungeheuern beygeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet iſt.“

Es käme darauf an, ſagte ich, daß ein tüchtiger Poet von der romantiſchen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Roſſini ſein großes Talent zu einer bedeutenden Compoſition zuſammennähme, um mit der Helena Wirkung zu thun. Denn es ſind darin Anläſſe zu prächtigen Decorationen, überraſchenden Verwandlungen, glänzenden Coſtumen und reizenden Balletten, wie nicht leicht in einem anderen Stück, ohne zu erwähnen, daß eine ſolche Fülle von Sinnlichkeit ſich auf dem Fundament einer geiſtreichen Fabel bewegt, wie ſie nicht leicht beſſer erfunden werden dürfte.

„Wir wollen erwarten, ſagte Goethe, was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt ſich in ſolchen Dingen nichts beſchleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menſchen aufgehe, und daß Theater-Directoren, Poeten und Componiſten darin ihren Vortheil gewahr werden.“

Dienſtag, den 22. Februar 1831.

Ober-Conſiſtorialrath Schwabe begegnet mir in den Straßen; ich begleite ihn eine Strecke, wo er mir von ſeinen mannigfaltigen Geſchäften erzählt und ich in den bedeutenden Wirkungskreis dieſes vorzüglichen Mannes

hineinblicke. Er ſagt, daß er in den Nebenſtunden ſich mit Herausgabe eines Bändchens neuer Predigten beſchäftige, daß eins ſeiner Schulbücher kürzlich ins Däniſche überſetzt, daß davon vierzigtauſend Exemplare verkauft worden, und man es in Preußen in den vorzüglichſten Schulen eingeführt habe. Er bittet mich, ihn zu beſuchen, welches ich mit Freuden verſpreche.

Darauf mit Goethe zu Tiſch, rede ich über Schwabe, und Goethe ſtimmt in deſſen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin, ſagte er, ſchätzet ihn auch im hohen Grade, wie denn dieſe Dame überall recht gut weiß, was ſie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Portraitſammlung zeichnen laſſen, und Sie thun ſehr wohl, ihn zu beſuchen, und ihn vorläufig um dieſe Erlaubniß zu bitten. Beſuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Intereſſe ſeyn, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch, ohne einen näheren Verkehr mit einem ſolchen Mann, keinen rechten Begriff hat.“

Ich verſpreche dieſes zu thun; indem die Kenntniß practiſch-thätiger, das Nützliche befördernder Menſchen meine wahre Neigung iſt.

Mittwoch, den 23. Februar 1831.

Vor Tiſch, bey einem Spaziergange auf der Erfurter Chauſſee, begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in ſeinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen, und reden über naturhiſtoriſche Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittelſt zwiſchenliegender Trübe, ein Dunkeles eher blau erſcheine als ein Weißes gelb. Goethe ſtimmet mir zu, und wir ſprechen ſodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht, ſagte Goethe, ob dieſes höchſte Weſen Verſtand und Vernunft habe, ſondern ich fühle: es iſt der Verſtand, es iſt die Vernunft ſelber. Alle Geſchöpfe ſind davon durchdrungen und der Menſch hat davon ſoviel, daß er Theile des Höchſten erkennen mag."

Bey Tiſch kam das Beſtreben gewiſſer Naturforſcher zur Erwähnung, die, um die organiſche Welt zu durchſchreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieſes iſt ein großer Irrthum, ſagte Goethe. In der mineralogiſchen Welt iſt das Einfachſte das Herrlichſte, und in der organiſchen iſt es das Complicirteſte. Man ſieht alſo, daß beyde Welten ganz verſchiedene Tenden-

zen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein ſtufenartiges Fortſchreiten Statt findet."

Ich merkte mir dieſes, als von großer Bedeutung.

Donnerstag, den 24. Februar 1831.

Ich leſe Goethe's Aufſatz über Zahn in den Wiener Jahrbüchern, den ich bewundere, indem ich die Prämiſſen bedenke, die es vorausſetzte, um ihn zu ſchreiben.

Bey Tiſch erzählet mir Goethe, daß Soret bey ihm geweſen, und daß ſie in der Überſetzung der Metamorphoſe einen hübſchen Fortſchritt gemacht.

„Das Schwierige bey der Natur, ſagte Goethe, iſt: das Geſetz auch da zu ſehen wo es ſich uns verbirgt, und ſich nicht durch Erſcheinungen irre machen zu laſſen, die unſern Sinnen widerſprechen. Denn es widerſpricht in der Natur manches den Sinnen und iſt doch wahr. Daß die Sonne ſtill ſtehe, daß ſie nicht auf- und untergehe, ſondern daß die Erde ſich täglich in undenkbarer Geſchwindigkeit herumwälze, widerſpricht den Sinnen ſo ſtark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter daß es ſo ſey. Und ſo kommen auch widerſprechende Erſcheinungen im Pflanzenreiche vor, wobey man ſehr auf ſeiner Hut ſeyn muß, ſich dadurch nicht auf falſche Wege leiten zu laſſen."

Sonnabend, den 26. Februar 1831.

Ich las heute viel in Goethe's Farbenlehre, und freute mich zu bemerken, daß ich dieſe Jahre her, durch vielfache Übung mit den Phänomenen, in das Werk ſo hineingewachſen, um jetzt ſeine großen Verdienſte mit einiger Klarheit empfinden zu können. Ich bewundere, was es gekoſtet hat, ein ſolches Werk zuſammenzubringen, indem mir nicht bloß die letzten Reſultate erſcheinen, ſondern indem ich tiefer blicke, was alles durchgemacht worden, um zu feſten Reſultaten zu gelangen.

Nur ein Menſch von großer moraliſcher Kraft konnte das durchführen, und wer es ihm nachthun wollte, müßte ſich daran ſehr hoch hinaufbringen. Alles Unzarte, Unwahre, Egoiſtiſche würde aus der Seele verſchwinden müſſen, oder die reine, wahre Natur würde ihn verſchmähen. Bedächten dieſes die Menſchen, ſo würden ſie gern einige Jahre ihres Lebens daran wenden, und den Kreis einer ſolchen Wiſſenſchaft auf ſolche Weiſe durchmachen, um daran Sinne, Geiſt und Charakter zu prüfen und zu erbauen. Sie würden Reſpect vor dem Geſetzlichen gewinnen, und dem Göttlichen ſo nahe treten, als es einem irdiſchen Geiſte überall nur möglich.

Dagegen beſchäftiget man ſich viel zu viel mit Poeſie und überſinnlichen Myſterien, welches ſubjective nachgiebige Dinge ſind, die an den Menſchen weiter keine Anforderungen machen, ſondern ihm ſchmeicheln und im günſtigen Fall ihn laſſen wie er iſt.

In der Poeſie iſt nur das wahrhaft Große und Reine förderlich, was wiederum wie eine zweyte Natur daſteht, und uns entweder zu ſich heraufhebt, oder uns verſchmäht. Eine mangelhafte Poeſie hingegen entwickelt unſere Fehler, indem wir die anſteckenden Schwächen des Poeten in uns aufnehmen. Und zwar in uns aufnehmen, ohne es zu wiſſen, weil wir das unſerer Natur Zuſagende nicht für mangelhaft erkennen.

Um aber in der Poeſie aus Gutem wie aus Schlechtem einigen Vortheil zu ziehen, müßte man bereits auf einer ſehr hohen Stufe ſtehen, und ein ſolches Fundament beſitzen, um dergleichen Dinge als außer uns liegende Gegenſtände zu betrachten.

Deßhalb lobe ich mir den Verkehr mit der Natur, die unſere Schwächen auf keine Weiſe begünſtigt, und die entweder etwas aus uns macht, oder überall nichts mit uns zu thun hat.

Montag, den 28. Februar 1831.

Ich beſchäftige mich den ganzen Tag mit dem Manuſcript des vierten Bandes von Goethe's Leben, das er mir geſtern zuſandte, um zu prüfen was daran etwa noch zu thun ſeyn möchte. Ich bin glücklich über dieſes Werk, indem ich bedenke was es ſchon iſt und was

es noch werden kann. Einige Bücher erſcheinen ganz vollendet und laſſen nichts Weiteres wünſchen. An andern dagegen iſt noch ein gewiſſer Mangel an Congruenz wahrzunehmen, welches daher entſtanden ſeyn mag, daß zu ſehr verſchiedenen Epochen daran iſt gearbeitet worden.

Dieſer ganze vierte Band iſt ſehr verſchieden von den drey früheren. Jene ſind durchaus fortſchreitend in einer gewiſſen gegebenen Richtung, ſo daß denn auch der Weg durch viele Jahre geht. Bey dieſem dagegen ſcheint die Zeit kaum zu rücken, auch ſieht man kein entſchiedenes Beſtreben der Hauptperſon. Manches wird unternommen, aber nicht vollendet, manches gewollt, aber anders geleitet, und ſo empfindet man überall eine heimlich einwirkende Gewalt, eine Art von Schickſal, das mannigfaltige Fäden zu einem Gewebe aufzieht, das erſt künftige Jahre vollenden ſollen.

Es war daher in dieſem Bande am Ort, von jener geheimen problematiſchen Gewalt zu reden, die Alle empfinden, die kein Philoſoph erklärt, und über die der Religiöſe ſich mit einem tröſtlichen Worte hinaushilft.

Goethe nennet dieſes unausſprechliche Welt- und Lebens-Räthſel das Dämoniſche, und indem er ſein Weſen bezeichnet, fühlen wir daß es ſo iſt, und es kommt uns vor, als würden vor gewiſſen Hintergründen unſers Lebens die Vorhänge weggezogen. Wir glauben weiter und deutlicher zu ſehen, werden aber bald

gewahr, daß der Gegenſtand zu groß und mannigfaltig iſt, und daß unſere Augen nur bis zu einer gewiſſen Grenze reichen.

Der Menſch iſt überall nur für das Kleine geboren, und er begreift nur und hat nur Freude an dem was ihm bekannt iſt. Ein großer Kenner begreift ein Gemälde, er weiß das verſchiedene Einzelne dem ihm bekannten Allgemeinen zu verknüpfen, und das Ganze wie das Einzelne iſt ihm lebendig. Er hat auch keine Vorliebe für gewiſſe einzelne Theile, er fragt nicht ob ein Geſicht garſtig oder ſchön, ob eine Stelle hell oder dunkel, ſondern er fragt ob Alles an ſeinem Ort ſtehe und geſetzlich und recht ſey. Führen wir aber einen Unkundigen vor ein Gemälde von einigem Umfang, ſo werden wir ſehen, wie ihn das Ganze unberührt läſſet oder verwirret, wie einzelne Theile ihn anziehen, andere ihn abſtoßen, und wie er am Ende bey ihm bekannten ganz kleinen Dingen ſtehen bleibt, indem er etwa lobt, wie doch dieſer Helm und dieſe Feder ſo gut gemacht ſey.

Im Grunde aber ſpielen wir Menſchen vor dem großen Schickſalsgemälde der Welt mehr oder weniger alle die Rolle dieſes Unkundigen. Die Lichtpartien, das Anmuthige zieht uns an, die ſchattigen und widerwärtigen Stellen ſtoßen uns zurück, das Ganze verwirrt uns und wir ſuchen vergebens nach der Idee eines einzigen Weſens, dem wir ſo Widerſprechendes zuſchreiben.

Nun kann wohl einer in menſchlichen Dingen ein

großer Kenner werden, indem es denkbar iſt, daß er ſich die Kunſt und das Wiſſen eines Meiſters vollkommen aneigne, allein in göttlichen Dingen könnte es nur ein Weſen, das dem Höchſten ſelber gleich wäre. Ja und wenn nun dieſes uns ſolche Geheimniſſe überliefern und offenbaren wollte, ſo würden wir ſie nicht zu faſſen und nichts damit anzufangen wiſſen, und wir würden wiederum jenem Unkundigen vor dem Gemälde gleichen, dem der Kenner ſeine Prämiſſen, nach denen er urtheilt, durch alles Einreden nicht mitzutheilen im Stande wäre.

In dieſer Hinſicht iſt es denn ſchon ganz recht, daß alle Religionen nicht unmittelbar von Gott ſelber gegeben worden, ſondern daß ſie, als das Werk vorzüglicher Menſchen, für das Bedürfniß und die Faßlichkeit einer großen Maſſe ihres Gleichen berechnet ſind.

Wären ſie ein Werk Gottes, ſo würde ſie niemand begreifen; da ſie aber ein Werk der Menſchen ſind, ſo ſprechen ſie das Unerforſchliche nicht aus.

Die Religion der hochgebildeten alten Griechen kam nicht weiter, als daß ſie einzelne Äußerungen des Unerforſchlichen durch beſondere Gottheiten verſinnlichte. Da aber ſolche Einzelnheiten beſchränkte Weſen waren, und im Ganzen des Zuſammenhangs eine Lücke blieb, ſo erfanden ſie die Idee des Fatums, das ſie über Alle ſetzten, wodurch denn, da dieſes wiederum ein vielſeitig Unerforſchliches blieb, die Angelegenheit mehr abgethan als abgeſchloſſen wurde.

Christus dachte einen alleinigen Gott, dem er alle die Eigenschaften beylegte, die er in sich selbst als Vollkommenheiten empfand. Er ward das Wesen seines eigenen schönen Innern, voll Güte und Liebe wie er selber, und ganz geeignet, daß gute Menschen sich ihm vertrauensvoll hingeben und diese Idee, als die süßeste Verknüpfung nach oben, in sich aufnehmen.

Da nun aber das große Wesen, welches wir die Gottheit nennen, sich nicht bloß im Menschen, sondern auch in einer reichen gewaltigen Natur, und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen, oder groß genug, sich auf den Standpunct einer höheren Ansicht zu erheben.

Einen solchen Standpunct fand Goethe früh in Spinoza, und er erkennet mit Freuden, wie sehr die Ansichten dieses großen Denkers den Bedürfnissen seiner Jugend gemäß gewesen. Er fand in ihm sich selber, und so konnte er sich auch an ihm auf das Schönste befestigen.

Und da nun solche Ansichten nicht subjectiver Art waren, sondern in den Werken und Äußerungen Gottes

durch die Welt ein Fundament hatten, ſo waren es nicht Schalen, die er bey ſeiner eigenen ſpätern tiefen Welt- und Naturforſchung als unbrauchbar abzuwerfen in den Fall kam, ſondern es war das anfängliche Keimen und Wurzeln einer Pflanze, die durch viele Jahre in gleich geſunder Richtung fortwuchs, und ſich zuletzt zu der Blüthe einer reichen Erkenntniß entfaltete.

Widerſacher haben ihn oft beſchuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den ſeinigen ausſprechen, ſo würden ſie erſtaunen, aber ſie würden nicht fähig ſeyn ihn zu faſſen.

Goethe ſelbſt aber iſt weit entfernt zu glauben, daß er das höchſte Weſen erkenne wie es iſt. Alle ſeine ſchriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforſchliches ſey, wovon der Menſch nur annähernde Spuren und Ahndungen habe.

Übrigens iſt die Natur und ſind wir Menſchen alle vom Göttlichen ſo durchdrungen, daß es uns hält, daß wir darin leben, weben und ſind, daß wir nach ewigen Geſetzen leiden und uns freuen, daß wir ſie ausüben und daß ſie an uns ausgeübt werden, gleichviel ob wir ſie erkennen oder nicht.

Schmeckt doch dem Kinde der Kuchen, ohne daß es vom Bäcker weiß, und dem Sperling die Kirſche, ohne daß er daran denkt wie ſie gewachſen iſt.

Mittwoch, den 2. März 1831.

Heute bey Goethe zu Tiſch, kam das Geſpräch bald wieder auf das Dämoniſche, und er fügte zu deſſen näheren Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämoniſche, ſagte er, iſt dasjenige, was durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen iſt. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen.“

Napoleon, ſagte ich, ſcheint dämoniſcher Art geweſen zu ſeyn. „Er war es durchaus, ſagte Goethe, im höchſten Grade, ſo daß kaum ein Anderer ihm zu vergleichen iſt. Auch der verſtorbene Großherzog war eine dämoniſche Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, ſo daß ſein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein geweſen wäre. Dämoniſche Weſen ſolcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter.“

Erſcheint nicht auch, ſagte ich, das Dämoniſche in den Begebenheiten? „Ganz beſonders, ſagte Goethe, und zwar in allen, die wir durch Verſtand und Vernunft nicht aufzulöſen vermögen. Überhaupt manifeſtirt es ſich auf die verſchiedenſte Weiſe in der ganzen Natur, in der unſichtbaren wie in der ſichtbaren. Manche Geſchöpfe ſind ganz dämoniſcher Art, in manchen ſind Theile von ihm wirkſam.“

Hat nicht auch, ſagte ich, der Mephiſtopheles dämoniſche Züge? — „Nein, ſagte Goethe; der Mephi-

ſtopheles iſt ein viel zu negatives Weſen; das Dämoniſche aber äußert ſich in einer durchaus poſitiven Thatkraft.“

„Unter den Künſtlern, fuhr Goethe fort, findet es ſich mehr bey Muſikern, weniger bey Malern. Bey Paganini zeigt es ſich im hohen Grade, wodurch er denn auch ſo große Wirkungen hervorbringt.“

Ich war ſehr erfreut über alle dieſe Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe ſich unter dem Begriff des Dämoniſchen dachte.

Wir reden ſodann viel über den vierten Band, und Goethe bittet mich aufzuzeichnen, was noch daran möchte zu thun ſeyn.

Donnerstag, den 3. März 1831.

Mittags mit Goethe. Er ſah einige architectoniſche Hefte durch, und meinte, es gehöre einiger Übermuth dazu, Paläſte zu bauen, indem man nie ſicher ſey, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann, ſagte er, ſteht ſich am beſten. Oder wie gewiſſe Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübſche Tafel gedeckt finden.“

Sonntag, den 6. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch in mancherley Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Unarten, und er vergleicht ſie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von ſelber abfallen, und wobey man es nicht ſo genau und ſo ſtrenge zu nehmen brauche.

„Der Menſch, ſagte er, hat verſchiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre beſonderen Tugenden und Fehler mit ſich, die in der Epoche, wo ſie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewiſſermaßen recht ſind. Auf der folgenden Stufe iſt er wieder ein Anderer, von den früheren Tugenden und Fehlern iſt keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten ſind an deren Stelle getreten. Und ſo geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wiſſen wie wir ſeyn werden.“

Zum Nachtiſch las Goethe mir ſodann einige ſeit 1775 ſich erhaltene Fragmente von Hanswurſts Hochzeit. Kilian Bruſtfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er ſich beklagt, daß ihm Hanswurſts Erziehung, trotz aller Mühe, ſo ſchlecht geglückt ſey. Die Scene, ſo wie alles Übrige, war ganz im Tone des Fauſt geſchrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Übermuth ſprach ſich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es ſo über alle Grenzen hinaus-

gehe, daß ſelbſt die Fragmente ſich nicht mittheilen laſſen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück ſpielenden Perſonen, die faſt drey Seiten füllten und ſich gegen hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbſten luſtigſten Sorte, ſo daß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler, und zeichneten eine Figur dermaßen, daß ſie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigſten Unarten und Laſter, und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unſittlichen Welt vorausſetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, ſo hätte man die Erfindung bewundern müſſen, der es geglückt, ſo mannigfaltige ſymboliſche Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können, ſagte Goethe, indem es einen Gipfel von Muthwillen vorausſetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernſt meiner Natur lag, und auf dem ich mich alſo nicht halten konnte. Und dann ſind in Deutſchland unſere Kreiſe zu beſchränkt, als daß man mit ſo etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain, wie Paris, mag dergleichen ſich herumtummeln, ſo wie man auch dort wohl ein Béranger ſeyn kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre.“

Dienstag, den 8. März 1831.

Heute mit Goethe zu Tisch erzählte er mir zunächst, daß er den Ivanhoe lese. „Walter Scott ist ein großes Talent, sagte er, das nicht seines Gleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er giebt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat."

Wir sprachen sodann über den vierten Band der Biographie, und waren im Hin- und Wiederreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie, sagte Goethe, ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bey der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt."

„Deßgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beykommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht und von der niemand im Stande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Cultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken."

„So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große."

„Beym verſtorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerſtehen konnte. Er übte auf die Menſchen eine Anziehung durch ſeine ruhige Gegenwart, ohne daß er ſich eben gütig und freundlich zu erweiſen brauchte. Alles, was ich auf ſeinen Rath unternahm, glückte mir, ſo daß ich in Fällen, wo mein Verſtand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun ſey, wo er es denn inſtinktmäßig ausſprach, und ich immer im Voraus eines guten Erfolgs gewiß ſeyn konnte."

„Ihm wäre zu gönnen geweſen, daß er ſich meiner Ideen und höheren Beſtrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämoniſche Geiſt verließ, und nur das Menſchliche zurückblieb, ſo wußte er mit ſich nichts anzufangen und er war übel daran."

„Auch in Byron mag das Dämoniſche in hohem Grade wirkſam geweſen ſeyn, weßhalb er auch die Attractiva in großer Maße beſeſſen, ſo daß ihm denn beſonders die Frauen nicht haben widerſtehen können."

In die Idee vom Göttlichen, ſagte ich verſuchend, ſcheint die wirkende Kraft, die wir das Dämoniſche nennen, nicht einzugehen.

„Liebes Kind, ſagte Goethe, was wiſſen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unſere engen Begriffe vom höchſten Weſen ſagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, ſo würde ich doch noch zu kurz kommen, und im

Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben."

Mittwoch, den 9. März 1831.

Goethe fuhr heute fort, mit der höchsten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man lies't viel zu viel geringe Sachen, sagte er, womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den Rob Roy angefangen, und will so seine besten Romane hinter einander durchlesen. Da ist freylich Alles groß, Stoff, Gehalt, Charactere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, so wie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man sieht aber, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth, so daß man auch, nach dem Götz von Berlichingen, sogleich ins Privatleben ging, und eine Agnes Bernauerin und einen Otto von Wittelsbach schrieb, womit freylich nicht viel gethan war."

Ich erzählte, daß ich Daphnis und Chloe leſe und zwar in der Überſetzung von Courier. „Das iſt auch ein Meiſterſtück, ſagte Goethe, das ich oft geleſen und bewundert habe, worin Verſtand, Kunſt und Geſchmack auf ihrem höchſten Gipfel erſcheinen, und wogegen der gute Virgil freylich ein wenig zurücktritt. Das landſchaftliche Local iſt ganz im Pouſſiniſchen Styl, und erſcheint hinter den Perſonen mit ſehr wenigen Zügen vollendet.“

„Sie wiſſen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handſchrift gefunden, mit der Hauptſtelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in ſeiner mangelhaften Geſtalt geleſen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieſes für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns ſo befriedigte, daß man an ein Abweſendes gar nicht dachte.“

Nach Tiſch zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchſt geſchmackvolle Thür des Dornburger Schloſſes, mit einer lateiniſchen Inſchrift, ungefähr dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden ſolle, und man dem Vorbeyziehenden die glücklichſten Pfade wünſche.

Goethe hatte dieſe Inſchrift in ein deutſches Diſtichon verwandelt und als Motto über einen Brief geſetzt,

den er im Sommer 1828, nach dem Tode des Großherzogs, bey ſeinem Aufenthalte in Dornburg, an den Oberſten von Beulwitz geſchrieben. Ich hatte von dieſem Brief damals viel im Publicum reden hören, und es war mir nun ſehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte.

Ich las den Brief mit großem Intereſſe, und hatte daran zu bewundern, wie er die Localität des Dornburger Schloſſes ſowohl, als das untere Terrain im Thale benutzt um daran die größten Anſichten zu knüpfen, und zwar Anſichten ſolcher Art, um den Menſchen, nach einem erlittenen großen Verluſt, durchaus wieder aufzurichten und auf die friſcheſten Füße zu ſtellen.

Ich war über dieſen Brief ſehr glücklich, indem ich für mich bemerkte, daß man nach einem guten Stoff nicht weit zu reiſen brauche, ſondern daß Alles auf einem tüchtigen Gehalt im Innern des Dichters ankomme, um aus den geringſten Anläſſen etwas Bedeutendes zu machen.

Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine beſondere Mappe zuſammen, um Beydes für die Zukunft zu erhalten.

Digitized by Google

Donnerstag, den 10. März 1831.

Ich las heute mit dem Prinzen Goethe's Novelle vom Tiger und Löwen, worüber der Prinz sehr glücklich war, indem er den Effect einer großen Kunst empfand, und ich nicht weniger glücklich, indem ich in das geheime Gewebe einer vollendeten Composition deutlich hineinsah. Ich empfand daran eine gewisse Allgegenwart des Gedankens, welches daher entstanden seyn mag, daß der Dichter den Gegenstand so viele Jahre in seinem Innern hegte, und dadurch so sehr Herr seines Stoffes ward, daß er das Ganze wie das Einzelne in höchster Klarheit zugleich übersehen, und jede einzelne Partie geschickt dahin stellen konnte, wo sie für sich nothwendig war und zugleich das Kommende vorbereitete und darauf hinwirkte. Nun bezieht sich alles vorwärts und rückwärts und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Composition sich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann. Indem wir weiter lasen empfand ich den lebhaften Wunsch, daß Goethe selbst dieses Juwel einer Novelle als ein fremdes Werk möchte betrachten können. Zugleich bedachte ich, daß der Umfang des Gegenstandes grade ein sehr günstiges Maß habe, sowohl für den Poeten um Alles klug durcheinander zu verarbeiten, als für den Leser um dem Ganzen wie dem Einzelnen mit einiger Vernunft wieder beyzukommen.

Freytag, den 11. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch in mannigfaltigen Geſprächen. „Bey Walter Scott, ſagte er, iſt es eigen, daß eben ſein großes Verdienſt in Darſtellung des Details ihn oft zu Fehlern verleitet. So kommt im Ivanhoe eine Scene vor, wo man Nachts in der Halle eines Schloſſes zu Tiſche ſitzt, und ein Fremder hereintritt. Nun iſt es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beſchrieben hat, wie er ausſieht und wie er gekleidet iſt, allein es iſt ein Fehler, daß er auch ſeine Füße, ſeine Schuhe und Strümpfe beſchreibt. Wenn man Abends am Tiſche ſitzt und jemand hereintritt, ſo ſieht man nur ſeinen obern Körper. Beſchreibe ich aber die Füße, ſo tritt ſogleich das Licht des Tages herein, und die Scene verliert ihren nächtlichen Character."

Ich fühlte das Überzeugende ſolcher Worte, und merkte ſie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr ſodann fort, mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich erſuchte ihn ſeine Anſichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunſt in jenem Schriftſteller ſo hoch ſtehe, daß es ſchwer ſey, ſich darüber öffentlich mitzutheilen.

Montag, den 14. März 1831.

Mit Goethe zu Tisch, mit dem ich mancherley berede. Ich muß ihm von der Stummen von Portici erzählen, die vorgestern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anschauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leergelassene Stelle das hineintrage, was ihm selber in seiner Stadt und seinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper, sagte Goethe, ist im Grunde eine Satyre auf das Volk, denn wenn es den Liebeshandel eines Fischermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht, und den Fürsten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürstin heirathet, so erscheint es doch wohl so absurd und so lächerlich wie möglich."

Zum Nachtisch zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Redensarten, worunter die heitersten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künstlers gelobt wurde, der an die Caricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

Dienstag, den 15. März 1831.

Ich beschäftige mich den ganzen Morgen mit dem Manuscript des vierten Bandes von Wahrheit und

Dichtung, und ſchreibe darüber folgende Notiz an Goethe.

Das zweyte, vierte und fünfte Buch ſind als vollendet anzuſehen, bis auf einige Kleinigkeiten, die bey einer letzten Durchſicht ſehr leicht werden abzuthun ſeyn.

Über das erſte und dritte Buch folgen hier einige Bemerkungen.

Erſtes Buch.

Die Erzählung von Jungs verunglückter Augenkur iſt von ſo ernſter Bedeutung, daß es die Menſchen auf innere tiefe Betrachtungen führt, und daß, wenn in Geſellſchaft erzählt, darauf ſicherlich eine Pauſe im Geſpräch entſtehen würde. Ich rathe daher, das erſte Buch damit zu ſchließen, damit auch auf ſolche Weiſe eine Art von Pauſe eintrete.

Die artigen Anekdoten vom Feuer in der Judengaſſe und Schlittſchuhlaufen im rothen Sammetpelz der Mutter, die jetzt am Ende des erſten Buches liegen und da nicht an paſſender Stelle ſind, würden ſehr ſchicklich dort zu verknüpfen ſeyn, wo von dem bewußtloſen ganz unvorbedachten poetiſchen Produciren die Rede iſt. Denn jene Fälle deuten auf einen ähnlichen glücklichen Zuſtand des Gemüths, das auch handelnd ſich nicht lange fragt und beſinnt was zu thun ſey, ſondern ſchon gethan hat ehe noch der Gedanke kommt.

Drittes Buch.

Dieſes würde nach der Verabredung dasjenige aufnehmen, was über den äußeren politiſchen Zuſtand von 1775, ſo wie über den inneren von Deutſchland, die Bildung des Adels u. ſ. w. noch zu dictiren ſeyn möchte.

Was über Hanswurſts Hochzeit, ſo wie über andere zu Stande gekommene und nicht zu Stande gekommene poetiſche Unternehmungen zu ſagen wäre, könnte, im Fall es ſich in dem bereits ſehr ſtarken vierten Buche nicht beſſer anſchlöſſe, oder vielleicht gar dort den ſehr gut verknüpften Zuſammenhang unterbräche, ſich gleichfalls dieſem dritten Buche anfügen.

Ich habe alle Schemata und Fragmente zu dieſem Zweck im dritten Buche zuſammengelegt, und wünſche nun Glück und Neigung, auch dieſes noch Fehlende mit friſchem Geiſt und gewohnter Anmuth zu dictiren.

E.

Mittags zu Tiſch mit dem Prinzen und Herrn Soret. Wir reden viel über Courier und ſodann über den Schluß von Goethe's Novelle, wobey ich die Bemerkung mache, daß Gehalt und Kunſt darin viel zu hoch ſtehen, als daß die Menſchen wüßten was ſie

damit anzufangen haben. Man will immer wieder hören und wieder ſehen, was man ſchon einmal gehört und geſehen hat; und wie man gewohnt iſt, die Blume Poeſie in durchaus poetiſchen Gefilden anzutreffen, ſo iſt man in dieſem Falle erſtaunt, ſie aus einem durchaus realen Boden hervorwachſen zu ſehen. In der poetiſchen Region läßt man ſich alles gefallen, und iſt kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber, in dieſem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringſte ſtutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tauſend Wundern umgeben, an die wir gewohnt ſind, iſt uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menſchen durchaus nicht ſchwer, an Wunder einer früheren Zeit zu glauben; allein einem Wunder, das heute geſchieht, eine Art von Realität zu geben, und es, neben dem ſichtbar Wirklichen, als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieſes ſcheint nicht mehr im Menſchen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unſer Jahrhundert wird daher auch immer proſaiſcher werden, und es wird, mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Überſinnliche, alle Poeſie auch immer mehr verſchwinden.

Zu dem Schluß von Goethe's Novelle wird im Grunde weiter nichts verlangt, als die Empfindung, daß der Menſch von höheren Weſen nicht ganz ver-

laſſen ſey, daß ſie ihn vielmehr im Auge haben, an ihm Theil nehmen, und in der Noth ihm helfend zur Seite ſind.

Dieſer Glaube iſt etwas ſo Natürliches, daß er zum Menſchen gehört, daß er einen Beſtandtheil ſeines Weſens ausmacht, und, als das Fundament aller Religion, allen Völkern angeboren iſt. In den erſten menſchlichen Anfängen zeigt er ſich ſtark; er weicht aber auch der höchſten Cultur nicht, ſo daß wir ihn unter den Griechen noch groß in Plato ſehen, und zuletzt noch eben ſo glänzend in dem Verfaſſer von Daphnis und Chloe. In dieſem liebenswürdigen Gedicht waltet das Göttliche unter der Form von Pan und den Nymphen, die an frommen Hirten und Liebenden Theil nehmen, welche ſie am Tage ſchützen und retten, und denen ſie Nachts im Traum erſcheinen und ihnen ſagen was zu thun ſey. In Goethe's Novelle iſt dieſes behütende Unſichtbare unter der Form des Ewigen und der Engel gedacht, die einſt in der Grube, unter grimmigen Löwen, den Propheten bewahrten, und die hier, in der Nähe eines ähnlichen Ungeheuers, ein gutes Kind ſchützend umgeben. Der Löwe zerreißt den Knaben nicht, er zeigt ſich vielmehr ſanft und willig; denn die in alle Ewigkeit fort thätigen höheren Weſen ſind vermittelnd im Spiele.

Damit aber dieſes einem ungläubigen neunzehnten Jahrhundert nicht zu wunderbar erſcheine, ſo benutzt der

Dichter noch ein zweytes mächtiges Motiv, nämlich das der Muſik, deren magiſche Gewalt die Menſchen von den älteſten Zeiten her empfunden haben, und von der auch wir uns noch täglich beherrſchen laſſen, ohne zu wiſſen wie uns geſchieht.

Und wie nun Orpheus durch eine ſolche Magie alle Thiere des Waldes zu ſich heranzog, und in dem letzten griechiſchen Dichter ein junger Hirt mit ſeiner Flöte die Ziegen leitet, ſo daß ſie auf verſchiedene Melodien ſich zerſtreuen und verſammeln, vor dem Feind fliehen und ruhig hinweiden, ſo übt auch in Goethe's Novelle die Muſik auf den Löwen ihre Macht aus, indem das gewaltige Thier den Melodien der ſüßen Flöte nachgeht, und überall folget, wohin die Unſchuld des Knaben ihn leiten will.

Indem ich nun über ſo unerklärliche Dinge mit verſchiedenen Leuten geſprochen, habe ich die Bemerkung gemacht, daß der Menſch von ſeinen trefflichen Vorzügen ſo ſehr eingenommen iſt, daß er ſie den Göttern beyzulegen gar kein Bedenken trägt, allein den Thieren daran einen Antheil zu vergönnen ſich nicht gerne entſchließen mag.

Mittwoch, den 16. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch, dem ich das Manuſcript vom vierten Band ſeines Lebens zurückbringe und darüber mancherley Geſpräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des Tell und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, ſeinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben ſo herabſinken zu laſſen, indem er über dieſen ein hartes Gericht hält, während er ſich ſelbſt mit ſeiner eigenen That brüſtet.

„Es iſt kaum begreiflich, ſagte Goethe, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie Andere auch; und wenn er in dieſem Fall ſo fehlen konnte, ſo geſchah es mehr aus ſolchen Einwirkungen, als aus ſeiner eigenen guten Natur.“

Freytag, den 18. März 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Ich bringe ihm Daphnis und Chloe, welches er einmal wieder zu leſen wünſcht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich ſey, ſie anderen Menſchen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen, ſagte

Goethe, iſt ſehr ſelten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, ſolche Dinge für ſich zu behalten, und davon nur ſo viel hervorzukehren, als nöthig iſt, um gegen die Andern in einiger Avantage zu ſeyn."

Wir berühren ſodann den Punct, daß viele Menſchen, beſonders Critiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren, und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Menſch, ſagte Goethe, erkennet nur das an und preiſet nur das, was er ſelber zu machen fähig iſt; und da nun gewiſſe Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Exiſtenz haben, ſo gebrauchen ſie den Pfiff, daß ſie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus ſchelten und ganz tief herabſetzen, damit das Mittlere, was ſie anpreiſen, auf einer deſto größeren Höhe erſcheine."

Ich merkte mir dieſes, damit ich wiſſen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir ſprachen ſodann von der Farbenlehre, und daß gewiſſe deutſche Profeſſoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrthum, zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid, ſagte Goethe; mir ſelbſt aber kann es völlig einerley ſeyn, denn meine Farbenlehre iſt ſo alt wie die Welt, und wird auf die Länge nicht zu verläugnen und bey Seite zu bringen ſeyn."

Goethe erzählte mir ſodann, daß er mit ſeiner neuen Ausgabe der Metamorphoſe der Pflanzen und Sorets immer beſſer gelingenden Überſetzung gut fortſchreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden, ſagte er, indem darin die verſchiedenſten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich laſſe darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforſchern eintreten, wobey es erfreulich iſt zu ſehen, daß ſich jetzt in Deutſchland unter den Beſſeren ein ſo guter Styl gebildet hat, daß man nicht mehr weiß ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich anfangs faſt wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrſchte dabey etwas Dämoniſches ob, dem nicht zu widerſtehen war.

Sie haben wohl gethan, ſagte ich, ſolchen Einwirkungen nachzugeben, denn das Dämoniſche ſcheint ſo mächtiger Natur zu ſeyn, daß es am Ende doch Recht behält.

„Nur muß der Menſch, verſetzte Goethe, auch wiederum gegen das Dämoniſche Recht zu behalten ſuchen, und ich muß in gegenwärtigem Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit ſo gut zu machen, als in meinen Kräften ſteht und die Umſtände es mir anbieten. Es iſt in ſolchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzoſen Codille nennen, wobey zwar die geworfenen Würfel viel entſcheiden, allein wo

es der Klugheit des Spielenden überlaſſen bleibt, nun auch die Steine im Bret geſchickt zu ſetzen."

Ich verehrte dieſes gute Wort und nahm es als eine treffliche Lehre an mein Herz, um danach zu handeln.

Sonntag, den 20. März 1831.

Goethe erzählte mir bey Tiſch, daß er in dieſen Tagen Daphnis und Chloe geleſen.

„Das Gedicht iſt ſo ſchön, ſagte er, daß man den Eindruck davon, bey den ſchlechten Zuſtänden in denen man lebt, nicht in ſich behalten kann, und daß man immer von neuem erſtaunt, wenn man es wieder lieſ't. Es iſt darin der helleſte Tag, und man glaubt lauter herculaniſche Bilder zu ſehen, ſo wie auch dieſe Gemälde auf das Buch zurückwirken und unſerer Phantaſie beym Leſen zu Hülfe kommen."

Mir hat, ſagte ich, eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit ſehr wohl gethan, worin alles gehalten iſt. Es kommt kaum eine fremde Anſpielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreiſe herausführte. Von Gottheiten ſind bloß Pan und die Nymphen wirkſam, eine andere wird kaum genannt, und man ſieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an dieſen Gottheiten genug hat.

„Und doch, bey aller mäßigen Abgeſchloſſenheit, ſagte

Goethe, iſt darin eine vollſtändige Welt entwickelt. Wir ſehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

Auch erblicken wir darin, ſagte ich, den Menſchen auf allen ſeinen Lebensſtufen, von der Geburt herauf bis ins Alter; auch alle häuslichen Zuſtände, wie die wechſelnden Jahreszeiten ſie mit ſich führen, gehen an unſeren Augen vorüber.

„Und nun die Landſchaft! ſagte Goethe, die mit wenigen Strichen ſo entſchieden gezeichnet iſt, daß wir in der Höhe hinter den Perſonen Weinberge, Äcker und Obſtgärten ſehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß und ein wenig Waldung, ſo wie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, ſondern immer der blaueſte reinſte Himmel, die anmuthigſte Luft und ein beſtändig trockener Boden, ſo daß man ſich überall nackend hinlegen möchte."

„Das ganze Gedicht, fuhr Goethe fort, verräth die höchſte Kunſt und Cultur. Es iſt ſo durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt, und alle von der gründlichſten beſten Art ſind, wie z. B. das von dem Schatz bey dem ſtinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geſchmack und eine Vollkommenheit und Delicateſſe der Empfindung, die ſich dem Beſten gleichſtellt das je gemacht worden. Alles Widerwärtige, was von Außen

in die glücklichen Zuſtände des Gedichts ſtörend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, iſt immer auf das Schnelleſte abgethan, und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laſter erſcheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptperſonen, ſondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das iſt alles von der erſten Schönheit."

Und dann, ſagte ich, hat mir ſo wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener ſich ausſpricht. In erſteren die humanſte Behandlung, und in letzteren, bey aller naiven Freyheit, doch der große Reſpect und das Beſtreben, ſich bey dem Herrn auf alle Weiſe in Gunſt zu ſetzen. So ſucht denn auch der junge Städter, der ſich dem Daphnis durch das Anſinnen einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, ſich bey dieſem, da er als Sohn des Herrn erkannt iſt, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochſenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weiſe wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt.

„In allen dieſen Dingen, ſagte Goethe, iſt ein großer Verſtand; ſo auch daß Chloe gegen den beyderſeitigen Willen der Liebenden, die nichts Beſſeres kennen als nackt neben einander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis ans Ende ihre Jungfrauſchaft behält, iſt gleichfalls vortrefflich, und ſo ſchön motivirt, daß dabey die größten menſchlichen Dinge zur Sprache kommen."

„Man müßte ein ganzes Buch ſchreiben, um alle großen Verdienſte dieſes Gedichts nach Würden zu ſchätzen. Man thut wohl, es alle Jahr einmal zu leſen, um immer wieder daran zu lernen, und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden.“

Montag den 21. März 1831.

Wir ſprachen über politiſche Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris, und den Wahn der jungen Leute, in die höchſten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

Auch in England, ſagte ich, haben die Studenten vor einigen Jahren bey Entſcheidung der katholiſchen Frage durch Einreichung von Bittſchriften einen Einfluß zu erlangen verſucht; allein man hat ſie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.

„Das Beyſpiel von Napoleon, ſagte Goethe, hat beſonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſeyn wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſobald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Men-

ſchen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt."

„An literariſche Wirkung iſt auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten."

Nach dieſem wenigen Politiſchen waren wir bald wieder in Geſprächen über Daphnis und Chloe. Goethe lobte die Überſetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan, ſagte er, die alte Überſetzung von Amyot zu reſpectiren und beyzubehalten, und ſie nur an einigen Stellen zu verbeſſern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieſes alte Franzöſiſch iſt ſo naiv, und paßt ſo durchaus für dieſen Gegenſtand, daß man nicht leicht eine vollkommnere Überſetzung in irgend einer anderen Sprache von dieſem Buche machen wird."

Wir redeten ſodann von Courier's eigenen Werken, von ſeinen kleinen Flugſchriften, und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuſcript zu Florenz.

„Courier iſt ein großes Naturtalent, ſagte Goethe, das Züge von Byron hat, ſo wie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen; von Beaumarchais die große advocatiſche Gewandtheit; von Diderot das Dialektiſche, und zudem iſt er ſo geiſtreich, daß

man es nicht in höherem Grade seyn kann. Von der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indeß nicht ganz zu reinigen, auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber seyn sollte."

Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffes von Geist und des französischen esprit. „Das französische esprit, sagte Goethe, kommt dem nahe, was wir Deutschen Witz nennen. Unser Geist würden die Franzosen vielleicht durch esprit und ame ausdrücken. Es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

Voltaire, sagte ich, hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?

„In diesem hohen Falle, sagte Goethe, drücken sie es durch génie aus."

Ich lese jetzt einen Band von Diderot, sagte ich, und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo Einer dem Andern zu schaffen machte, und Geist und Character so in beständiger Übung erhalten wurden, daß beyde gewandt und stark werden mußten.

Was aber die Franzoſen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erſcheint ganz außerordentlich. Ich muß ſchon erſtaunen, wie ich nur eben hineinblicke.

„Es war die Metamorphoſe einer hundertjährigen Literatur, ſagte Goethe, die ſeit Ludwig dem vierzehnten heranwuchs, und zuletzt in voller Blüthe ſtand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geiſter wie Diderot, D'Alembert, Beaumarchais und Andere herauf, denn um neben Ihm nur etwas zu ſeyn, mußte man viel ſeyn, und es galt kein Feyern."

Goethe erzählte mir ſodann von einem jungen Profeſſor der orientaliſchen Sprache und Literatur in Jena, der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine ſo ſchöne Bildung habe, daß er wünſche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen Aufſatz von Schrön über den zunächſt kommenden Cometen, damit ich in ſolchen Dingen nicht ganz fremd ſeyn möchte.

Dienſtag den 22. März 1831.

Goethe las mir zum Nachtiſch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes aus Rom. Einige deutſche Künſtler erſcheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutſchen Röcken, Tabackspfeifen und Bullenbeißern.

Der großen Meiſter wegen, und um etwas zu lernen, ſcheinen ſie nicht nach Rom gekommen zu ſeyn. Raphael dünkt ihnen ſchwach, und Tizian bloß ein guter Coloriſt.

„Niebuhr hat Recht gehabt, ſagte Goethe, wenn er eine barbariſche Zeit kommen ſah. Sie iſt ſchon da, wir ſind ſchon mitten darinne; denn worin beſteht die Barbarey anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt.“

Der junge Freund erzählt ſodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Pabſtes, und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir ſehen Horaz Vernet, welcher ſich ritterlich verſchanzet; einige deutſche Künſtler dagegen ſich ruhig zu Hauſe halten und ihre Bärte abſchneiden, woraus zu bemerken, daß ſie ſich bey den Römern durch ihr Betragen nicht eben ſehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie ſie an einigen jungen deutſchen Künſtlern wahrzunehmen, von einzelnen Perſonen ausgegangen ſey, und ſich als eine geiſtige Anſteckung verbreitet habe, oder ob ſie in der ganzen Zeit ihren Urſprung gehabt.

„Sie iſt von wenigen Einzelnen ausgegangen, ſagte Goethe, und wirkt nun ſchon ſeit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künſtler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Beſten gleich zu thun. Eine ſolche Lehre war ſehr einſchmeichelnd und man

ergriff ſie mit beyden Händen. Denn um fromm zu ſeyn, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder ſchon von ſeiner Frau Mutter. Man kann nur etwas ausſprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit ſchmeichelt, um eines großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu ſeyn."

Freytag den 25. März 1831.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnſtuhl, den er dieſer Tage in einer Auction ſich hatte kaufen laſſen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen, ſagte er, denn alle Arten von Bequemlichkeit ſind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie ſehen in meinem Zimmer kein Sopha; ich ſitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl, und habe erſt ſeit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen laſſen. Eine Umgebung von bequemen geſchmackvollen Meublen hebt mein Denken auf, und verſetzt mich in einen behaglichen paſſiven Zuſtand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt ſey, ſind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Sonntag den 27. März 1831.

Das heiterſte Frühlingswetter iſt nach langem Erwarten endlich eingetreten; am durchaus blauen Himmel ſchwebt nur hin und wieder ein weißes Wölkchen, und es iſt warm genug, um wieder in Sommerkleidern zu gehen.

Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und ſo aßen wir denn heute wieder im Freyen. Wir ſprachen über die Großfürſtin, wie ſie im Stillen überall hinwirke und Gutes thue, und ſich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin, ſagte Goethe, hat ſo viel Geiſt und Güte, als guten Willen; ſie iſt ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Menſch überall bald empfindet, woher ihm Gutes kommt, und wie er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, ſo wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen ſich ihr mit Liebe zuwenden, und daß ſie ſchnell erkannt wird, wie ſie es verdient.“

Ich ſagte, daß ich mit dem Prinzen Minna von Barnhelm angefangen, und wie vortrefflich mir dieſes Stück erſcheine. Man hat von Leſſing behauptet, ſagte ich, er ſey ein kalter Verſtandesmenſch; ich finde aber in dieſem Stück ſo viel Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz, und freye Weltbildung eines heiteren friſchen Lebemenſchen, als man nur wünſchen kann.

„Sie mögen denken, ſagte Goethe, wie das Stück auf uns jungen Leute wirkte, als es in jener dunkelen Zeit hervortrat. Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerkſam, daß noch etwas Höheres exiſtire, als wovon die damalige ſchwache literariſche Epoche einen Begriff hatte. Die beyden erſten Acte ſind wirklich ein Meiſterſtück von Expoſition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.“

„Heut zu Tage will freylich niemand mehr etwas von Expoſition wiſſen; die Wirkung, die man ſonſt im dritten Act erwartete, will man jetzt ſchon in der erſten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poeſie wie mit dem Seefahren iſt, wo man erſt vom Ufer ſtoßen und erſt auf einer gewiſſen Höhe ſeyn muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann.“

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen, womit Frankfurter Freunde ihm zu ſeinem letzten Geburtstag ein Geſchenk gemacht. Er erzählte mir dabey einige Anekdoten von Merck, der dem verſtorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bey Eiſenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich, fuhr Goethe fort, waren immer mit einander wie Fauſt und Mephiſtopheles. So moquirte er ſich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieſer ſich über die ſchlechte Lebensweiſe,

das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Muskito's beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung, ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können."

„Alle solche Neckereien gingen bey Merck unstreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor; all eida er nicht productiv war, sondern im Gegentheil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkührlich alles hervor, um solchem Kitzel zu genügen."

Wir sprachen über Vogel und seine administrativen Talente, so wie über *** und dessen Persönlichkeit, „***, sagte Goethe, ist ein Mann für sich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der Einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreyheit stimmte; er steht fest, man kann sich an ihm halten, er wird immer auf der Seite des Gesetzlichen seyn."

Wir gingen nach Tisch ein wenig im Garten auf und ab und hatten unsere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Crokus. Auch die Tulpen kamen hervor und wir sprachen über die Pracht und Kostbarkeit der holländischen Gewächse solcher Art. „Ein großer Blumenmaler, sagte Goethe, ist gar nicht mehr denkbar; es wird jetzt zu große wissenschaftliche Wahrheit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künst-

ler die Staubfäden nach, während er für maleriſche Gruppirung und Beleuchtung kein Auge hat.“

Montag den 28. März 1831.

Ich verlebte heute mit Goethe wieder ſehr ſchöne Stunden. „Mit meiner Metamorphoſe der Pflanzen, ſagte er, habe ich ſo gut wie abgeſchloſſen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu ſagen hatte, iſt auch ſo gut wie fertig, und ich habe mich dieſen Morgen ſchon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet, und ein Schema von dem geſchrieben, was noch zu thun iſt. Ich kann es gewiſſermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt iſt, die Geſchichte meiner Jugend zu ſchreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinſicht von großer Bedeutung iſt.“

Wir ſprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

Bey dem dargeſtellten Liebesverhältniß mit Lili, ſagte ich, vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben ſolche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.

„Das kommt daher, ſagte Goethe, weil ſolche Scenen poetiſch ſind, und ich durch die Kraft der Poeſie

das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag erſetzt haben."

Wir gedachten ſodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zuſtand ſeiner Schweſter redet. „Dieſes Capitel, ſagte er, wird von gebildeten Frauen mit Intereſſe geleſen werden, denn es werden viele ſeyn, die meiner Schweſter darin gleichen, daß ſie, bey vorzüglichen geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften, nicht zugleich das Glück eines ſchönen Körpers empfinden."

Daß ſie, ſagte ich, bey bevorſtehenden Feſtlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausſchlag im Geſicht heimgeſucht wurde, iſt etwas ſo Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämoniſchem zuſchreiben möchte.

„Sie war ein merkwürdiges Weſen, ſagte Goethe, ſie ſtand ſittlich ſehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, ſich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieſer Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche Abneigung haben, oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden, was dieſes ſagen will. Ich konnte daher meine Schweſter auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre ſie als Äbtiſſin in einem Kloſter recht eigentlich an ihrem Platze geweſen."

„Und da ſie nun, obgleich mit einem der bravſten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war,

ſo widerrieth ſie ſo leidenſchaftlich meine beabſichtigte Verbindung mit Lili.“

Dienſtag den 29. März 1831.

Wir ſprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige characteriſtiſche Züge.

„Der verſtorbene Großherzog, ſagte er, war Mercken ſehr günſtig, ſo daß er ſich einſt für eine Schuld von viertauſend Thalern für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, ſo ſchickte Merck zu unſerer Verwunderung die Bürgſchaft zurück. Seine Umſtände hatten ſich nicht verbeſſert, und es war räthſelhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiederſah, löste er mir das Räthſel in folgenden Worten.“

„Der Herzog, ſagte er, iſt ein freygebiger, trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menſchen hilft, wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügſt du dieſen Herrn um das Geld, ſo wirket das nachtheilig für tauſend Andere; denn er wird ſein köſtliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menſchen werden darunter leiden, daß Einer ein ſchlechter Kerl war. — Was habe ich nun gethan? — ich habe ſpeculirt und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich dieſen darum betrüge, ſo thut's nichts, hätte ich aber

den guten Herrn darum betrogen, ſo wäre es Schade geweſen."

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieſes Mannes.

„Merck hatte das Eigene, fuhr Goethe fort, daß er im Geſpräch mitunter he! he! herauszuſtoßen pflegte. Dieſes Angewöhnen ſteigerte ſich, wie er älter wurde, ſo daß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge ſeiner vielen Speculationen, und endigte damit, ſich zu erſchießen. Er bildete ſich ein, er müſſe bankerott machen; allein es fand ſich, daß ſeine Sachen keineswegs ſo ſchlecht ſtanden, wie er es ſich gedacht hatte."

Mittwoch den 30. März 1831.

Wir reden wieder über das Dämoniſche.

„Es wirft ſich gern an bedeutende Figuren, ſagte Goethe, auch wählt es ſich gerne etwas dunkele Zeiten. In einer klaren proſaiſchen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit ſich zu manifeſtiren."

Goethe ſprach hiedurch aus, was ich ſelber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, ſo wie es immer Freude macht, unſere Gedanken beſtätigt zu ſehen.

Geſtern und dieſen Morgen las ich den dritten Band

ſeiner Biographie, wobey es mir war, wie bey einer fremden Sprache, wo wir, nach gemachten Fortſchritten, ein Buch wieder leſen, das wir früher zu verſtehen glaubten, das aber erſt jetzt in ſeinen kleinſten Theilen und Nüancen uns entgegentritt.

Ihre Biographie iſt ein Buch, ſagte ich, wodurch wir in unſerer Cultur uns auf die entſchiedenſte Weiſe gefördert ſehen.

„Es ſind lauter Reſultate meines Lebens, ſagte Goethe, und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit, zu beſtätigen.“

Was Sie unter andern von Baſedow erwähnen, ſagte ich, wie er nämlich zu Erreichung höherer Zwecke die Menſchen nöthig hat und ihre Gunſt erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er ſo ohne alle Rückſicht ſeine abſtoßenden religiöſen Anſichten äußert, und den Menſchen dasjenige, woran ſie mit Liebe hängen, verdächtig macht, ſolche und ähnliche Züge erſcheinen mir von großer Bedeutung.

„Ich dächte, ſagte Goethe, es ſteckten darin einige Symbole des Menſchenlebens. Ich nannte das Buch Wahrheit und Dichtung, weil es ſich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geiſt des Widerſpruchs, Wahrheit aus ſeinem Leben geſchrieben! — Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines ſolchen Mannes et-

was anderes seyn könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! — Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber, ohne daß sie es gewahr werden. Ein Factum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern in so fern es etwas zu bedeuten hatte."

Donnerstag den 31. März 1831.

Zu Tafel beym Prinzen mit Soret und Meyer Wir redeten über literarische Dinge, und Meyer erzählte uns seine erste Bekanntschaft mit Schiller.

„Ich ging, sagte er, mit Goethe in dem sogenannten Paradies bey Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst mit einander redeten. Er hatte seinen Don Carlos noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben, allein, als er zu größerem Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen."

Meyer erzählte sodann einige Züge von Jean Paul und Schlegel, die er beyde in einem Wirthshause zu Heidelberg getroffen; so wie Einiges aus seinem Aufent-

halte in Italien, heitere Sachen, die uns sehr behagten.

In Meyers Nähe wird es mir immer wohl, welches daher kommen mag, daß er ein in sich abgeschlossenes zufriedenes Wesen ist, das von der Umgebung wenig Notiz nimmt, und dagegen sein eigenes behagliches Innere in schicklichen Pausen hervorkehrt. Dabey ist er in allem fundirt, besitzt den höchsten Schatz von Kenntnissen, und ein Gedächtniß, dem die entferntesten Dinge gegenwärtig sind, als wären sie gestern geschehen. Er hat ein Übergewicht von Verstand, den man fürchten müßte, wenn er nicht auf der edelsten Cultur ruhte; aber so ist seine stille Gegenwart immer angenehm, immer belehrend.

Freitag den 1. April 1831.

Mit Goethe zu Tisch in mannigfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarell-Gemälde von Herrn v. Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bey einer Korb- und Decken-Verkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwey sitzende Frauen und ein dabey stehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist

ſo wahr und naiv, daß man nicht ſatt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerey, ſagte Goethe, ſteht in dieſem Bilde auf einer ſehr hohen Stufe. Nun ſagen die einfältigen Menſchen, Herr von Reutern habe in der Kunſt niemanden etwas zu verdanken, ſondern habe alles von ſich ſelber. Als ob der Menſch etwas anderes aus ſich ſelber hätte, als die Dummheit und das Ungeſchick! Wenn dieſer Künſtler auch keinen namhaften Meiſter gehabt, ſo hat er doch mit trefflichen Meiſtern verkehrt, und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunſt und Natur haben ihn ausgebildet. Er iſt vortrefflich, und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht ſagen, daß er Alles von ſich ſelber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künſtler ließe ſich allenfalls ſagen, er habe alles von ſich ſelber, allein von einem trefflichen nicht.“

Goethe zeigte mir darauf, von demſelbigen Künſtler, einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freygelaſſenen Stelle zu einer Inſchrift. Oben ſah man ein Gebäude im gothiſchen Styl; reiche Arabesken, mit eingeflochtenen Landſchaften und häuslichen Scenen, liefen zu beyden Seiten hinab; unten ſchloß eine anmuthige Waldpartie mit dem friſcheſten Grün und Raſen.

„Herr v. Reutern wünſcht, ſagte Goethe, daß ich ihm in die freygelaſſene Stelle etwas hineinſchreibe; allein ſein Rahmen iſt ſo prächtig und kunſtreich, daß ich mit meiner Handſchrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu dieſem Zweck einige Verſe gedichtet, und ſchon gedacht, ob es nicht beſſer ſey, ſie durch die Hand eines Schönſchreibers eintragen zu laſſen. Ich wollte es dann eigenhändig unterſchreiben. Was ſagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

Wenn ich Herr v. Reutern wäre, ſagte ich, ſo würde ich unglücklich ſeyn, wenn das Gedicht in einer fremden Handſchrift käme, aber glücklich, wenn es von Ihrer eigenen Hand geſchrieben wäre. Der Maler hat Kunſt genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu ſeyn, es kommt bloß darauf an, daß ſie echt, daß ſie die Ihrige ſey. Und dann rathe ich ſogar, es nicht mit lateiniſchen, ſondern mit deutſchen Lettern zu ſchreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Character hat, und es auch beſſer zu der gothiſchen Umgebung paßt.

„Sie mögen Recht haben, ſagte Goethe, und es iſt am Ende der kürzeſte Weg, daß ich ſo thue. Vielleicht kommt mir in dieſen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das ſchöne Bild einen Klecks mache, fügte er lachend hinzu, ſo mögt Ihr es verantworten." Schreiben Sie nur, ſagte ich, es wird recht ſeyn, wie es auch werde.

Dienstag den 5. April 1831.

Mittags mit Goethe. „In der Kunst, sagte er, ist mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr thun als sie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt sich sagen, daß er über seinem Talent stehe. Die Gegenstände aus allen Reichen der Natur sind ihm geläufig, er zeichnet eben so wohl Gründe, Felsen und Bäume, wie Thiere und Menschen; Erfindung, Kunst und Geschmack besitzt er im hohen Grade, und indem er eine solche Fülle in leichten Randzeichnungen gewissermaßen vergeudet, scheint er mit seinen Fähigkeiten zu spielen, und es geht auf den Beschauer das Behagen über, welches die bequeme freye Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt."

„In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und selbst das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muster als eine Anregung."

„Ich werde, fuhr Goethe fort, ein Exemplar dieser Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach

Schottland ſenden, und hoffe jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geſchenk zu machen."

Montag den 2. May 1831.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in dieſen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von Fauſt ſo gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieſer Scenen, ſagte er, iſt über dreyßig Jahre alt; ſie war von ſolcher Bedeutung, daß ich daran das Intereſſe nicht verloren, allein ſo ſchwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künſte wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſchreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg."

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftſtellers. „Es iſt ein Talent, ſagte er, dem der Parteyhaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie erſetzet, und wo geringe Talente bedeutend erſcheinen, indem ſie als Organ einer Partey auftreten. So auch findet man im Leben eine Maſſe von Perſonen, die nicht Character genug haben, um alleine zu ſtehen; dieſe werfen ſich gleichfalls an eine Partey,

wodurch ſie ſich geſtärkt fühlen und nun eine Figur machen."

„Béranger dagegen iſt ein Talent, das ſich ſelber genug iſt. Er hat daher auch nie einer Partey gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in ſeinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

Sonntag den 15. May 1831.

Mit Goethe in ſeiner Arbeitsſtube alleine zu Tiſch. Nach manchen heiteren Unterhaltungen brachte er zuletzt das Geſpräch auf ſeine perſönlichen Angelegenheiten, indem er aufſtand und von ſeinem Pulte ein beſchriebenes Papier nahm.

„Wenn einer, wie ich, über die achtzig hinaus iſt, ſagte er, hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt ſeyn, abgerufen zu werden, und daran denken, ſein Haus zu beſtellen. Ich habe, wie ich Ihnen ſchon neulich eröffnete, Sie in meinem Teſtament zum Herausgeber meines literariſchen Nachlaſſes ernannt, und habe dieſen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgeſetzt, die Sie mit mir unterzeichnen ſollen."

Mit dieſen Worten legte Goethe mir den Aufſatz vor, worin ich die nach ſeinem Tode herauszugebenden,

theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt, und überhaupt die näheren Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im Wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beyderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaction ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Puncte.

„Es könnte der Fall eintreten, sagte Goethe, daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der Farbenlehre weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, so daß die Hauptirrthümer der Newtonischen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zergliederung der Newtonischen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweyter Punct, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am

Ende des zweyten und dritten Theiles der Wanderjahre abgedruckt ſtehen.

Bey der begonnenen Umarbeitung und Vervollſtändigung dieſes früher in Einem Bande erſchienenen Romans, hatte Goethe nämlich ſeinen Anſchlag auf zwey Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke gedruckt ſteht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuſcript über die Erwartung, und da ſein Schreiber etwas weitläufig geſchrieben, ſo täuſchte ſich Goethe und glaubte, ſtatt zu zwey Bänden, zu dreyen genug zu haben, und das Manuſcript ging in drey Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewiſſen Puncte gediehen war, fand es ſich, daß Goethe ſich verrechnet hatte, und daß beſonders die beyden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuſcript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geſchrieben und eingeſchaltet werden konnte, ſo befand ſich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter dieſen Umſtänden ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er ſich zu helfen gedenke, indem er mir zwey ſtarke Manuſcript-Bündel vorlegte, die er zu dieſem Zweck hatte herbeyholen laſſen.

„In dieſen beyden Paketen, ſagte er, werden Sie

verſchiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelnheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Ausſprüche über Naturforſchung, Kunſt, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon ſechs bis acht gedruckte Bogen zuſammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen. Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt ſich damit rechtfertigen, daß bey Makarien von einem Archiv geſprochen wird, worin ſich dergleichen Einzelnheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus, und haben zugleich den Vortheil, durch dieſes Vehikel eine Maſſe ſehr bedeutender Dinge ſchicklich in die Welt zu bringen."

Ich billigte den Vorſchlag und machte mich ſogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction ſolcher Einzelnheiten in weniger Zeit. Goethe ſchien ſehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwey Hauptmaſſen zuſammengeſtellt; wir gaben der einen den Titel: Aus Makariens Archiv, und der anderen die Aufſchrift: Im Sinne der Wanderer, und da Goethe gerade zu dieſer Zeit zwey bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schillers Schädel, und ein anderes: Kein Weſen kann zu nichts zerfallen, ſo hatte er den Wunſch, auch dieſe Gedichte ſogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten ſie alſo dem Schluſſe der beyden Abtheilungen an.

Als nun aber die Wanderjahre erſchienen, wußte niemand, wie ihm geſchah. Den Gang des Romans ſah man durch eine Menge räthſelhafter Sprüche unterbrochen, deren Löſung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künſtlern, Naturforſchern und Literatoren zu erwarten war, und die allen übrigen Leſern, zumal Leſerinnen, ſehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beyden Gedichte ſo wenig verſtanden, als es geahnet werden konnte, wie ſie nur möchten an ſolche Stellen gekommen ſeyn.

Goethe lachte dazu. „Es iſt nun einmal geſchehen, ſagte er heute, und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bey Herausgabe meines Nachlaſſes dieſe einzelnen Sachen dahin ſtellen, wohin ſie gehören; damit ſie, bey einem abermaligen Abdruck meiner Werke, ſchon an ihrem Orte vertheilt ſtehen, und die Wanderjahre ſodann, ohne die Einzelnheiten und die beyden Gedichte, in zwey Bänden zuſammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war.“

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunſt bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunſtgegenſtände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen, ſo wie alles Ethiſche und Literariſche in einen gleichfalls paſſenden Band dereinſt zu vertheilen habe.

Mittwoch den 25. Mai 1831.

Wir ſprachen über Wallenſteins Lager. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an dieſem Stücke Theil gehabt, und daß beſonders die Capuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deßhalb heute bey Tiſch, und er gab mir folgende Antwort.

„Im Grunde, ſagte er, iſt alles Schillers eigene Arbeit. Da wir jedoch in ſo einem Verhältniß mit einander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchſprach, ſondern auch die Ausführung, ſo wie ſie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, ſo mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Capuziner-Predigt ſchickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn ſogleich jene Predigt mit großem Geiſte zuſammenſtellte.“

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwey Verſen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wiſſen wollte, wie der Bauer zu den falſchen Würfeln gekommen, ſo ſchrieb ich dieſe Verſe eigenhändig in das Manuſcript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, ſondern in ſeiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne

viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein ſorgfältiges Motiviren war, wie ich ſchon geſagt, nicht ſeine Sache, woher denn auch die größere Theater-Wirkung ſeiner Stücke kommen mag."

Sonntag den 29. May 1831.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der ſich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieſes zu bemerken, ſagte er, denn es zeugt von einem zu zarten Gewiſſen, welches das eigene moraliſche Selbſt ſo hoch ſchätzet, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein ſolches Gewiſſen macht hypochondriſche Menſchen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird."

Man hatte mir in dieſen Tagen ein Neſt junger Graſemücken gebracht, nebſt einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr ſeine Jungen zu füttern, ſondern wie er ſogar, aus dem Fenſter frey gelaſſen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine ſolche, Gefahr und Gefangenſchaft überwindende, elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erſtaunen darüber heute gegen Goethe. „Närriſcher Menſch! antwortete er mir lächelnd bedeu-

tungsvoll, wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern."

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt."

„Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! — So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Eine ähnliche Äußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myrons Kuh mit dem säugenden Kalbe gesendet wurde. „Hier, sagte er, haben wir einen Gegenstand der höchsten Art; das, die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende, ernährende Princip ist uns hier in einem schönen Gleichniß vor Augen; dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

Montag den 6. Juny 1831.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von Faust. Ich las bis zu

der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt iſt, und Fauſt in der Nacht, auf dem Balkon ſeines Palaſtes ſtehend, den Rauch riecht, den ein leiſer Wind ihm zuwehet.

Die Namen Philemon und Baucis, ſagte ich, verſetzen mich an die phrygiſche Küſte, und laſſen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken; aber doch ſpielet unſere Scene in der neueren Zeit und in einer chriſtlichen Landſchaft.

„Mein Philemon und Baucis, ſagte Goethe, hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der ſich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charactere dadurch zu heben. Es ſind ähnliche Perſonen und ähnliche Verhältniſſe, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günſtig.“

Wir redeten ſodann über den Fauſt, den das Erbtheil ſeines Characters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlaſſen hat, und den, bey allen Schätzen der Welt, und in einem ſelbſtgeſchaffenen neuen Reiche, ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen genieren, die nicht ſein ſind. Er iſt darin dem israelitiſchen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu beſitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboths hätte.

„Der Fauſt, wie er im fünften Act erſcheint, ſagte Goethe ferner, ſoll nach meiner Intention gerade hundert Jahr alt ſeyn, und ich bin nicht gewiß, ob es

nicht etwa gut wäre, dieſes irgendwo ausdrücklich zu bemerken."

Wir ſprachen ſodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerkſam, wo es heißt:

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
Den können wir erlöſen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„In dieſen Verſen, ſagte er, iſt der Schlüſſel zu Fauſt's Rettung enthalten. In Fauſt ſelber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es ſteht dieſes mit unſerer religiöſen Vorſtellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft ſelig werden, ſondern durch die hinzukommende göttliche Gnade."

„Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, ſehr ſchwer zu machen war, und daß ich, bey ſo überſinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen, mich ſehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetiſchen Intentionen, durch die ſcharf umriſſenen chriſtlich-kirchlichen Figuren und Vorſtellungen, eine wohlthätig beſchränkende Form und Feſtigkeit gegeben hätte."

Den noch fehlenden vierten Act vollendete Goethe darauf in den nächſten Wochen, ſo daß im Auguſt der ganze zweyte Theil geheftet und vollkommen fertig da-lag. Dieſes Ziel, wonach er ſo lange geſtrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben, ſagte er, kann ich nunmehr als ein reines Geſchenk anſehen, und es iſt jetzt im Grunde ganz einerley, ob und was ich noch etwa thue."

Mittwoch, den 21. December 1831.

Mit Goethe zu Tiſch. Wir ſprachen, woher es ge-kommen, daß ſeine Farbenlehre ſich ſo wenig verbreitet habe. „Sie iſt ſehr ſchwer zu überliefern, ſagte er, denn ſie will, wie Sie wiſſen, nicht bloß geleſen und ſtudirt, ſondern ſie will gethan ſeyn, und das hat ſeine Schwierigkeit. Die Geſetze der Poeſie und Malerey ſind gleichfalls bis auf einen gewiſſen Grad mitzuthei-len, allein, um ein guter Poet und Maler zu ſeyn, bedarf es Genie, das ſich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in ſeiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geiſt, der Vieles zu überſehen ver-mag, und iſt eine ſeltene Gabe, die ſich nur bey ganz vorzüglichen Naturen findet."

„Und auch damit iſt es noch nicht gethan. Denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler iſt, ſondern wie eine unausgeſetzte Übung hinzu kommen muß, ſo iſt es auch bey der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichſten Geſetze kenne und den geeigneten Geiſt habe, ſondern er muß ſich immerfort mit den einzelnen oft ſehr geheimnißvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thun machen.“

„So wiſſen wir z. B. im Allgemeinen recht gut, daß die grüne Farbe durch eine Miſchung des Gelben und Blauen entſteht; allein bis einer ſagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwaſſers, dieſes erfordert ein ſo allſeitiges Durchſchreiten des Farbenreiches und eine daraus entſpringende ſolche Höhe von Einſicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt iſt.“

Zum Nachtiſch betrachteten wir darauf einige Landſchaften von Pouſſin. „Diejenigen Stellen, ſagte Goethe bey dieſer Gelegenheit, worauf der Maler das höchſte Licht fallen läßt, laſſen kein Detail in der Ausführung zu; weßhalb denn Waſſer, Felsſtücke, nackter Erdboden und Gebäude, für ſolche Träger des Hauptlichtes die günſtigſten Gegenſtände ſind. Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künſtler nicht wohl an ſolchen Lichtſtellen gebrauchen.“

„Ein Landſchaftsmaler, ſagte Goethe ferner, muß viele Kenntniſſe haben. Es iſt nicht genug daß er Perſpective, Architektur und die Anatomie des Menſchen und der Thiere verſtehe, ſondern er muß ſogar auch einige Einſichten in die Botanik und Mineralogie beſitzen. Erſtere, damit er das Charakteriſtiſche der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Character der verſchiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verſtehe. Doch iſt deßhalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache ſey, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonſchiefer- und Sandſtein-Gebirgen zu thun hat, und er nur zu wiſſen braucht, in welchen Formen es liegt, wie es ſich bey der Verwitterung ſpaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln."

Goethe zeigte mir ſodann einige Landſchaften von Hermann von Schwanefeld, wobey er über die Kunſt und Perſönlichkeit dieſes vorzüglichen Menſchen Verſchiedenes ausſprach.

„Man findet bey ihm, ſagte er, die Kunſt als Neigung und die Neigung als Kunſt, wie bey keinem andern. Er beſitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der ſich uns mittheilt wenn wir ſeine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, ſtudirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meiſter er ſich auf das vollkommenſte ausbildete und ſeine ſchöne Eigenthümlichkeit auf das freyeſte entwickelte."

Wir ſchlugen darauf in einem Künſtler-Lexicon nach, um zu ſehen, was über Hermann von Schwanefeld geſagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er ſeinen Meiſter nicht erreicht habe. „Die Narren! ſagte Goethe, Schwanefeld war ein Anderer als Claude Lorrain, und dieſer kann nicht ſagen, daß er ein Beſſerer geweſen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unſere Biographen und Lexiconſchreiber von uns ſagen, ſo wäre es ein ſchlechtes Metier, und überall nicht der Mühe werth.“

Am Schluſſe dieſes und zu Anfange des nächſten Jahres wandte ſich Goethe ganz wieder ſeinen Lieblingsſtudien, den Naturwiſſenſchaften, zu, und beſchäftigte ſich theils, auf Anregung von Boiſſerée, mit fernerer Ergründung der Geſetze des Regenbogens, ſo wie beſonders auch, aus Theilnahme an dem Streit zwiſchen Cuvier und St. Hilaire, mit Gegenſtänden der Metamorphoſe der Pflanzen- und Thier-Welt. Auch redigirte er mit mir gemeinſchaftlich den hiſtoriſchen Theil der Farbenlehre, ſo wie er auch an einem Capitel über die Miſchung der Farben innigen Antheil nahm, das ich auf ſeine Anregung, um in den theoretiſchen Band aufgenommen zu werden, bearbeitete.

Es fehlte in dieſer Zeit nicht an mannigfachen intereſſanten Unterhaltungen und geiſtreichen Äußerungen ſeinerſeits. Allein, wie er in völliger Kraft und Friſche mir täglich vor Augen war, ſo dachte ich es würde immer ſo fortgehen, und war in Auffaſſung ſeiner Worte gleichgültiger als billig, bis es denn endlich zu ſpät war, und ich am 22. März 1832 mit Tauſenden von edlen Deutſchen ſeinen unerſetzlichen Verluſt zu beweinen hatte.

Folgendes notirte ich nicht lange darauf aus der nächſten Erinnerung.

Anfangs März 1832.

Goethe erzählte bey Tiſch, daß der Baron Carl v. Spiegel ihn beſucht, und daß er ihm über die Maßen wohl gefallen. „Er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann, ſagte Goethe; er hat in ſeiner Art, in ſeinem Benehmen ein Etwas, woran man ſogleich den Edelmann erkennet. Seine Abkunft könnte er eben ſo wenig verleugnen, als jemand einen höheren Geiſt verleugnen könnte. Denn Beydes, Geburt und Geiſt, geben dem, der ſie einmal beſitzet, ein Gepräge, das ſich durch kein Incognito verbergen läßt. Es ſind Gewalten wie die Schönheit, de-

nen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden, daß ſie höherer Art ſind."

Einige Tage ſpäter.

Wir ſprachen über die tragiſche Schickſals-Idee der Griechen.

„Dergleichen, ſagte Goethe, iſt unſerer jetzigen Denkungsweiſe nicht mehr gemäß, es iſt veraltet, und überhaupt mit unſeren religiöſen Vorſtellungen in Widerſpruch. Verarbeitet ein moderner Poet ſolche frühere Ideen zu einem Theaterſtück, ſo ſieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es iſt ein Anzug, der längſt aus der Mode gekommen iſt, und der uns, gleich der römiſchen Toga, nicht mehr zu Geſichte ſteht."

„Wir Neueren ſagen jetzt beſſer mit Napoleon: die Politik iſt das Schickſal. Hüten wir uns aber mit unſeren neueſten Literatoren zu ſagen, die Politik ſey die Poeſie, oder ſie ſey für den Poeten ein paſſender Gegenſtand. Der engliſche Dichter Thomſon ſchrieb ein ſehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein ſehr ſchlechtes über die Freyheit; und zwar nicht aus Mangel an Poeſie im Poeten, ſondern aus Mangel an Poeſie im Gegenſtande."

„So wie ein Dichter politiſch wirken will, muß er

ſich einer Partey hingeben; und ſo wie er dieſes thut, iſt er als Poet verloren; er muß ſeinem freyen Geiſte, ſeinem unbefangenen Überblick Lebewohl ſagen, und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Haſſes über die Ohren ziehen."

„Der Dichter wird als Menſch und Bürger ſein Vaterland lieben, aber das Vaterland ſeiner poetiſchen Kräfte und ſeines poetiſchen Wirkens iſt das Gute, Edle und Schöne, das an keine beſondere Provinz und an kein beſonderes Land gebunden iſt, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er iſt darin dem Adler gleich, der mit freyem Blick über Ländern ſchwebt, und dem es gleichviel iſt, ob der Haſe, auf den er hinabſchießt, in Preußen oder in Sachſen läuft."

„Und was heißt denn: ſein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen, und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken? — An einen Dichter ſo ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre eben ſo, als wenn man von einem Regiments-Chef verlangen wolle: er müſſe, um ein rechter Patriot zu ſeyn, ſich in politiſche Neuerungen verflechten und darüber ſeinen nächſten Beruf vernachläſſigen. Das Vaterland

eines Regiments-Chefs aber iſt ſein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot ſeyn, wenn er ſich um politiſche Dinge gar nicht bemüht als ſo weit ſie ihn angehen, und wenn er dagegen ſeinen ganzen Sinn und ſeine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillons richtet, und ſie ſo gut einzuexerciren und in ſo guter Zucht und Ordnung zu erhalten ſucht, daß ſie, wenn das Vaterland einſt in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann ſtehen."

„Ich haſſe alle Pfuſcherey wie die Sünde, beſonders aber die Pfuſcherey in Staatsangelegenheiten, woraus für Tauſende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht."

„Sie wiſſen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das was über mich geſchrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, ſo ſauer ich es mir auch mein Lebelang habe werden laſſen, all mein Wirken in den Augen gewiſſer Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verſchmäht habe, mich in politiſche Parteyungen zu mengen. Um dieſen Leuten recht zu ſeyn, hätte ich müſſen Mitglied eines Jacobiner-Clubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über dieſen ſchlechten Gegenſtand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweiſe tadelte Goethe die von Anderen ſo ſehr geprieſene politiſche Richtung in Uhland. „Geben Sie

Acht, ſagte er, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände ſeyn und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, iſt keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit ſeinem Geſange wird es aus ſeyn, und das iſt gewiſſermaßen zu bedauern. Schwaben beſitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt ſind, um Mitglied der Stände zu ſeyn, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland."

Der letzte Fremde, den Goethe gaſtfreundlich bey ſich bewirthete, war der älteſte Sohn der Frau von Arnim; das Letzte was er geſchrieben, waren einige Verſe in das Stammbuch des gedachten jungen Freundes.

Am andern Morgen nach Goethe's Tode ergriff mich eine tiefe Sehnſucht, ſeine irdiſche Hülle noch einmal zu ſehen. Sein treuer Diener Friedrich ſchloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgeſtreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Feſtigkeit waltete auf den Zügen ſeines erhaben-edlen Geſichts. Die mächtige Stirn ſchien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer

Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllet, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz, — es war überall eine tiefe Stille, — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Thränen freyen Lauf zu lassen.

82830099

Digitized by Google